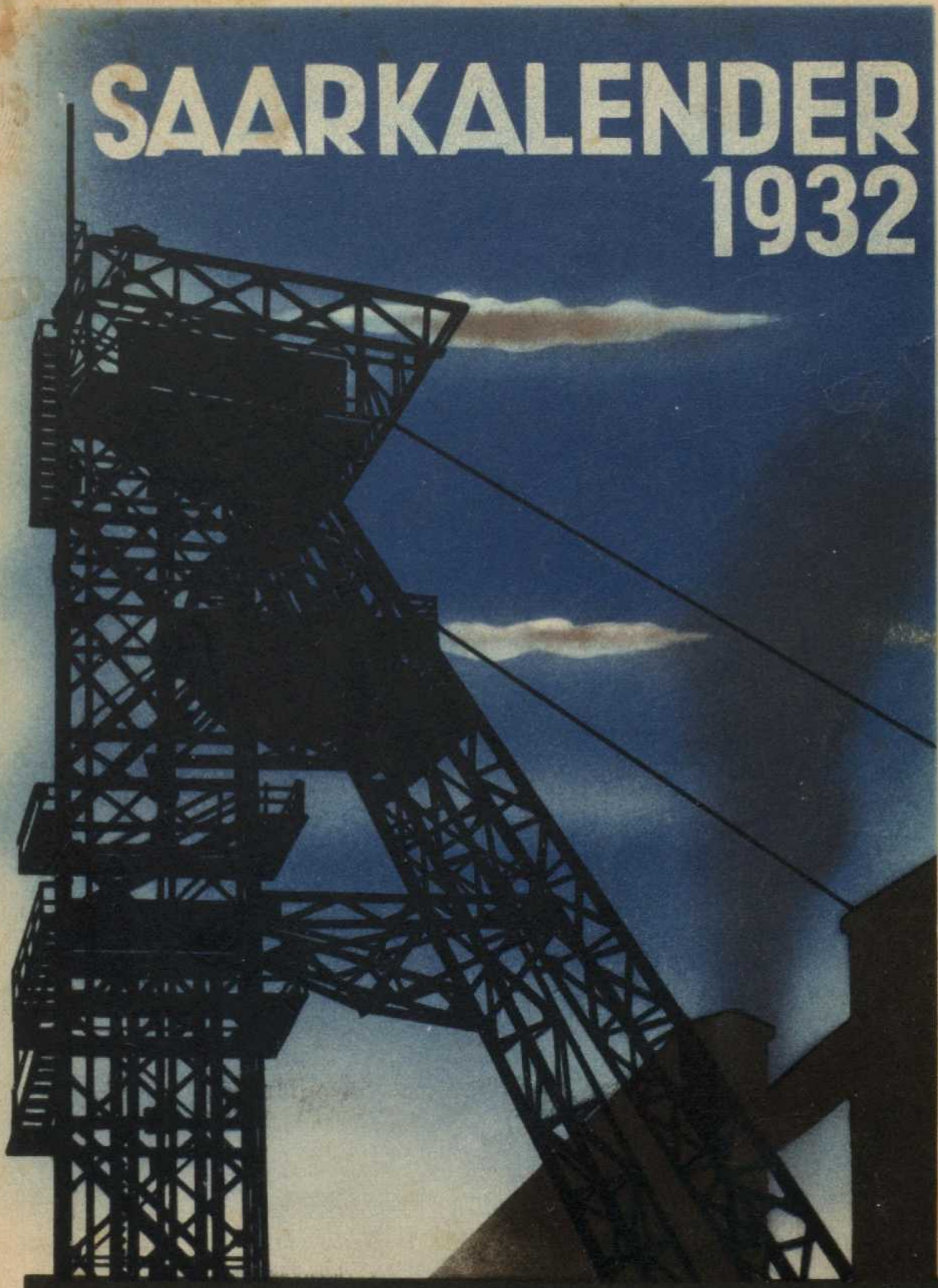
SAARKALENDER 1932



HERAUSGEBER: ALBERT ZÜHLKE, SAARBRÜCKEN

DRUCK U. VERLAG: GEBR. HOFER AG., SAARBRÜCKEN

GEBR. RÖCHLING
BANK
SAARBRÜCKEN

Telegramm-Adresse:
RÖCHLING SAARBRÜCKEN

Tel. Nr. 1, 3400—3411
Reichsbank-Giro-Konto

Postscheck-Konto:
KÖLN NR. 741 FÜR MARK
SAARBRÜCKEN Nr. 5
FÜR FRANKEN

STAMMHAUS SAARBRÜCKEN 1
Wilhelm-Heinrich-Str. 16

ZWEIGANSTALTEN IN:

Saarbrücken 3 (St. Johann)
Sulzbach (Saar)
St. Wendel, Merzig (Saar)
Neunkirchen (Saar)
Saarlouis
Völklingen (Saar)
Homburg (Saar)
Zweibrücken, Birkenfeld

AGENTUR IN BAUMHOLDER

RÖCHLING & CO. BANK
BASEL

ERLEDIGUNG ALLER BANKMÄSSIGEN GESCHÄFTE

STAHL-KAMMER, SCHRANKFÄCHER
ZUM SELBSTVERSCHLUSS

Blick auf Frankenholz und die weitgedehnte Hügellandschaft des Höcherberggebiets

phot M. Wentz

Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk,
Das höchste Gut des Volkes ist sein Recht,
Des Volkes Seele lebt in seiner Sprache,
Dem Volk, dem Recht und seiner Sprache treu
Fand uns der Tag,
Wird jeder Tag uns finden.

Felix Dahn.

Der Saarkalender

Ein Volksbuch für heimatliche Geschichtsforschung, Kunst, Naturwissenschaft, für saarländische Literatur, Statistik und Volkshumor

1932

X. Jahrgang

Herausgeber Albert Zühlke, Saarbrücken
Druck und Verlag von Gebr. Hofer A.-G., Saarbrücken, Völklingen

Z647

Von diesem Buche sind hundert Exemplare auf Kunstdruckpapier hergestellt, in Ganzledereinband gebunden, numeriert u. vom Herausgeber signiert.

Ehre,
Freiheit, Vaterland!

Du altes Reis am deutschen Stamme,
Ob auch dein Glück darniederliegt,
Du gleichest einer heil'gen Flamme,
Die allertiefstes Leid besiegt.

Du bist's, dem's immer wieder tagte,
Sooft auch uns die Nacht umgraut,
Du Heimatland, das nie verzagte,
Auf unsern Gott und sich vertraut.

Es bleibe dir, ob ungeschrieben,
Was **Ehre** fordert und die Pflicht:
Verlerne nie das deutsche Lieben,
Vergiß der Väter Erbe nicht!

Zur **Freiheit** bist du auserkoren,
Drum schmiede deine Seele hart,
Dem **Vaterlande** geht verloren,
Wer weicht von stolzer Heimatart:

Das Auge offen, klar und helle,
Ohn' jede Furcht und ohne Scheu,
Ein tapf'res Herz an rechter Stelle,
Und dieses Herz voll deutscher Treu.

A. Z.

Zum Geleit

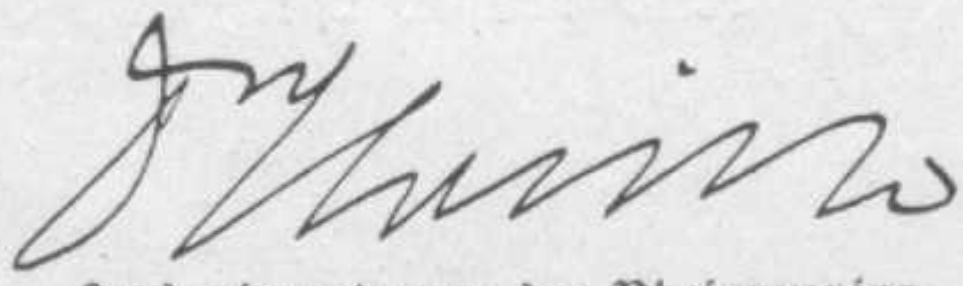
Kann und darf ein Geleitwort für den Saarkalender 1932 an der Tatsache vorbeigehen, daß auf unserem deutschen Vaterlande unter dem Drucke der Weltwirtschafts- und Reparationskrise zur Zeit schwerste Sorgen lasten? Soll man sich etwa hüten, im Hinblick auf die näher rückende Stunde der Befreiung den Saarländern gegenüber zu sehr zu betonen, daß ihre deutsche Heimat aufs schwerste ringt? Nein. Die Saarländer wissen es, es geht uns in Deutschland wirtschaftlich nicht gut, es geht uns zur Zeit — im Juni 1931 — schlechter als im Saargebiet.

Aber die Saarländer wissen auch, daß ihre wirtschaftliche Verflechtung mit uns eine so enge ist und bleiben wird, daß auf die Dauer die Krise, wenn sie uns zu Boden drücken würde, zumal sie nicht nur wirtschaftlich, sondern hochpolitisch sich auswirken würde, auch das Saarland in dem gleichen Strudel mit erfassen würde.

Aber was ist überhaupt Krise und was ist wirtschaftliche Lage zwischen uns und dem Saargebiet? Blut ist dicker und bindet fester als das vorüberrauschende Wasser wirtschaftlicher Prosperität. Dem Saarländer braucht man wahrhaftig nicht zuzurufen:

„O, wolle fühlen, welchen Stamm's du bist!
Wirf nicht für eitel Glanz und Flitterschein
Die reichen Perlen deines Wertes hin!
Die angebornen Bande knüpfe fest!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft,
Dort in der fremden Welt stehst du allein!

Mit tief innigem Empfinden spürt der Saarländer, daß seine Kraft allein im Mutterboden der deutschen Heimat wurzelt. Das Saarland ist ein unlösbarer Ast der deutschen Eiche, die, mögen auch gegenwärtig noch so schwere Stürme sie schütteln, auch diesen harten Wettern trotzen wird.



Landeshauptmann der Rheinprovinz.

Vorwort

In drückender Not, in beklemmender Sorge um Heimat und Reich geht das saarländische Jahrbuch zum zehnten Male hinaus zu allen Landsleuten nah und fern. Es kann nicht sagen und singen von der alten Heimat Glück, von des lieben Vaterlandes Herrlichkeit; wie liegt dies alles, alles heut zurück, im Nebelgrau umfangen, so fern und sternenweit. Wir harren aus, Verzweiflung wäre doch nur Tod, und ob du, deutsche Seele, heute weinst, es naht auch dir das Morgenrot und du wirst glücklich sein wie einst. Und wenn auch unser innerstes Sein verwundet ist, kein Tag, der nicht das Geistesschwert hart und scharf finde. Und hierin allen voran in Einigkeit und Haltung das Saargebiet. Ungeschminkt und nicht „durch der Parteien Haß und Gunst verwirrt" will ich in diesem Buche ein Bild unseres Volksempfindens zeichnen, unseren ehrenvollen Kampf in wilder Sturmzeit vorüberziehen lassen. Unsere Vorfahren haben oft im Laufe der Zeiten ebenso bitteres wie wir durchkämpfen müssen, aber über ihre Stimmung erfahren wir herzlich wenig. Mühevolle Arbeit, vom Glück begünstigt, ließ immerhin einiges zu Tage fördern. Es liegt in der menschlichen Natur, Unglück zu vergessen, glückliche Zeiten aber fest in der Erinnerung zu halten. Wir wollen aber unsere Notjahre nicht der Vergessenheit anheimfallen lassen. Der „Saarkalender" will daher alle wesentlichen politischen und wirtschaftlichen Momente unserer Verbannung vom Reich gewissenhaft aufzeichnen für unsere Enkel und Nachfahren. Wir kämpfen nicht um eitlen Ruhm, nein, um den Sieg des Großen und des Guten; es läßt der Väter Heldentum auch uns für deutsche Freiheit bluten.

Von den „Saarkalendern" sind seit seinem stets so dankbar aufgenommenen Erscheinen bereits viele Zehntausende ins Reich und Ausland gewandert, machen die Runde und werben für uns. Stöße von Dankesschreiben aus allen Richtungen der Windrose sind wieder bei mir eingetroffen. Sie zeigen, daß rührende Heimatliebe einer der edelsten Züge

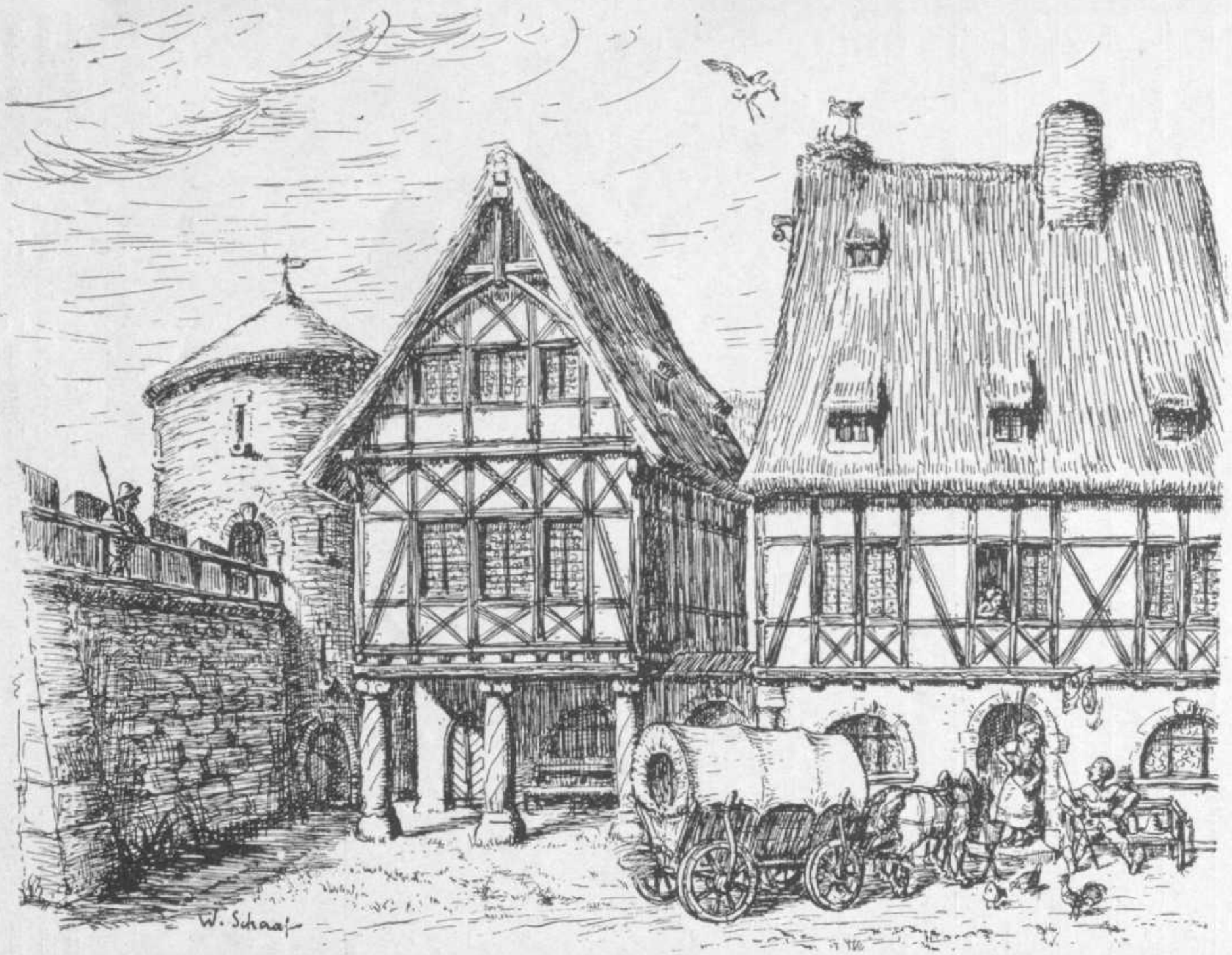
im Charakter der Saarländer ist. Wie wenn ein Kind in der Ferne sich nach der kranken Mutter sehnt, so klingen Töne innigen Mitgefühls in allen Zuschriften und mit ihnen der Stolz auf unsere Haltung. Durchgehends wird dabei auch um einen Ausbau des Jahrbuches gebeten. Viele Wünsche werden laut um eine ausführlichere Chronik, um eine kräftig fortzusetzende, vermehrte Sammlung der harmlosen, alten heimischen Anekdoten und Witze usw. Soweit es mir bei dem festgesetzten Umfang des Buches möglich war, ist es mir eine Freude gewesen, den Wünschen zu folgen. Andere Verlangen konnte ich zu meinem Leidwesen nicht verwirklichen, denn schon schwillt mir bei den enggefaßten Zielen das Buch unter der Hand an wie Faustens Pudel. Wichtige Kapitel wie die Entfaltung, das Blühen und die Pflege deutscher Kunst an der Saar, der Turnerei, des Sportes u. a. verlangen in ihrer heutigen Bedeutung für uns ein Buch für sich allein. Mit ein paar knappen Aufsätzen läßt sich das nicht abtun. Diese Erkenntnis ist schmerzlich, aber es muß da leider bei den notwendigsten Notizen bleiben.

Zu besonderer Freude gereicht es gewiß allen, daß der Landeshauptmann der Rheinprovinz, Dr. h. c. Horion, diesem Jahrbuch das Geleitwort geschrieben hat. Er fühlt mit uns, und auch das Saargebiet, trotz aller gewaltsam gezogenen Trennungslinien moralisch und innerlich zum Rheinland gehörend, erblickt in ihm den höchsten Verwaltungsbeamten eines Landesteiles, von dem uns kein Unrecht und keine Gewalt trennen kann. Was Dr. Horion uns zuruft, wollen wir mit aller Leidenschaft des Herzens und in dem unbeirrbaren Glauben an Deutschlands Wiederaufstieg festhalten. Des Vaterlandes Schicksal wird immer das unsrige sein. Wenn wir uns selbst zum Opfer bringen, in Gottespflicht ein einig Volk zu sein, so wird es alter Kraft gelingen, das Reich und uns vom Elend zu befrei'n.

Trotz allem Druck und Leid den Freunden des Saarkalenders ein hoffnungsfrohes Glückauf und treuen Gruß.

A. Z.

Saarbrücken, im Juni 1931.

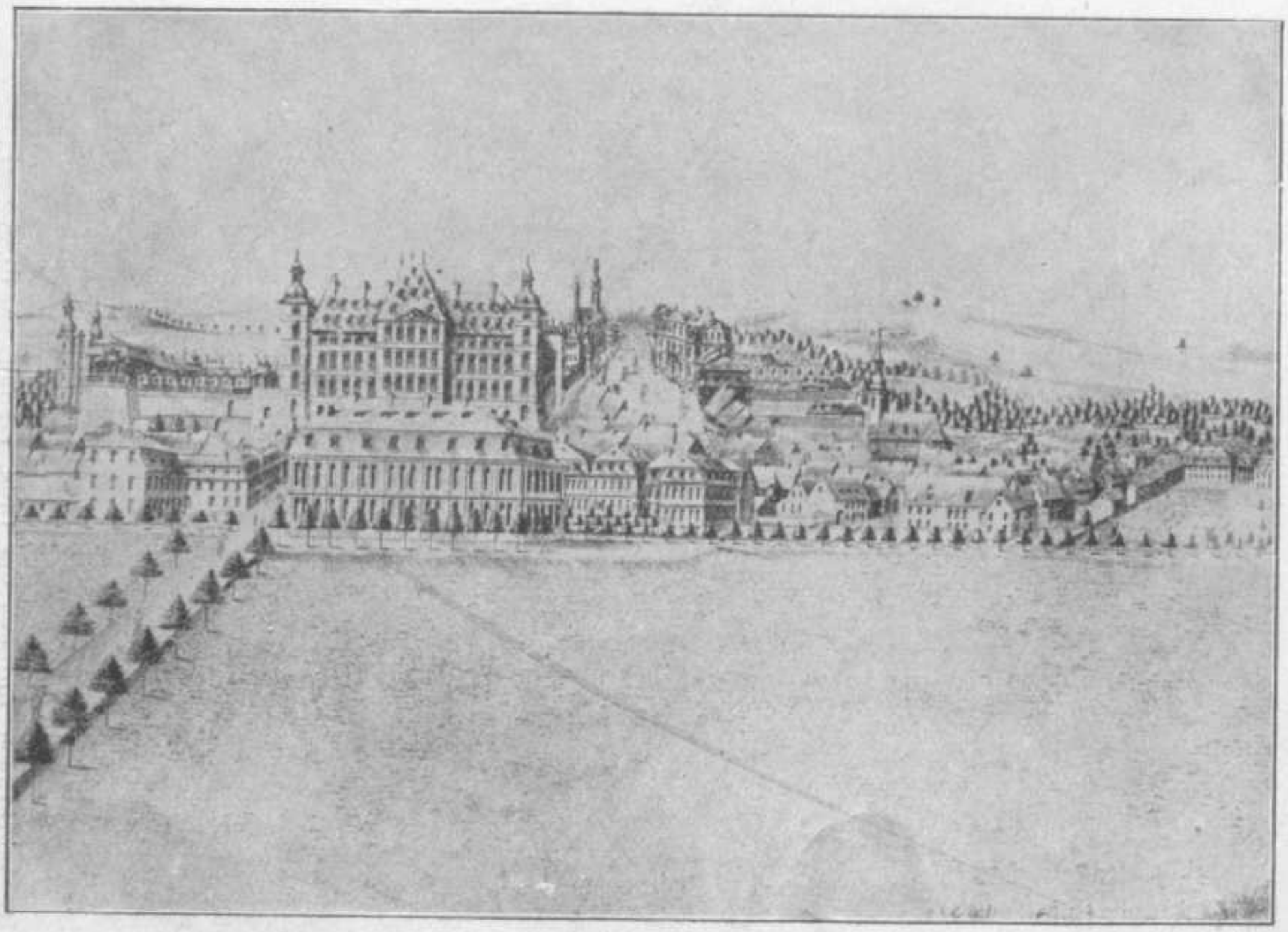


Das alte Saarbrücker Rathaus um 1498, rekonstr. v. W. Schaaf.

Januar oder Schneemond 1932

1. Woche	Dat.	2. Woche	Dat.	3. Woche	Dat.	4. Woche	Dat.	5. Woche	Dat.	6. Woche	Dat.
		Sonntag	3	**Sonntag**	10	**Sonntag**	17	**Sonntag**	24	**Sonntag**	31
		Montag	4	Montag	11	Montag	18	Montag	25		
		Dienstag	5	Dienstag	12	Dienstag	19	Dienstag	26		
		Mittwoch Hl. 3 Könige	6	Mittwoch	13	Mittwoch	20	Mittwoch	27		
		Donnerst.	7	Donnerst.	14	Donnerst.	21	Donnerst.	28		
Freitag (Neujahr	1	Freitag ●	8	Freitag)	15	Freitag	22	Freitag	29		
Samstag	2	Samstag	9	Samstag	16	Samstag○	23	Samstag (	30		

Blieskastel.



Eine der prachtvollsten Schloßbauten der Renaissance stand in Blieskastel. Die Grafen von Blieskastel hatten sich ein in bescheidenen Verhältnissen gehaltenes Schlößchen erbaut. Erst durch einen großangelegten Umbau des Grafen von der Leyen im Jahre 1771 erhielt das Schloß besondere Bedeutung. 1793 wurde der herrliche Schloßbau von den französischen Funktionären auf Abbruch verkauft. Von dem einstigen Prachtbau, der mit Nebengebäuden die ganze Fläche des Schloßberges deckte, ist heute nur noch die Orangerie vorhanden.

Januar.

Umkrallt das Herz auch Schnee und Eis,
Tiefinnen quillt in Lieb und Zorn
Dem deutschen Lenz zu Lob und Preis
Ein unergründlich tiefer Born.

Umfängt auch heut' der Frost das Tal,
Er weicht dereinst des Lichtes Flut;
Die Sonne kommt auch uns einmal,
Und alles wird noch wieder gut. A. Z.

Die „Saar" Land und Sitz des Völkerbundes.

Um Frankreich den Grubenbesitz zu sichern,
will Graf de Fels das Saargebiet zum Staat
des Völkerbundes erklärt wissen.
Saarbrücken soll Genf ablösen.

„Den Zukunftssturm im Völkerleben
— Ist das nicht jedem sonnenklar —
Ihn wird das schöne Ziel beheben:
Dem Völkerbund das Land der Saar!

Ein eig'ner Staat, o welch' Entzücken,
So klein, doch Mittelpunkt der Welt!
Vergnügten Sinnes sieht Saarbrücken
Viel fremdes Volk und noch mehr Geld."

Herr Graf, wie schön ihr hier auch plappert:
„Du, liebes Saarland, komm, genieß!"
Sobald ein Possenreißer klappert
Erscheint Genuß nicht allzu süß.

Da hätte Frankreich uns're Gruben,
Das Volk wär' jeder Freiheit bar,
Behandelt wie die bösen Buben,
Wie's welsche Art von jeher war.

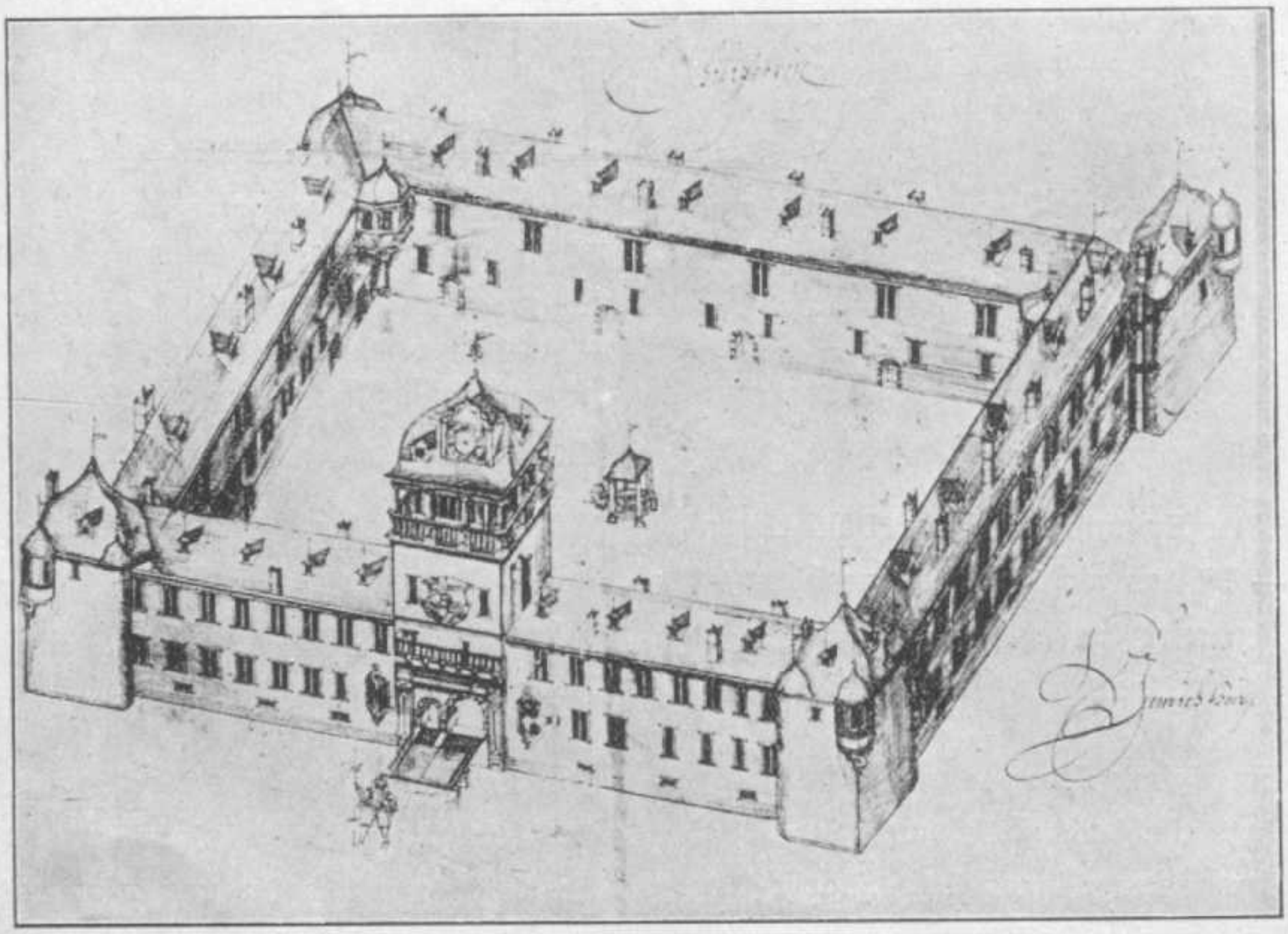
Das Fangnetz, noch so fein gesponnen,
Es schlüpft euch nie die „Saar" hinein.
Es bleibt, was ihr für uns ersonnen,
Noch immer trügerischer Schein."

Da schlägt de Fels die Augen nieder,
Die Heimat aber spöttisch lacht:
„La France hat leider einmal wieder
Die Rechnung ohne uns gemacht." A. Z.

Februar oder Hornung 1932

6. Woche	Dat.	7. Woche	Dat.	8. Woche	Dat.	9. Woche	Dat.	10. Woche	Dat.
		Sonntag	7	**Sonntag** ☽	14	**Sonntag**	21	**Sonntag** ☾	28
Montag	1	Montag	8	Montag	15	Montag ♑	22	Montag	29
Dienstag	2	Dienstag Fastnacht	9	Dienstag	16	Dienstag	23		
Mittwoch	3	Mittwoch Aschermittwoch	10	Mittwoch	17	Mittwoch	24		
Donnerstag	4	Donnerstag	11	Donnerstag	18	Donnerstag	25		
Freitag	5	Freitag	12	Freitag	19	Freitag	26		
Samstag ♌	6	Samstag	13	Samstag	20	Samstag	27		

Neuhaus.



Das Jagdschloß Philippsborn wurde erst im 18. Jahrhundert durch Umbau eines bereits vorhandenen alten Forsthauses erbaut. Hier hielten die Saarbrücker Grafen zu Zeiten Hof und von hier aus fanden großangelegte Parforcejagden in den wildreichen Wäldern des Fischbach- und Köllertales statt. Nur wenige Reste sind von dem einst stolzen Schloßbau sichtbar. Einer der wehrhaften Ecktürme flankiert heute noch das Forsthaus und im Garten wurde eine Treppe freigelegt, die zu einem unterirdischen auf freistehenden Säulen erstellten Gang führt. 1793 wurde das Schloß von den Franzosen zerstört.

Februar.

Das Narrenspiel sei froh begrüßt,
Doch was es nebenbei beschert,
— Wenn's manches Mädchen vorher wüßt —
Erscheinet nicht begehrenswert.

Sie küßte ihn, er schwärmt sie an,
Wie arg verliebte Herzen sind,
Und fing sie sich auch keinen Mann,
So holte sie sich doch ein — Kind. A. Z.

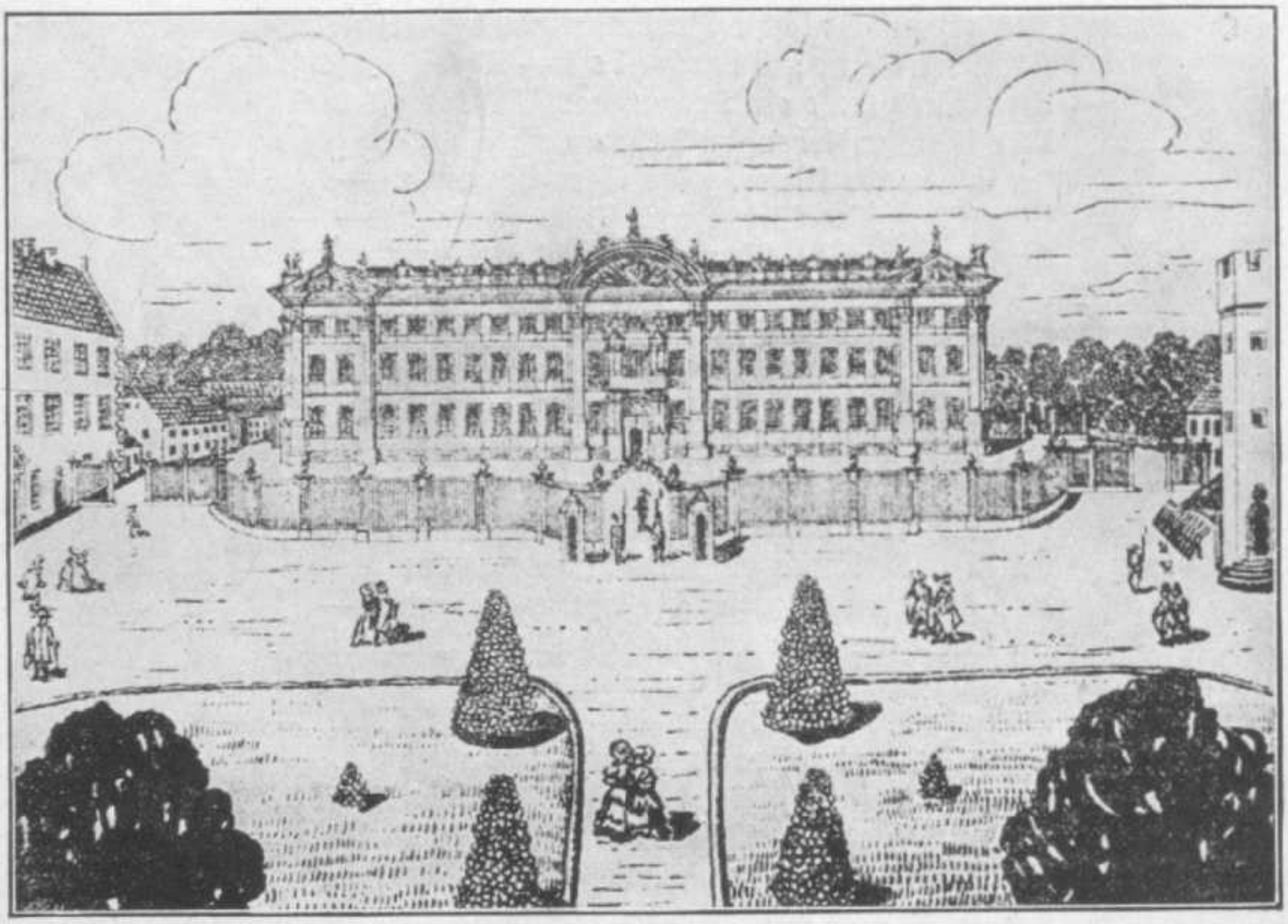
Alsdorf und Maybach!

Daß jetzt wir nicht wissen, was nachher geschieht,
Ist Gnade des Himmels! — Wem blieb sonst ein Lied?
Wem blieb sonst ein Lachen, das Wunder oft tut?
Wer hätte zu leben, zu hoffen noch Mut?
Es sausen die Räder. Die Essen sie glühn. —
Wie sind uns're Werke und Pläne so kühn! — —
O Träume und Schäume — pocht tief unter Tag,
Nicht Schlägel auf Eisen mit emsigem Schlag.
Was macht wohl den Helden? — Das Draufgängertum? —
Der Rausch des Triumphes? — Die Hoffnung auf Ruhm? —
Ich weiß einen Helden bescheiden und schlicht,
Der nicht danach fragt, ob die Welt von ihm spricht.
Ich weiß einen Held, der nie zaudert und wägt,
Obgleich er beständig das Totenhemd trägt.
Einen Held, der es ruhmlos und namenlos ist
Und den man so gern übersieht und vergißt. —
Da bricht aus dem Dunkel der Würger hervor!
Da rauscht eine Welle Entsetzen empor! —
O Alsdorf! — O Maybach! — O gräßliche Not! — — —
Dann spricht man vom Bergmann. —
Doch dann ist er tot!
Dann wird er zum Bruder der fühlenden Welt,
Der Bergmann, der ruhmlose, pflichttreue Held.
Erst dann auch bedenkt uns're stolze Kultur,
Wie all ihre Werke und Pläne doch nur
Erstehn und bestehen, weil tief unter Tag
Pocht Schlägel auf Eisen mit emsigem Schlag.
Dann falten wohl segnende Hände sich sacht:
Ihr Helden von Alsdorf und Maybach — gut' Nacht! —
Habt Dank! — Und: Glück auf! — Euer Ziel ist erreicht! —
Gott mache in Gnaden die Erde Euch leicht! Friedrich Thamerus.

März oder Lenzmond 1932

10. Woche	Dat.	11. Woche	Dat.	12. Woche	Dat.	13. Woche	Dat.	14. Woche	Dat.
		Sonntag	6	**Sonntag**	13	**Palmſonntg.**	20	**Oſterſonntag**	27
		Montag	7	Montag	14	Montag	21	**Oſtermontag**	28
Dienstag	1	Dienstag	8	Dienstag	15	Dienstag	22	Dienstag	29
Mittwoch	2	Mittwoch	9	Mittwoch	16	Mittwoch	23	Mittwoch	30
Donnerstag	3	Donnerstag	10	Donnerstag	17	Donnerstag	24	Donnerstag	31
Freitag	4	Freitag	11	Freitag	18	**Karfreitag**	25		
Samstag	5	Samstag	12	Samstag	19	Samstag	26		

Zweibrücken.



Ein ſtädtebaulich harmoniſch wirkendes Bild bietet der Herzogsplatz in Zweibrücken. Alte Profanbauten, Patrizier- und Bürgerhäuſer umſäumen den mit prächtigen Grünanlagen bedeckten Platz, vermitteln den Eindruck alter Kultur und mittelalterlichen Wohlſtands. Das im Bild wiedergegebene herzogliche Schloß, wurde unter Herzog Guſtav Samuel Leopold von dem ſchwediſchen Architekten Sundahl 1720—25 im Renaiſſanceſtil erbaut. Heute findet das Schloß, eines der wenigen, das von dem Vandalismus der franzöſiſchen Revolution verſchont blieb, als Juſtizgebäude Verwendung.

März.

Marianne trägt mit viel Geschrei
Für uns den Ostergruß herbei,
Vielleicht auch noch aus trift'gem Grund
Ein schön Präsent vom Völkerbund.

Und alles sucht im grünen Gras
Den grand salut vom welschen Haf',
Er meinte, daß es kostbar sei,
Doch sieh, es war ein — faules Ei. A. Z.

Nicht umsonst!

Ist's nicht umsonst, für deutsche Art zu ringen?
Nicht Torheit, sie als höchstes Gut zu achten,
Ihr unser Glück zum Opfer darzubringen?

Wird, ach, der Untergang nicht bald umnachten
Uns, deutschen Volkes, leidgeweihten Splitter?
Ist's nicht zu spät, nach Rettung noch zu trachten?

Gibt's Rettung für die Halme, wenn die Schnitter
Mit scharfen Sicheln an die Ernte schreiten?
Und trotzt das Aehrenfeld dem Sturmgewitter?

. . . Wohl muß der H a l m zur Erde niedergleiten,
Doch trotzt der E i c h e n w a l d dem Wetterkrachen,
Trotzt auch dem mörderischen Zahn der Zeiten.

Ob Blitz und Jahre manchen Stamm zerbrachen,
Der Riese steht und reckt hinauf die Kronen
Zur Sonne hin und achtet nicht der Schwachen.

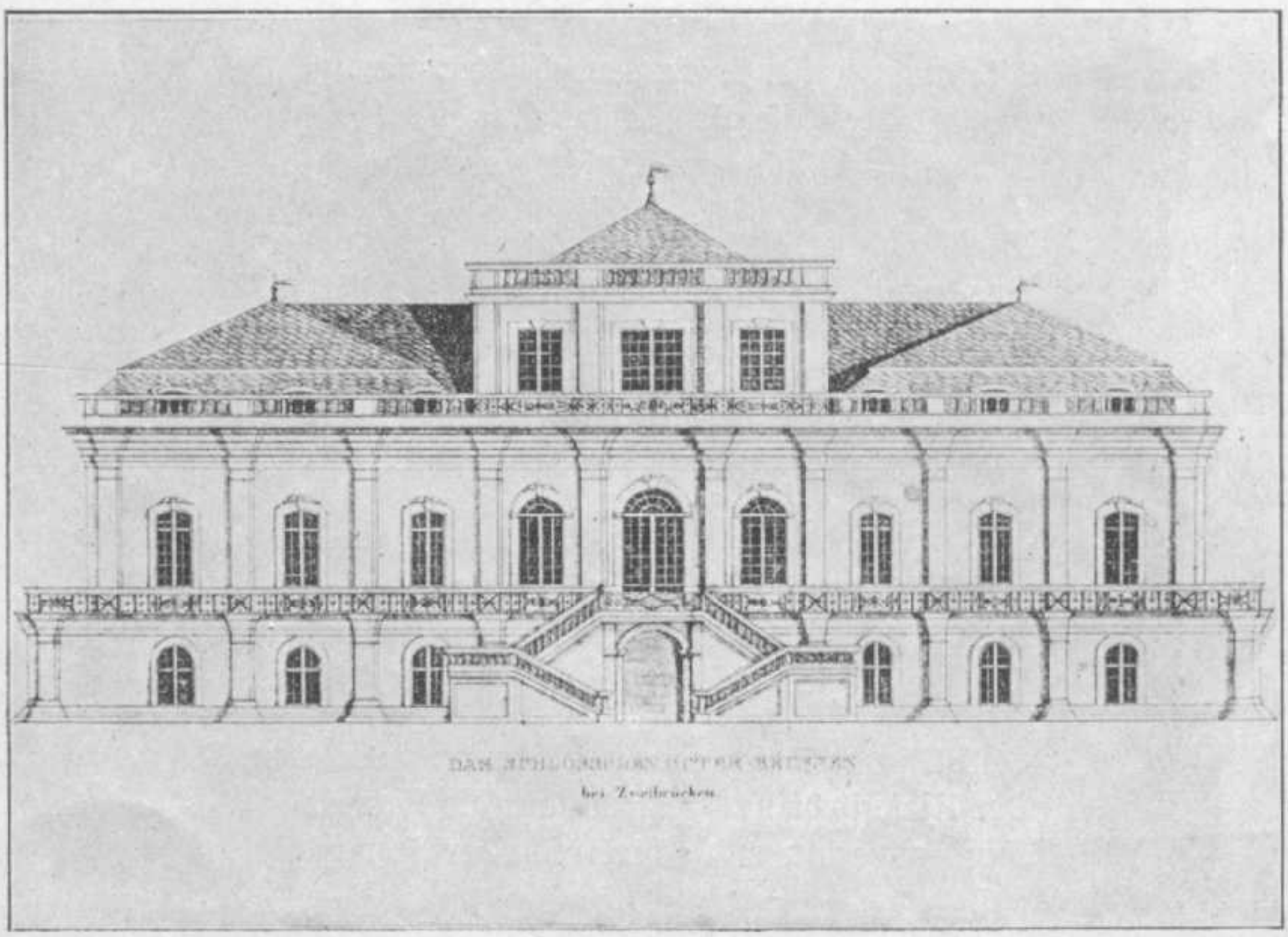
Auch uns wird Unterganges Nacht verschonen,
Wenn stark und treu wir werden stehn wie Eichen!
Des Lebens Kranz wird unser Ringen lohnen,
Das n i c h t u m s o n st, wenn Halmen wir nicht gleichen!

Julian Will.

April 1932

14. Woche	Dat.	15. Woche	Dat.	16. Woche	Dat.	17. Woche	Dat.	18. Woche	Dat.
		Sonntag	3	**Sonntag**	10	**Sonntag**	17	**Sonntag**	24
		Montag	4	Montag	11	Montag	18	Montag	25
		Dienstag	5	Dienstag	12	Dienstag	19	Dienstag	26
		Mittwoch ♉	6	Mittwoch	13	Mittwoch ♊	20	Mittwoch ☾	27
		Donnerstag	7	Donnerst. ☽	14	Donnerstag	21	Donnerstag	28
Freitag	1	Freitag	8	Freitag	15	Freitag	22	Freitag	29
Samstag	2	Samstag	9	Samstag	16	Samstag	23	Samstag ☾	30

Gutenbrunn.



Wie ein verwunschener stiller Märchenflecken mutet den Wanderer Gutenbrunn an. Von einer hohen, teilweise mit Efeu bewachsenen Mauer umgeben, fühlt man den Zauber verklungener Zeiten. Einer mineralischen Heilquelle verdanken der kleine Ort und das schmucke Schlößchen ihr Entstehen. 1725 erbaute der Zweibrücker Herzog Gustav Samuel das Schloß. Heute ist die Quelle versiegt — das Schlößchen verschwunden — nur zwei frühere Nebengebäude, umgeben von altem Park und der hohen schützenden Mauer, erinnern an schöne, längst vergangene Zeiten.

April.

So mancher fühlt ein tief Behagen,
Ihm scheint ersehntes Glück so nah;
Er ruft nach arbeitsreichen Tagen:
„Na, endlich ist die Freude da!“

Schon grüßt der Sensenmann den Toren,
Wie liegt er mausetot und still;
Der Traum von Glück und Glanz verloren,
Das Schicksal höhnt: „April, April!“ A. Z.

Epilog zum Abzug des Bahnschutzes.

Musik erschallt und harter Tritt,
Es zieht der Bahnschutz ruhmlos Leine,
Und alles wünscht dem Trippelschritt
Zum Abschied noch recht flinke Beine.

Und kehrt er heim, er künde schlicht,
Daß man der tollen Lüge wehre:
„Wir sah'n der Wahrheit ins Gesicht
Und geben ihr allein die Ehre.

Es ringt sich dort aus banger Haft
— Wir wollen's nicht verschweigen —
Das Wunder deutscher Willenskraft,
Vor dem wir uns verneigen.

Das Volk ein echt Germanenglied,
Ob Zwang es preßt wie Eisenklammer,
Ihm singt der Freiheit helles Lied
Sein Geist und seiner Arbeit Hammer.

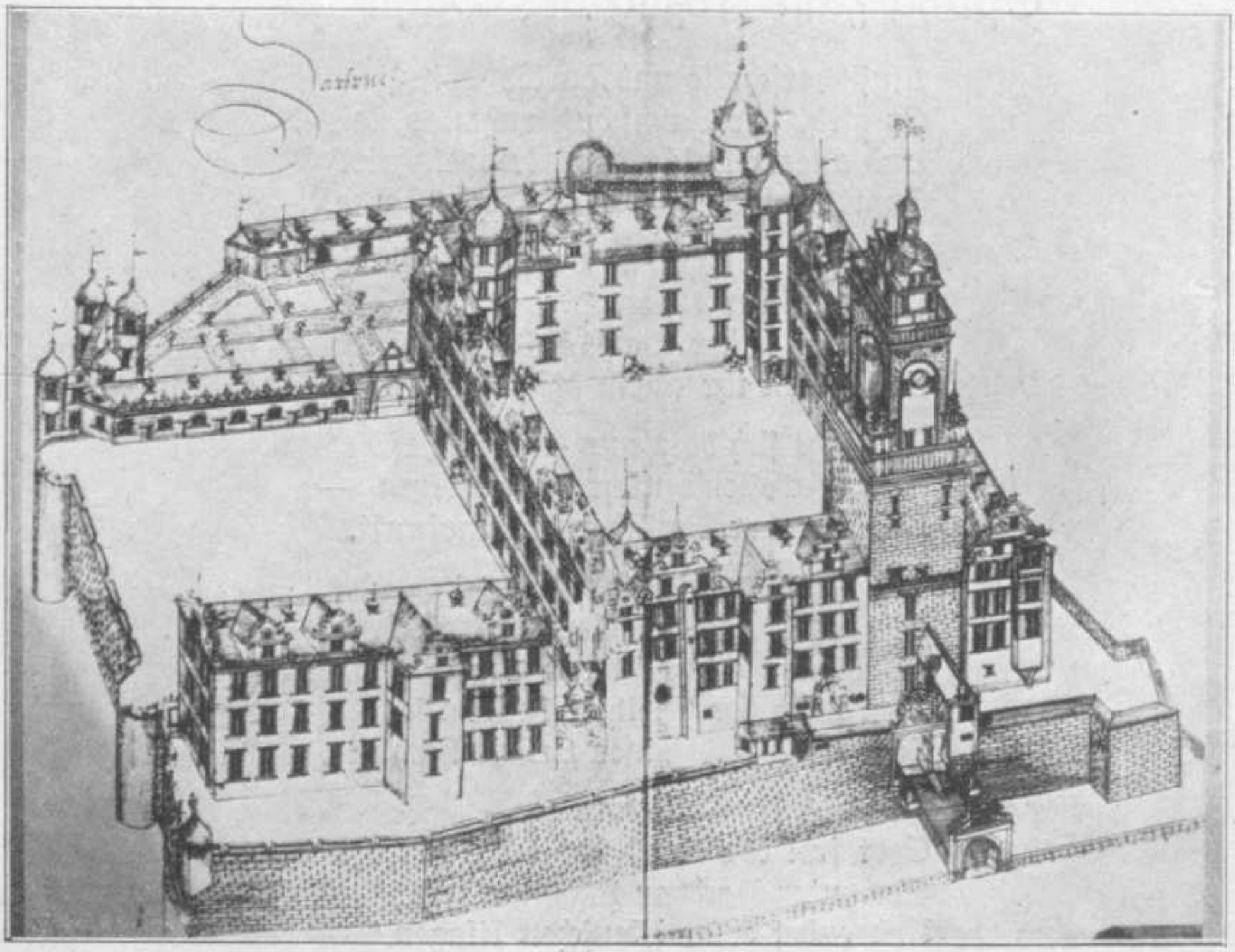
So zieht die Trikolore ein,
Gebt frei das Land und lernt entsagen,
Ein guter Nachbar laßt uns sein
Und endet edler Menschen Klagen.“ —

Doch Wahrheit weint, es siegt der Hohn
In wilder Phrasen bunt Gewimmel,
Und wieder strahlt die grande nation
In ihres engen Hirnes Fimmel. A. Z.

Mai oder Wonnemond 1932

19. Woche	Dat.	20. Woche	Dat.	21. Woche	Dat.	22. Woche	Dat.	23. Woche	Dat.
Sonntag	1	**Sonntag**	8	**Pfingst-sonntag**	15	**Sonntag** Trinitatis	22	**Sonntag**	29
Montag	2	Montag	9	**Pfingst-montag**	16	Montag	23	Montag	30
Dienstag	3	Dienstag	10	Dienstag	17	Dienstag	24	Dienstag	31
Mittwoch	4	Mittwoch	11	Mittwoch	18	Mittwoch	25		
Donnerst. ☉ Chr. Himmelf.	5	Donnerstag	12	Donnerstag	19	**Donnerstag** Fronleichnam	26		
Freitag	6	Freitag ☽	13	Freitag ♆	20	Freitag ☾	27		
Samstag	7	Samstag	14	Samstag	21	Samstag	28		

Saarbrücken.



Die vornehme und großartige Ausgestaltung erfuhr das Schloß durch den Grafen Ludwig zu Beginn des 17. Jahrhunderts, der die Burg durch Um- und Anbauten zu einem einzigen prächtigen Schloßbau umgestalten ließ. Während des 30jährigen Krieges wurde das Schloß verschiedentlich verwüstet und sogar in Brand geschossen. Dem glanzliebenden Fürsten Wilhelm Heinrich konnte das zum Teil zerstörte Schloß als Wohnsitz nicht mehr gefallen. Er ließ deshalb durch seinen Baumeister Fr. J. Stengel zwischen 1739/48 einen prachtvollen Neubau aufführen. Wie fast alle Schloßbauten, wurde auch dieser fürstliche Prachtbau ein Opfer der französischen Revolution.

Mai.

So mancher Hexenritt auf Beſen,
Nicht nur in erſter Maiennacht,
Hat ſich die Heimat auserleſen
Für ſeines Zaubers Niedertracht.

Jedoch das Land, ſo reich umwoben
Von Sage, heißem Kampf und Ruhm,
Es hat im Hexenſabbat Toben
Noch ſtets bewahrt ſein Heiligtum. A. Z.

Lied vom Saargebiet.

Ich ſinge euch ein neues Lied
Von meinem Hügelſang,
Oh, was dir Schlimmes auch geſchieht,
Harr aus, harr aus, o Saargebiet
In ſchwerer Zeiten Drang.

Arg traf's das deutſche Vaterland
Müd ſank die deutſche Wehr.
Da griff's nach dir mit frecher Hand
Und buhlt um dich nun unverwandt
Mit ſteigendem Begehr.

Drum halte hoch den alten Mut,
Der Endſieg wird dem Recht.
Was tief in deinem Herzen ruht,
Erweiſe mit der Berge Gut
Sich ſtets als deutſch und echt.

Dein Aug' vom edlen Stolz erhellt
Blick' heiter in den Tag;
Zum Prüfſtein biſt du ja geſtellt,
Oh, zeige du der ganzen Welt,
Was deutſche Art vermag.

Ich ſinge euch voll Zuverſicht,
Mit Stolz ein neues Lied,
Ob wetternd es aus Wolken bricht,
Einſt ſtrahlt im hellen Freiheitslicht
Das deutſche Saargebiet.

(Verfaſſer unbekannt.)

Juni oder Rosenmond 1932

23. Woche	Dat.	24. Woche	Dat.	25. Woche	Dat.	26. Woche	Dat.	27. Woche	Dat.
		Sonntag	5	**Sonntag**	12	**Sonntag**	19	**Sonntag**	26
		Montag	6	Montag	13	Montag	20	Montag	27
		Dienstag	7	Dienstag	14	Dienstag	21	Dienstag	28
Mittwoch	1	Mittwoch	8	Mittwoch	15	Mittwoch	22	Mittwoch	29
Donnerstag	2	Donnerstag	9	Donnerstag	16	Donnerstag	23	Donnerstag	30
Freitag	3	Freitag	10	Freitag	17	Freitag	24		
Samstag ♍	4	Samstag ☽	11	Samstag ♌	18	Samstag ☾	25		

Würzbach.

Hier war das „Sanssouci“ der Grafen von der Leyen. Im 18. Jahrhundert baute die kunstsinnige Gräfin Marianne den Annenhof (mon plaisir) gegenüber das Rote Haus (Maison rouge) und „Bon voisin“ (Guter Nachbar). Ihr Sohn Philipp erbaute das auf dem Bild im Hintergrund sichtbare pompöse Luftschlößchen „Philippsburg“. Brandschatzende französische Truppen fanden auch dieses stille abgelegene Tal und mit roher Lust wurden die prächtigen Anlagen zerstört. Nur spärliche Reste des fürstlichen Schlosses sind noch zu sehen. „Annahof“ und „Rotes Haus“ sind heute noch erhalten.

Juni.

Die roten Roſen blühn auf's neu,
Wir fühlen leider nur den Dorn;
Es reift für uns die leichte Spreu,
Den Fremden bleibt das ſchwere Korn.

Wann wird des Elends Ende ſein?
Wenn **Einheit** ſieht das Vaterland;
Es ruft zum Schwur, dem wir uns weihn,
Der deutſchen Sonnwend Feuerbrand. A. Z.

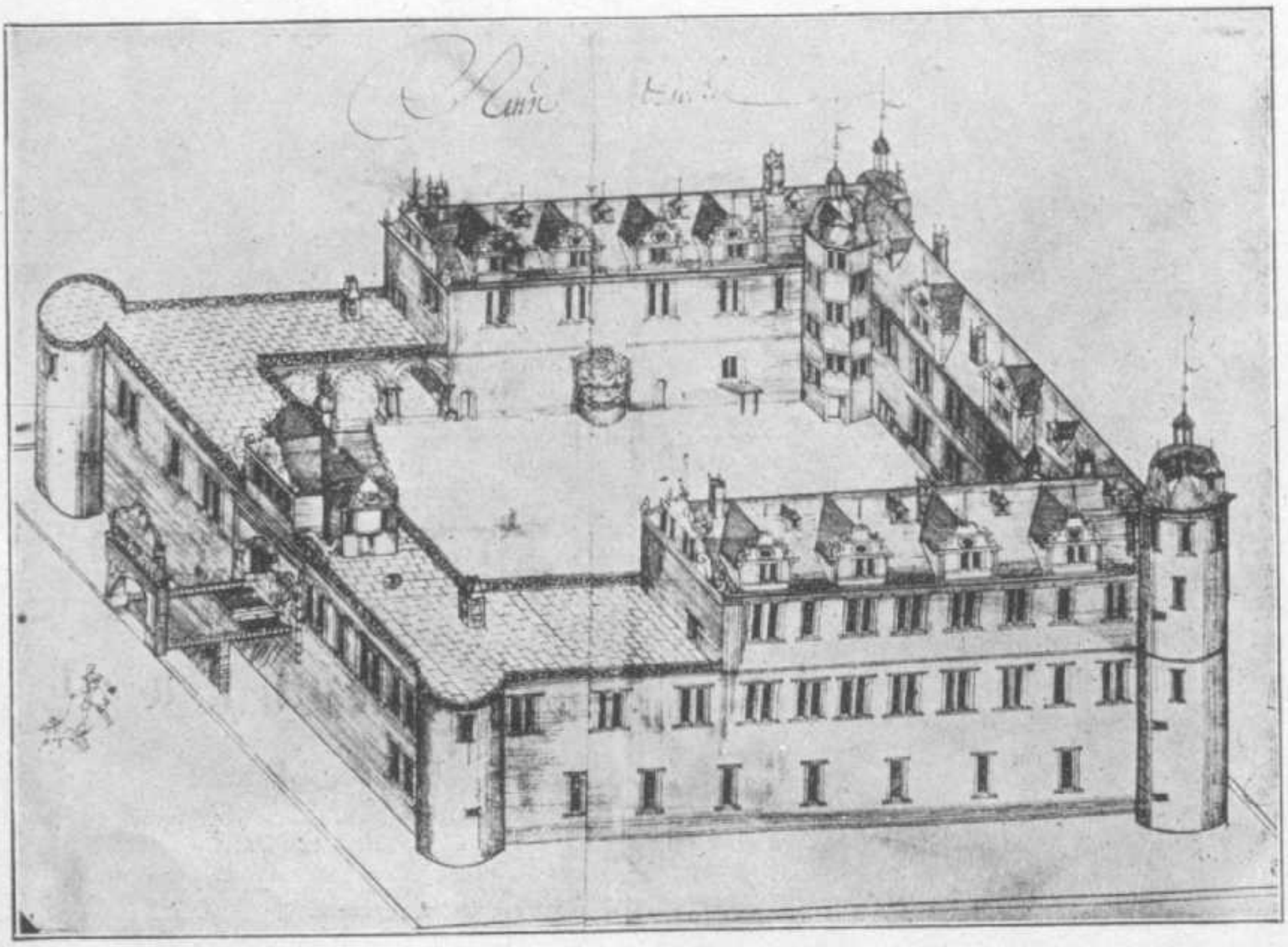
Dem Kinde der „Saar".

Mein liebes Kind, du biſt noch gliederzart,
Ein Blütenreis am rauhen Lebensſtamm;
Und um das Leid, das auf der Erde kreiſt,
Weißt du noch nicht – Gott ſchirme dich, mein Kind!
Doch, wenn du ſpäter zum Verſtehen reifſt,
Der deutſchen Heimat Wunder dir erblühen,
Dann ſoll dein junges Herz vor Stolz erglühen,
Denn wiſſe, daß du heiliges Erbe ſtreifſt,
Daß auf dem Grund, wo heut das Bäuerlein
Sein Korn ſich baut und fleiß'ge Mühlen ſchroten,
Dereinſt der Väter Opferfackeln lohten
Für dein Gedeihn! Albert Korn.

Juli oder Heumond 1932

27. Woche	Dat.	28. Woche	Dat.	29. Woche	Dat.	30. Woche	Dat.	31. Woche	Dat.	32. Woche	Dat.
		Sonntag ☉	3	**Sonntag**	10	**Sonntag** ☿	17	**Sonntag**	24	**Sonntag**	31
		Montag	4	Montag ☽	11	Montag	18	Montag ☾	25		
		Dienstag	5	Dienstag	12	Dienstag	19	Dienstag	26		
		Mittwoch	6	Mittwoch	13	Mittwoch	20	Mittwoch	27		
		Donnerst.	7	Donnerst.	14	Donnerst.	21	Donnerst.	28		
Freitag	1	Freitag	8	Freitag	15	Freitag	22	Freitag	29		
Samstag	2	Samstag	9	Samstag	16	Samstag	23	Samstag	30		

Neunkirchen.



Das Jagdschloß Neunkirchen wurde 1570 von Graf Johann IV. erbaut. Das Schloß, ein Prachtbau seiner Zeit, war mit einem tiefen Wassergraben umgeben und von außen ganz mit einer ungeheuren Menge von festgenagelten Hirschgeweihen bekleidet. Heute sieht man von dem einst herrlichen Schloß nur noch Gewölbereste im sogenannten Burgkeller. Erhalten ist ferner noch das „Jagdhaus", die ehemalige Wohnung des fürstlichen Jägermeisters. Goethe hat auf seiner Reise von Straßburg (1770) auf dem Neunkircher Schloß geweilt. 1792, während der französischen Revolution wurde das Schloß von den Franzosen geplündert und völlig zerstört.

Juli.

Es brennt die Sonne heiß hernieder,
Der Menschen Hirne trocknen ein;
Auf „uns're welsche Liebe wieder"
Fällt wohlgemut die Welt herein.

So laßt die Wahrheit euch erwidern,
Daß unser Schild noch blank und rein;
In deutscher Tat nur, Wort und Liedern
Da räumt uns Gott den Himmel ein. A. Z.

Heimatseele.

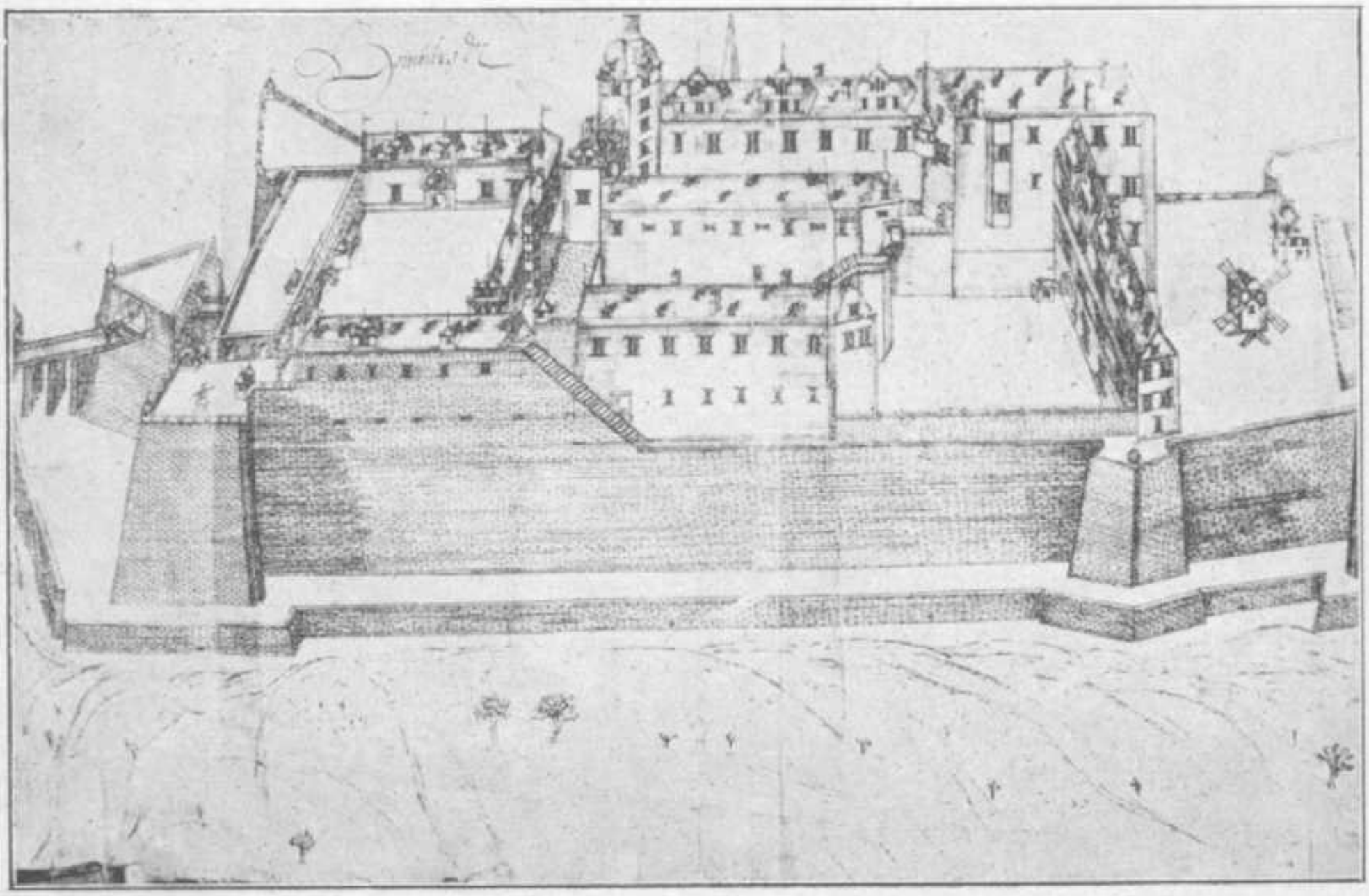
Segne fernen Elternhauses traute Schwellen,
Wo an uns'rer Wiege einst die Mutter stand;
Kränz' ihr Bild mit deines Dankes Immortellen,
Faß' im Geist der Liebe segenvollste Hand.

Lausche, still gedenkend, wehmutvoll Erinnern, —
Wenn wie Traum der Kindheit Glück dich leis umschwebt,
Fühlst im fremden Lande, daß im tiefsten Innern
Heimatseele grüßend dir im Herzen lebt. A. Z.

August oder Erntemond 1932

32. Woche	Dat.	33. Woche	Dat.	34. Woche	Dat.	35. Woche	Dat.	36. Woche	Dat.
		Sonntag	7	**Sonntag**	14	**Sonntag**	21	**Sonntag**	28
Montag	1	Montag	8	Montag	15	Montag	22	Montag	29
Dienstag ●	2	Dienstag ☽	9	Dienstag ○	16	Dienstag	23	Dienstag	30
Mittwoch	3	Mittwoch	10	Mittwoch	17	Mittwoch ☾	24	Mittwoch ●	31
Donnerstag	4	Donnerstag	11	Donnerstag	18	Donnerstag	25		
Freitag	5	Freitag	12	Freitag	19	Freitag	26		
Samstag	6	Samstag	13	Samstag	20	Samstag	27		

Homburg.



Schon im Mittelalter als Festung ausgebaut, war Homburg der Schlüssel zum Westrich. Herzog Karl II. von Pfalz-Zweibrücken ließ zwischen 1776/80 ein prächtiges Schloß (Karlsberg) erbauen, das dem Residenzschloß Ludwigs des XIV. in Versailles nachgebildet war. Ein prächtiger Park mit einem großen Zwinger, in welchem allerlei Tiere untergebracht waren, herrliche Teiche und Springbrunnen umrahmten das Schloß. Während der französischen Revolution von den Welschen zerstört, sind als Zeugen früherer Herrlichkeiten nur noch ganz wenige Reste von der Orangerie, dem Zwinger und der Moschee geblieben. Unser Bild zeigt das befestigte Schloß auf dem Schloßberg. Von Schloß und Anlagen auf dem Karlsberg ist leider an Bildmaterial sehr wenig vorhanden.

Auguſt.

Traut zuſammen im Vereine
Sitzen ſie und ſchreien laut,
Und doch geht es nur ums Eine,
Wie man deutſche Kohlen klaut.

Wollt ihr alles denn zerſtören,
Da ihr deutſches Recht verlacht;
Nie wird euch der Warndt gehören,
Wartet nur, es kommt der Tag!

Keine Klage, keine Träne
Schau der welſche Kikriki,
Aufeinander beißt die Zähne,
Doch das Leid vergeſſet nie. A. Z.

Der 6. Auguſt.

Des Ehrentales Feierſtille
Umwebt geheimnisvolles Weh'n,
Wie wenn um alte Heldenmale
Der toten Krieger Schatten gehn.

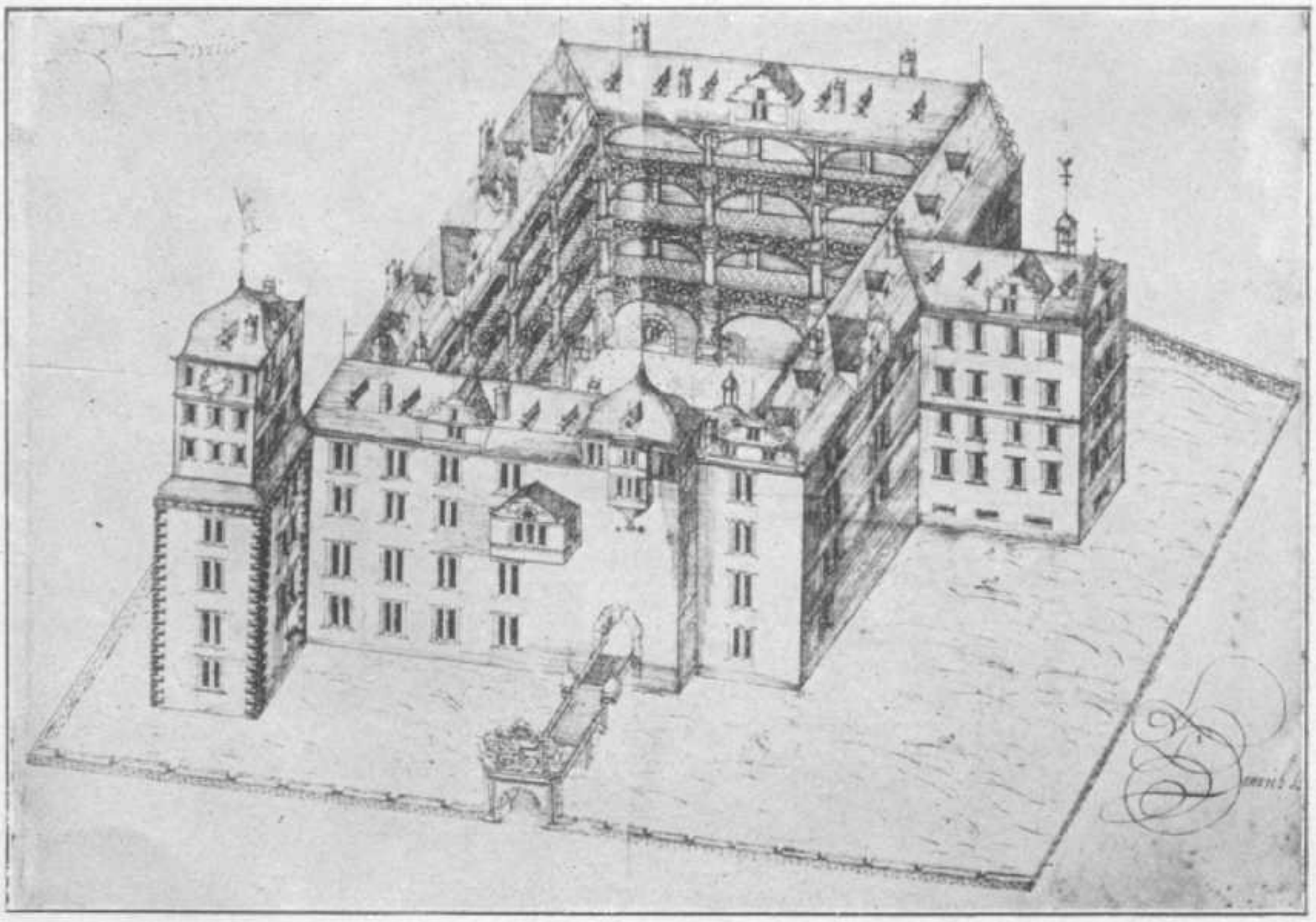
Es falten leiſe ſich die Hände,
Erhöre, Gott, der Bitte Flehn
Und laß die Treu von dieſem Tale
In allen Herzen auferſtehn.

Da rauſcht es auf in allen Zweigen:
Du wirſt ſie nur in Ehren ſehn,
Der Vater über'm Sternenreigen,
Er läßt die „Saar" nicht untergehn. A. Z.

September oder Herbstmond 1932

36. Woche	Dat.	37. Woche	Dat.	38. Woche	Dat.	39. Woche	Dat.	40. Woche	Dat.
		Sonntag	4	**Sonntag**	11	**Sonntag**	18	**Sonntag**	25
		Montag	5	Montag	12	Montag	19	Montag	26
		Dienstag	6	Dienstag	13	Dienstag	20	Dienstag	27
		Mittwoch ☽	7	Mittwoch ☉	14	Mittwoch	21	Mittwoch	28
Donnerstag	1	Donnerstag	8	Donnerstag	15	Donnerstag	22	Donnerstag	29
Freitag	2	Freitag	9	Freitag	16	Freitag ☾	23	Freitag ●	30
Samstag	3	Samstag	10	Samstag	17	Samstag	24		

Ottweiler.



1393 bereits wird das Schloß erwähnt. 1575 wurde das Schloß durch Neubauten erweitert. Ein schöner Schloßgarten mit Teichen und Springbrunnen, wunderbaren Blumenbeeten und sonstigen gärtnerischen Anlagen umgab den prächtigen Bau. Wiederholt diente das Schloß als Witwensitz. Fürst Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken ließ das Schloß später abbrechen und erbaute den sogenannten Pavillon und das Witwenpalais. Beide Gebäude stehen heute noch. Das Witwenpalais wurde späterhin vom Kreise erworben und dient heute als Verwaltungsgebäude.

September.

Verschwunden ist der Schwalben Heer,
Es will kein Frosch mehr quaken;
Und nirgends plagt dich wie bisher
Der Stich verdammter Schnaken.

Die Kirbe locken weit und breit,
Wer möchte da noch unken;
Ein jedes Ding hat seine Zeit,
Und heute wird getrunken. A. Z.

Erneuter Schulsturm.

„Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt."
Goethe „Erlkönig".

Die welsche Flut soll hier zerschellen
Das deutsche Schiff auf harter Fahrt,
Doch sieget über Sturm und Wellen
Die „Saar", die uns're Jugend wahrt.
Und wenn sich tausend Sorgen regen
Um armer Kinder Not und Qual,
Getrost! Es hat noch Gottes Segen
Der scharfe deutsche Geistesstahl.

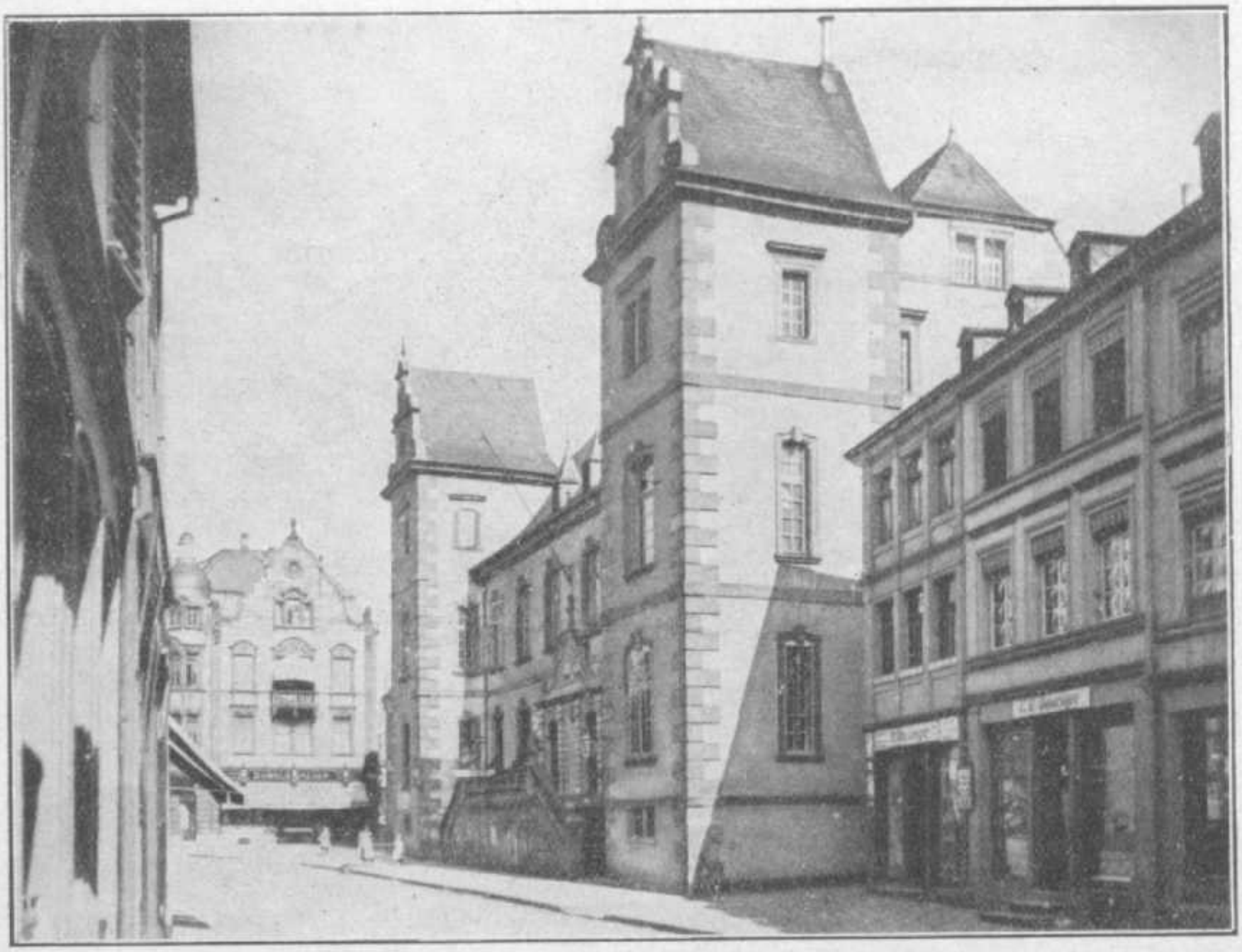
Es strömen reichlich die Moneten
Aus Frankreich mancher hohlen Hand,
Und eiligst rennen die Propheten
Die Knappen quälend durch das Land.
Der Druck ist gar so leicht gefunden,
Man macht der Not die Hölle heiß,
Der Kinder Seele wird geschunden,
Ein kärglich Brot ist oft der Preis.

Und geht der Schulkampf endlos weiter,
Im Vollgefühl der eignen Kraft
Erstand im Volk ein harter Streiter,
Der furchtlos an dem Werke schafft.
Ihr werder seinen Schild nicht spalten,
Der fest und stark die Jugend schützt;
Die Heimatliebe wird ihn halten,
Bis hell der Tag der Freiheit blitzt. A. Z.

Oktober oder Weinmond 1932

40. Woche	Dat.	41. Woche	Dat.	42. Woche	Dat.	43. Woche	Dat.	44. Woche	Dat.	45. Woche	Dat.
		Sonntag	2	**Sonntag**	9	**Sonntag**	16	**Sonntag**	23	**Sonntag**	30
		Montag	3	Montag	10	Montag	17	Montag	24	Montag	31
		Dienstag	4	Dienstag	11	Dienstag	18	Dienstag	25		
		Mittwoch	5	Mittwoch	12	Mittwoch	19	Mittwoch	26		
		Donn. ☽	6	Donnerst.	13	Donnerst.	20	Donnerst.	27		
		Freitag	7	Freitag ♆	14	Freitag	21	Freitag	28		
Samstag	1	Samstag	8	Samstag	15	Samst. ☾	22	Samst. ♉	29		

Merzig.



Eine der wenigen im Saargebiet erhaltenen mittelalterlichen Schloßbauten steht in Merzig. Trutzig und wehrhaft recken sich die beiden Ecktürme. Und wer heute den massiven, großen Türdrücker in die Hand nimmt und die schwere Eichentür durchschreitet, dem teilt sich in den hohen Fluren, den großen Steinfliesen, den alten Treppen und Türen immer noch ein Stück vergangenen Geistes und alter Überlieferung mit. Das Schloß wurde 1625 von dem Kurfürsten Phil. Christian von Sötern erbaut.

Oktober.

Hubertus, träumt' ich, mahnt zur Wacht:
„Jagt alles, was uns Schande macht!"
Da flüchtet über Stock und Stein
Manch Wild in's fremde Land hinein.
Hier wird ein Marder weggefegt
Und dort ein Fuchs ins Gras gelegt.

Was nicht getroffen, wechselt schnell,
Zu retten gilt's das dicke Fell.
So klein auch der Verräter Schar,
Voll heller Freude war die „Saar". —
Ein Treiben wär' es, wie noch nie
Begrüßt vom deutschen Halali. A. Z.

Mahnung.

Wenn in deinen Adern klopfet
Heißes Blut zu schneller Tat;
Wenn aus deinen Augen tropfet
Wehe Zähr um Volk und Staat,
Wenn sich deine Finger krallen
Um den Knauf von deinem Schwert,
Wenn sich deine Fäuste ballen
In dem Kampf um neuen Wert,
Und zu träg die Stunde rinnet,
Die uns führt zu reinen Höhn,
Dann bedenk: Nur der gewinnet,
Der dem Drang kann widerstehn,
Bis die Ernte hat geschlagen.
Was langsam wächst in langen Tagen,
Dehnt sich aus zum starken Baum.
Bruder, zähm' dein Unbehagen,
Bald erfüllt sich auch dein Traum. Claus Schmauch.

November oder Windmond 1932

45. Woche	Dat.	46. Woche	Dat.	47. Woche	Dat.	48. Woche	Dat.	49 Woche	Dat.
		Sonntag	6	**Sonntag** ♉	13	**Sonntag**	20	**Sonntag**	27
		Montag	7	Montag	14	Montag ☾	21	Montag ♑	28
Dienstag Allerheiligen	1	Dienstag	8	Dienstag	15	Dienstag	22	Dienstag	29
Mittwoch	2	Mittwoch	9	Mittwoch	16	Mittwoch	23	Mittwoch	30
Donnerstag	3	Donnerstag	10	Donnerstag	17	Donnerstag	24		
Freitag	4	Freitag	11	Freitag	18	Freitag	25		
Samstag ☽	5	Samstag	12	Samstag	19	Samstag	26		

Püttlingen.

Die Wenigsten wissen etwas von Püttlingens alter Geschichte und fast allen ist unbekannt, daß der Ort in der Geschichte unseres Grafengeschlechts von Bedeutung war. Hier steht sogar heute noch ein Zeuge längst verklungener Zeiten. Direkt hinter dem Rathaus liegt das vom Grafen Carl Ludwig erbaute Jagdschlößchen. Von hier aus veranstaltete die gräfliche Gesellschaft ihre Jagdfahrten in die wildreichen Wälder des Köllertales. Das Jagdschlößchen trägt mehr den Charakter eines vornehmen Landhauses und dient heute als Amtswohnung des Bürgermeisters.

November.

Der Wirt kredenzt den Federweißen,
Um den sich alle Gäste reißen,
Es ist ein Schelm, wer ihn genossen,
Dem Pudel gleicht er, der begossen,
Dem Greis auf hoher Leiter Sprossen,
Im Hirn gelähmt, in Bein und Flossen,
So krabbelt er im Dreck der Gossen.
Ob doof und duhn, trotz Niederreißen
Sein Hoch gilt noch dem Federweißen. A. Z.

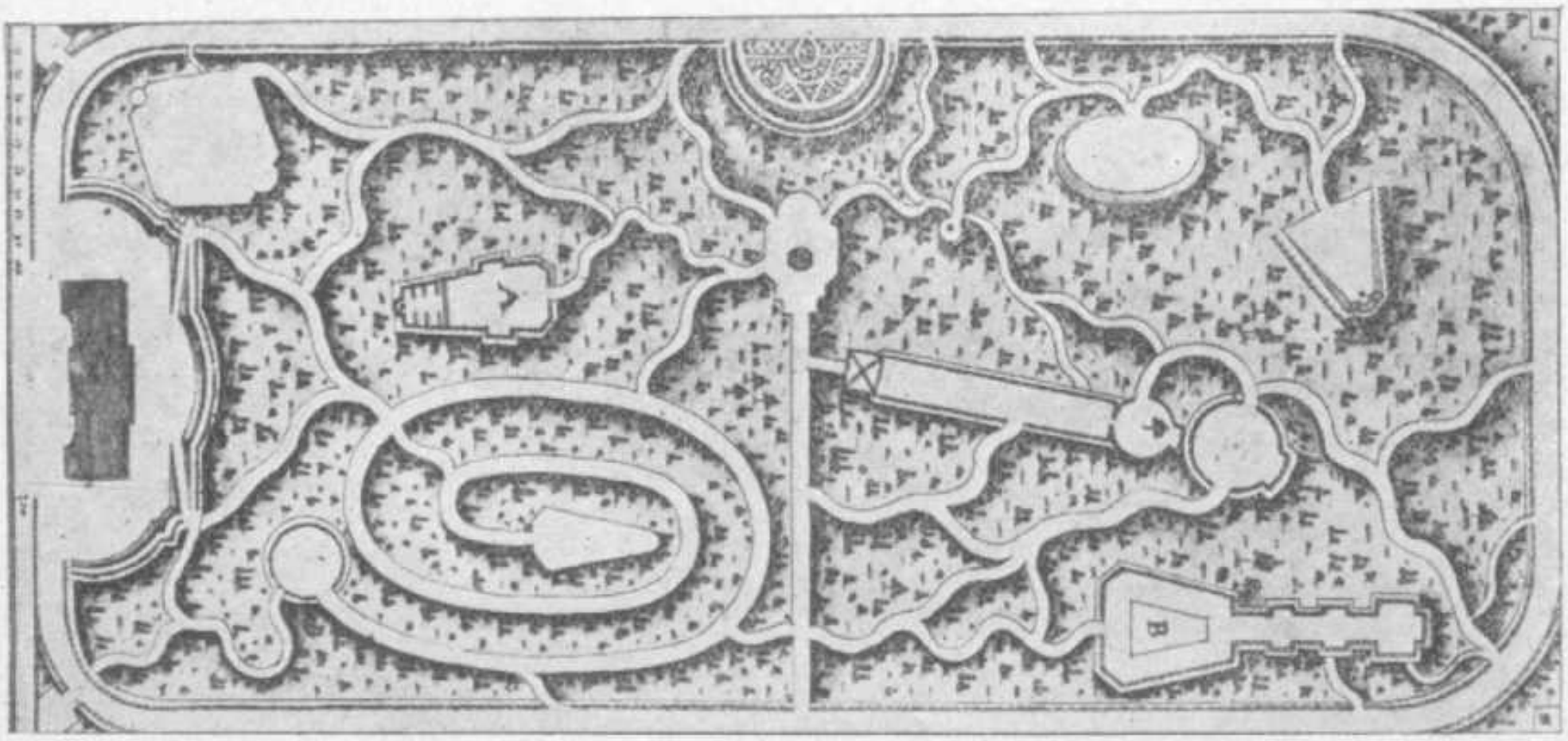
Unten — — —

Unten in der Erde Schoß
Die Knappen vor dem Kohlenstoß.
Es knistert die Kohle, es bröckelt der Stein,
Es flackert im Staube der Lampe Schein.
Von ferne dröhnet der Schüsse Schall
Und der rollenden Wagen Widerhall.
Mancher denkt schon an Weib und Kind —
Bald ist es Schicht — die Zeit, sie rinnt — —
Hui!! Ein Brausen und Zischen!
— — — Ein Krachen und Flammen!
Jäh brechen Pfeiler und Strecken zusammen!
Stille — — Schleier flattern auf und ab — —
Und decken das stille Massengrab — — —
— — — — — — — — — — — — — —
So holte der grimme Gefährte der Nacht
Wieder die Brüder im tiefen Schacht — Joh. Mang.

Dezember oder Christmond 1932

49. Woche	Dat.	50. Woche	Dat.	51. Woche	Dat.	52. Woche	Dat.	53. Woche	Dat.
		Sonntag ☽	4	**Sonntag**	11	**Sonntag**	18	**Sonntag** Hl. Christfest	25
		Montag	5	Montag	12	Montag	19	**Montag** 2. Weihnachtstag	26
		Dienstag	6	Dienstag ☿	13	Dienstag ☾	20	Dienstag ♀	27
		Mittwoch	7	Mittwoch	14	Mittwoch	21	Mittwoch	28
Donnerstag	1	Donnerstag	8	Donnerstag	15	Donnerstag	22	Donnerstag	29
Freitag	2	Freitag	9	Freitag	16	Freitag	23	Freitag	30
Samstag	3	Samstag	10	Samstag	17	Samstag	24	Samstag Silvester	31

Saarbrücken.



Das Schlößchen im Ludwigspark, dessen bauliche Anlage dieser Plan zeigt, war eine raffiniert angelegte Oase vor der Stadt, in der Serenissimus, Fürst Ludwig, mit seinem Gefolge glänzende Feste gab. Zierliche kleine Häuschen, weiß lackierte Pavillons, künstliche Meilerhütten, innen elegant eingerichtet, dienten als Wohnung. Der Eingang zu den Anlagen war durch ein prächtiges schmiedeeisernes Tor gesichert, das von zwei wuchtigen Ecktürmen, in denen die Schildwache untergebracht, flankiert war. Auf den schön angelegten Teichen war allerlei Wassergeflügel zu sehen, ein künstlicher Wasserfall rauschte monoton, und an vielen Stellen des Parks waren kunstvolle Denkmäler mit allegorischen Figuren aufgestellt. Die wahllos im Park zerstreut liegenden Häuschen, Pavillons und sonstigen kunstvollen Verstecke dienten Fürst und Hofgesellschaft als Wohnung. So bewohnte der Hofmarschall einen künstlichen Holzstoß, in dem sich sein kokett ausgestattetes Schlafzimmer befand. Am Ende des Parks stand eine Einsiedlerklause von einem Friedhof umgeben, auf dessen Grabdenkmälern die Namen der noch lebenden Hofleute verzeichnet waren. So gab das Schlößchen im Ludwigspark, umgeben mit seinen schönen Anlagen, dem Fürsten und seiner Hofgesellschaft Gelegenheit zu heimlichen, verschwiegenen Festen, zu denen auch die schönsten Bürgermädchen eingeladen waren.

Dezember.

Deutscher Baum, was soll dein Prangen!
Schmückt dich doch so manches Licht,
Das dem Reich nicht aufgegangen,
Weil's an Einheit uns gebricht.

Alle Kuchenkringel bitter
Trotz dem süßen Zuckerguß;
Aepfel faul und bunten Flitter
Trägst du mit manch' harter Nuß. —

Freunde, laßt uns auch nicht wimmern,
Daß für's Saarland nichts geschah;
Hinter Wolken sehn wir's schimmern,
Tag der Sonne, bist du nah?

Doch in diesen trüben Tagen,
Wo ein Wunder uns umspinnt,
Laßt uns eins im Herzen tragen,
Daß wir deutschen Blutes sind. A. Z.

Weihnachtsbitte.

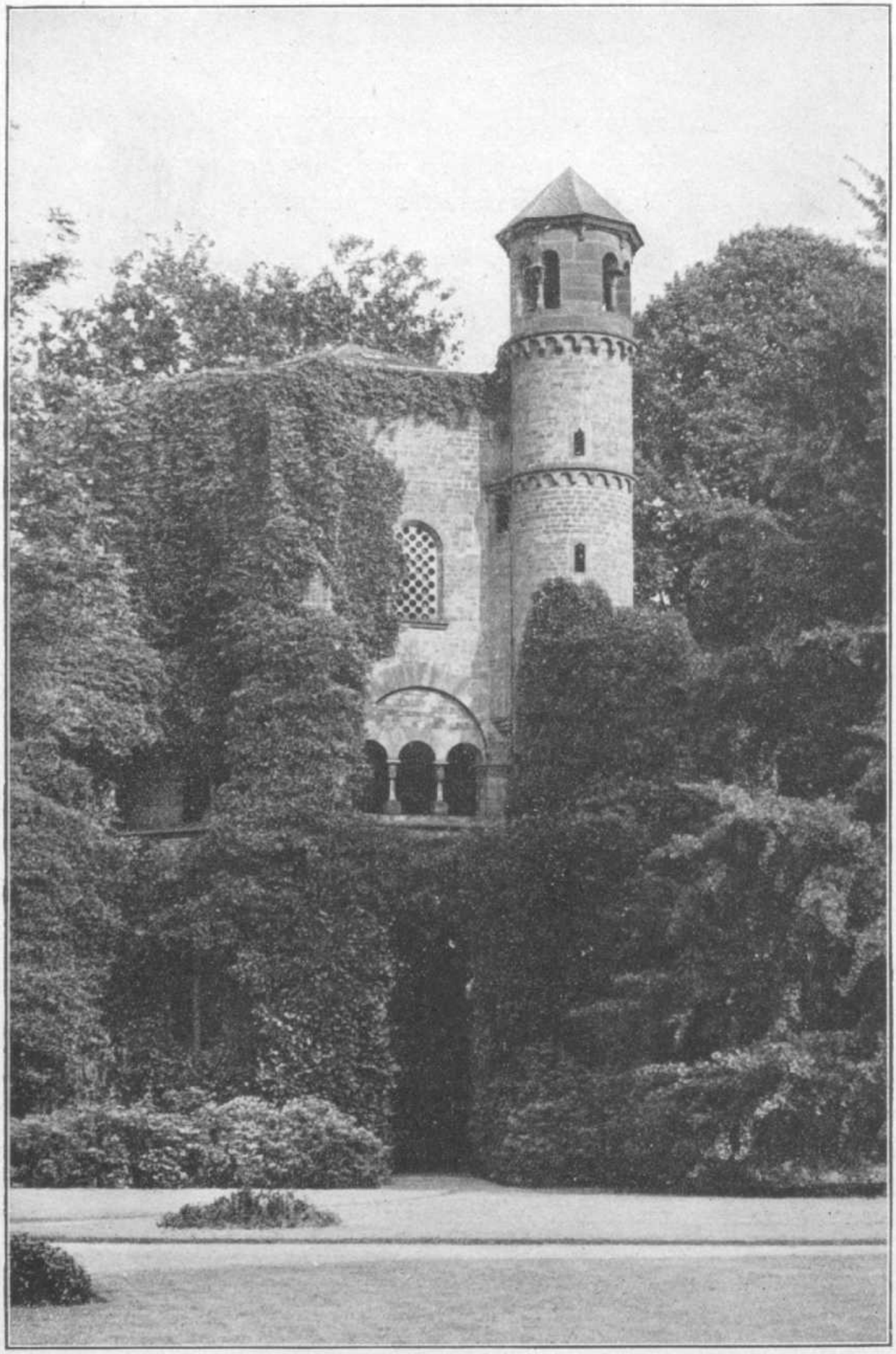
In dunkler, kalter Winternacht
Welch' helles, frohes Glockenklingen!
Es will dem Leid, das sehnend wacht,
Das Lied der Liebe Gottes singen.

Der Seelen tiefgeheimes Weh
Verwehet vor der Engel Kunde;
Der Hirten Stern in lichter Höh'
Verkündet des Erlösers Stunde.

„Vom Himmel hoch da komm' ich her!"
Wie not bist du den wirren Zeiten,
Du machst uns still im Lichtermeer,
Erweckst der Kindheit Seligkeiten.

Und mich umfängt ein holder Traum,
Zum lieben Christkind möcht' ich treten,
Noch einmal wie am Mutterssaum
Als Kind zu meinem Heiland beten.

A. Z.



Mettlach. Partie aus dem Park mit romaniſchem Turm.

Die Völklinger Bauernrevolte.

Von **Walter Henne.**

Wenn ich so meine Schlösser ansehe, muß ich feststellen, daß noch manches fehlt, bis sie so instand sind, wie ich sie mir meiner Gäste und der unruhigen Zeiten wegen wünsche", ließ sich Graf Johann IV. vernehmen. Ich glaube, es ist empfehlenswert, wenn wir die Schlösser Saarbrücken (Georg v. Reuß, der Saarbrücker Schultheiß nickte zustimmend) und Homburg durch tiefere Gräben und stärkere Mauern sichern und neuzeitlich herrichten. Und in Neunkirchen möchte ich gar gern ein weiteres Schloß errichten."

Des Grafen Gefolge stimmte zu. Und Herzog, der Amtmann von Ottweiler, dem Homburg unterstellt war, flocht die Bemerkung ein: da könne man ein übriges tun und nicht nur zur Verstärkung, sondern auch zur Verschönerung der Homburger Feste etwas beitragen. So sei ein Ausbau des dort befindlichen Tiergartens zwar nicht dringlich, aber doch anzuraten. Zumal so die ganze Geschichte in einem hingehe.

„Ihr habt recht wie immer. Hab' schon manchmal dran gedacht. Denn an Homburg im allgemeinen und dem Tiergarten im besonderen habe ich nun mal einen Narren gefressen! Da ich sehe, daß auch Ihr meine Ansichten teilt, möchte ich meine Gedanken verwirklichen. Kommt doch morgen beizeiten wieder her und bringt den Baumeister mit, daß wir die Sache gründlicher durchsprechen. Gehabt Euch wohl!"

Nach eifriger Arbeit lagen zu Beginn des Jahres 1559 die Zeichnungen vor: das Schloß Saarbrücken in seiner neuen Ausgestaltung, Homburg und auch bereits der Neubau für Neunkirchen. Auf dem Papier war alles fertig. Nun sollte es an die Ausführung gehen. Mit Homburg, das auch noch, nachdem ihm der Kaiser vor einigen Jahren die Stadtrechte verliehen hatte, eine Stadtmauer erhielt, sollte begonnen werden. Die Fronfuhren wurden auf die einzelnen Dörfer verteilt. Die Dörfer, die zum Völklinger Hof gehörten, als da waren Völklingen, Wehrden, Fürstenhausen, Geislautern und Knausholz, sollten ebenfalls mitwirken, wessen sie sich aber weigerten. Weder Bitten noch Drohungen der gräflichen Beamten vermochten die Bauern zu einer Zustimmung zu bewegen.

„Ich will Euch etwas sagen", rief Hans Kaiser aus Völklingen, der Wortführer der Bauern, „wir Bauern haben keine Lust, unsere Familien hier sitzen zu lassen und auf unbestimmte Zeit in Homburg mit unseren Gespannen zu arbeiten. Auch sind wir nicht mit Gewalt dazu zu bringen. Denn das Weistum von 1557 spricht klar und deutlich davon, daß die zum Völklinger Hof gehörigen Bauern nur verpflichtet sind, bei den Instandhaltungsarbeiten der Saarbrücke zu fronen. Wir sind allenfalls — damit schon über unsere zwangsmäßigen Pflichten hinausgehend — bereit, bei einem Ausbau des Schlosses zu Saarbrücken mitzuhelfen. Dann können wir wenigstens an den Feiertagen heimkehren. Mehr zu tun sind wir nicht willens. Damit basta!"

Des Grafen Beauftragte versuchten zusammen mit dem Meyer von Völklingen einzulenken. So lange dauere die Fronzeit ja nicht. Und der anädige

Herr habe doch schon mancherlei getan für seine Leute, so daß sie ihm nun auch einmal eine Gefälligkeit erweisen könnten. Auch diene der Ausbau der festen Schlösser nicht nur der Sicherheit des Grafen, sondern sei nützlich für Land und Leute.

„So?", krähte der kleine Georg Lutz, der ein wenig schielte. „Was haben denn wir Geislauterner davon, wenn in Homburg eine feste Burg steht? Und was soll uns ein schöner Tiergarten? Vielleicht sollen da unsere elenden Kühe ausgestellt werden? Nennt uns die Vorteile, die wir bei der Sache haben sollen! Genossen, ich mahne Euch: hört auf das, was uns der Hans Kaiser sagt. Ein Lump ist, wer dem Grafen in Homburg eine einzige Fuhre leistet!! Fertig ab!!"

„Bravo! Gib ihm Saures! Bravo! Hoch der Lutz! Hoch der Hans Kaiser!" schallte es dem kleinen Sprecher entgegen, der in diesem Augenblick allerdings einen ziemlich lächerlichen Eindruck gemacht hätte, wenn ihn seine Kumpane hätten sehen können. Denn zum Schluß seiner fulminanten Rede war ihm der „Ton in die falsche Kehle gerutscht", wie man so zu sagen pflegt. Und er mußte mächtig husten. Aber da er klein war, bemerkten diesen komischen Uebergang nur die Nächststehenden.

Die Herren Beamten kratzten sich bedenklich hinter den Ohren. „Fauler Zauber!" sagten sie zueinander. Zu den Bauern aber wandten sie sich mit folgender Abschiedsrede:

„Ja, wenn Ihr Dickschädel nicht mit Güte wollt, müßt Ihr halt die Ungnade Eures Gebieters erdulden. Da habt Ihr nichts zu lachen! Der Graf ist entschlossen, seine Pläne unter allen Umständen durchzuführen, da wird er sich gerade von Euch Dummschwätzern irremachen lassen!? Glaubt das nur nicht. Wir raten Euch: Eure Meinung schnellstens zu ändern. Bis nächstens denn!"

Vorsichtshalber hatten die Boten ihre Pferde in ihrer Nähe gehalten. Die letzten Worte sprachen sie schon vom Reitsitz aus. Und kaum, daß sie ihre Ansprache zu Ende gedonnert hatten, winkten sie dem Meyer kurz zu, gaben ihren Rossen die Sporen, daß diese sich hoch aufbäumten, um dann mit mächtigen Sätzen in der Richtung Saarbrücken abzuwetzen. Das Prasseln der Steine bewies, daß es höchste Zeit war, diesen strategischen Rückzug anzutreten.

„Na, Herr Kollege, da hat's geschnackelt! Und wer ist der Lackierte bei der Chose? Wir ganz allein! Hier lacht man uns aus und bedenkt uns mit Feldsteinen, beim Grafen brüllt man uns an und nennt uns Dirmel und Sprenzpfeffer!"

„Leider stimmt's, was Sie sagen! Ich denke auch schon mit Schrecken an den Empfang. Besonders, da mich der Graf seit einiger Zeit sowieso auf der Latte hat. Weiß der Henker warum!"

Während sich die Unglücksboten so über das Mißlingen ihres Unternehmens beklagten und sich die huldvollen Worte ihres Herrn ausmalten, stieg in der Bauernversammlung eine schwungvolle Rede nach der andern. Bis schließlich Hans Kaiser das Ergebnis zusammenfaßte:

„Noch einmal alles herhören! Also so machen wir das. Wir schicken das Schreiben noch heute an den Lehnsherrn des Saarbrücker Grafen, das Hochstift Metz, ab. Darin legen wir dar, daß wir in Homburg fronen sollen, ohne dazu verpflichtet zu sein. Wir berichten über den Hergang der Tagung und geben an, daß wir unter allen Umständen die Fronarbeit ablehnen. Wir erwarten, daß der bischöfliche Rat zu Vic sich auf die Seite des Rechtes, also die unsere stellt und dem Grafen klarlegt, daß man zu viel von uns verlangt hat. Wir können getrost erwähnen, daß wir andernfalls entschlossen sind, höheren Ortes Hilfe zu suchen. Einverstanden? Ihr werdet sehen, das schlägt ein. Und im

übrigen gebe ich Euch auf, Euch bereit zu halten. Ihr erinnert Euch noch, daß die Bauernschaft schon einmal aufgestanden ist, um sich zu verteidigen. Wenn man uns nicht beistehen will, nun gut: wir werden uns zu helfen wissen! Mehr will ich für heute nicht sagen. Und wenn einer unter uns ist, der uns im Stiche läßt, dem werden wir schon eins auf den Hut geben, daß er zeitlebens an seinen Verrat denkt. Jetzt: Marsch nach Hause!"

. . . . gaben ihren Rossen die Sporen, daß diese sich hoch aufbäumten und dann mit mächtigen Sätzen in der Richtung Saarbrücken abzuwetzen. Das Prasseln der Steine bewies, daß es höchste Zeit war, diesen Rückzug anzutreten.

Langsam zerstreute sich die Ansammlung. Lebhaft gestikulierend zogen die einzelnen Ortschaften geschlossen ab. Wohl riet mancher zur Mäßigung, aber es war keiner da, der nicht entschlossen war, notfalls für die Rechte der Bauernschaft einzustehen und über die Wahrung der wenigen Freiheiten, die noch verblieben waren, streng zu wachen.

Im Saarbrücker Schloß herrschte ängstliche Aufregung. Jeder suchte sich eine Beschäftigung, die ihn den Augen des Grafen verbarg. Johann wetterte in allen Ecken herum. Einem der Reitknechte hatte er schon in aller Frühe eine Backpfeife heruntergeknallt, weil der meldete, ein Pferd sei wundgeritten. Den Köchen drohte der Graf, sie eigenhändig samt und sonders in die Pfanne zu hauen. Selbst der Hofmeister, der korrekte Liebenstein, mußte etliche Schmeicheleien einstecken. Zum Ueberfluß war mit der Gnädigen auch kein vernünftiges Wort zu sprechen, da sie mal wieder über Kopfschmerzen klagte. Kurzum: es ging drunter und drüber. Und das seit gestern nachmittag, als die Abgesandten mit ihrem Mißerfolg aus Völklingen heimkehrten. Was den beiden der Graf nach ihrem Bericht ins Stammbuch geschrieben hatte, war von ihnen noch nicht restlos verdaut, als sie Trübsal blasend im Zimmer des Offiziers der Schloßwache saßen und sich mit ihm beim Würfelspiel zu trösten versuchten.

„Die Herren möchten zum gnädigen Herrn kommen", meldete da ein Diener. „Auch das noch!" stöhnten beide. „Hals- und Beinbruch!" rief ihnen der Offizier nach.

Willenlos tappten sie hinter dem Diener durch die langen Gänge her, angestrengt überlegend, was jetzt auf ihr armes Haupt herniederprasseln werde. Aeußerlich in strammer Haltung, innerlich vor Angst zergehend, betraten die Befohlenen das Zimmer, in dem Johann, der Landesvater, mit großen Schritten auf und nieder marschierte.

„Aha, da sind die Musjes", eröffnete der Graf das Gespräch. „Da Ihr die Sache so fein eingefädelt habt, werdet Ihr die Angelegenheit auch zu Ende führen. Noch heute vormittag reitet Ihr nach Völklingen zurück (ein gewaltiger Schrecken durchzuckte die Armen) und bringt die Hauptkrakehler als Gefangene hierher. Nehmt Euch genügend Mannschaften mit. Einen Wagen für die Gefangenen soll Euch der Völklinger Meyer verschaffen. Die Güter der Burschen werden eingezogen, sagt das dem Meyer. Und dies alles ein bißchen plötzlich, meine Herren! Guten Morgen!"

Schneller als sie eingetreten waren, verschwanden die beiden Kavaliere. „Na, wenn das man gut geht!" „Nur Mut, es wird schon schief gehen! — —

Am Abend schleiften sie tatsächlich sieben Gefangene ein. Ob es gerade die Rädelsführer waren, wußten ihre Bezwinger nicht. Das war denen auch gleich. Die Hauptsache war, daß sie einige Bauern mitbrachten. Als sie nach ihrer Meldung noch bei etlichen Krügen Bier mit Kameraden zusammensaßen, schlossen sie den Bericht über ihr Tagewerk mit den vielsagenden Worten, daß sie nicht ein weiteres Mal in das Aufruhrgebiet wollten. Ihre Meinung sei, der Graf möge nachgeben. Denn die Bauern hätten schon einen Bericht nach Vic geschickt. Und nun täten sie erst recht stänkern. Im übrigen wollten sie nichts gesagt haben.

So war es: hatte schon das Ansinnen des Grafen, in Homburg zu fronen, die Bauern empört, so erst recht die Gefangensetzung einiger ihrer Genossen und die Beschlagnahmung der Güter. In einer erregten Versammlung schworen sie nach mächtigem Palaver einen Bund, immer zusammenzuhalten. Zum Schluß wurden zwei ältere Bauern gewählt, die als Vertreter in Vic vorstellig werden sollen, eine Mission, die durchaus erfolgreich war. Denn an dem Tage, an dem die saarländischen Bauern mit reichem Trost in ihre Heimat zurückkehrten, reisten zwei bischöfliche Räte nach Saarbrücken, um den Grafen zur Einsicht zu bringen. Nachdem sie Johann einen ganzen Nachmittag wie einem kranken Gaul zugeredet hatten, — darüber auch nicht vergaßen, den gräflichen Keller schwer zu schädigen, — und immer wieder darauf hinwiesen, daß die Bauern nicht revoltieren, sondern nur ihre Rechte wahren wollten, als es ihnen gelungen war, an Hand der Akten nachzuweisen, daß die Bauern nicht gezwungen werden konnten, in Homburg zu fronen, ließ sich der Graf endlich bewegen, auf seine Forderungen zu verzichten und seine Anordnungen rückgängig zu machen.

„Und ich erwische euch doch!" murmelte er, als sich die befreiten Gefangenen mit einer erschienenen Abordnung der Bauern demütig vor ihm verneigten und Treue gelobten. Laut sagte der Graf: „So, da macht nun, daß Ihr nach Hause kommt. Die Sache ist erledigt. Durch die Mitte ab!"

Das ging so einige Jahre gut. Die Bauarbeiten schritten langsam voran. Schon hatte man mit dem Ausbau der Saarbrücker Befestigungen begonnen. Der Bau des Neunkircher Schlosses war in nächster Zeit beabsichtigt. Aber noch war man in Homburg nicht recht fertig. Die Arbeiten sollten beschleunigt werden. In Frankreich spitzten sich die unseligen Glaubenskämpfe immer mehr zu. Viele der Nachbarn Johanns rüsteten Truppen aus, die dem Führer der Hugenotten, dem Prinzen Ludwig von Condé zu Hilfe eilten. Um rasch zu

einem Ende zu kommen, erging an die Bauern des Völklinger Hofes eine neue Aufforderung, sich zu Fronarbeiten nach Homburg zu begeben.

„Aha", schrie der Hans Kaiser, der auch jetzt das Kommando hatte, „da haben wir den Salat. Da seht Ihr, was man auf die Worte dieser sogenannten Edeln geben kann. Jetzt machen wir aber mal richtig Krach. Anno 25, da hat's anders gerappelt. Da sind die Lothringer Bauern aufgestanden — von uns waren auch etliche dabei — und haben ihren Herren einmal gezeigt, was 'ne Harke ist. Zum bösen Ende sind sie in Zabern zwar durch Verrat überwältigt worden, aber sie haben sich gewehrt bis zum äußersten. Und das werden wir auch tun! Auf nach Saarbrücken!!"

„Nur nicht gleich so hitzig", mahnte der alte Erhard Buch. „Was wollen wir wenige Bauern ausrichten? Ich bin dafür, daß wir in einer Denkschrift dem Grafen die Sache auseinandersetzen und gleichzeitig den Bischof benachrichtigen, wie das vorige Mal auch. Paßt mal auf, das zieht!"

Dieser Vorschlag fand Annahme. Wieder wurden die Federn gewetzt und klar und deutlich alles auseinandergesetzt. Der Graf hatte neue Ursache, gewaltig herumzuschimpfen; die Schriftgelehrten des Metzer Episkopats hatten wieder eine schöne Gelegenheit, ihre Kunst, diplomatische Briefe zu schreiben, ins hellste Licht zu rücken. Der Herr Graf möge doch Mitleid mit den armen Leuten haben, stand in dem Schrieb. Sie wüßten nicht aus noch ein. Sie hofften doch, daß es nur dieser Fürsprache bedürfe, den Grafen mild zu stimmen. Einige fromme Floskeln schmückten das Schreiben in der herrlichsten Weise.

„Alte Pfaffensäcke!", schalt der Graf, der ohnehin auf die Geistlichkeit nicht gut zu sprechen war, da er mit den Stiftsherren von St. Arnual in einem grimmigen Streite lebte. „Einen Dreck geht's euch an, was ich hier in meinem eigenen Lande mache. Was heißt da Lehnsherr? Den Lothringern werde ich eins husten und meinen Kram erledigen, wie es mir gefällt. Potzmohrenblitz! — — Junker! Ihr hört meinen Befehl: Wir geben nicht nach! Die Bauern sollen merken, wer Herr im Lande ist. Ihr sorgt dafür, daß einige Schreihälse enteignet werden. Wollen schon ein Exempel statuieren, daß den andern jede Lust zu randalieren vergeht. Verstanden!?!"

„Zu Befehl! Euer Gnaden!"

Die Entäußerungen waren nicht leicht durchzuführen. Die Bauern leisteten passiven Widerstand. Wenn die gräflichen Boten fragten, erhielten sie keine oder falsche Antworten. Für kein Geld und keine noch so schönen Worte rückten die Bauern irgendwelche Lebens- oder Futtermittel heraus. Wo der Bauer Martin Kramer wohne? Nun, das wüßten sie auch nicht! Die Knechte des Grafen spuckten Gift und Galle ob dieser Klotzköpfe.

In einer großen Zusammenkunft beschlossen die Bauern, eine neue Abordnung nach Vic zu entsenden, um dort rasche Hilfe zu finden. Das Ergebnis war alles andere als ermutigend. Denn auf die erneuten Vorstellungen des Metzers bei dem Grafen erfolgten weitere Repressalien, so daß sich die Bauern nunmehr in die Enge getrieben sahen und in neuen Beratungen feierlich beschlossen, sich unter den unmittelbaren Schutz des Hochstiftes zu stellen und sich damit zu Untertanen des Metzer Bischofs zu erklären.

„Das wird den Saarbrücker schön ärgern, wenn wir das tun. Dem schadet das nichts. Hätte uns sollen in Frieden lassen. Die in Vic werden uns schon Gehör schenken. Die freuen sich!"

Und tatsächlich: eines Tages erschienen einige bischöfliche Räte, Trompeter und Reiter, die zu Völklingen mit dem nötigen Brimborium einen Schutzbrief anschlugen. Neugierige strömten rasch zusammen und lasen einander laut vor,

daß die zum Völklinger Hof gehörigen Gemeinden nunmehr unmittelbar der Vicschen Herrschaft unterstünden, und daß sie sich um den Grafen Johann nicht mehr zu scheren brauchten. Unter der Menge befand sich auch der Meyer von Völklingen, der eilends einen Knecht aufsitzen ließ, um dem Grafen eine Abschrift des Anschlages zu überbringen.

„Reite nur zu", schrien die Bauern, „je schneller du dort bist, desto eher kannst du dich an der Sauwut unseres Ex-Landesherren erbauen. Grüß' ihn auch vielmals!" Von solchen Sprüchen begleitet, ritt der Bote so schnell nach Saarbrücken, als es eben ging. Als er mit lautem Hufschlag in den Schloßhof einsprengte, erblickte er den Grafen, als dieser sich zu einer Ausfahrt rüstete.

„Hier! Hier!" rief der Reiter und lenkte sein Pferd der Kutsche zu. „Ein Brief des Meyers von Völklingen. Es wäre eine wichtige Sache!"

Und tatsächlich eines Tages erschienen einige bischöfliche Räte, Trompeter und Reiter, die zu Völklingen mit dem nötigen Brimborium einen Schutzbrief anschlugen.

„So? Von Völklingen? Wird schon was sein! 's ist gut! Gehe er in die Küche und lasse er sich Trank und Atzung geben. Und du (damit wandte er sich an den Kutscher) spannst wieder ab. Wenn ich nur den Namen Völklingen höre, wird's mir schon anders."

Der Graf stieg die Treppe hinauf in sein Arbeitszimmer. Hastig brach er den Brief auf, las ihn flüchtig durch, um ihn alsdann mit einem fürchterlichen Soldatenfluch — davon stand ihm eine große Auswahl zur Verfügung, war er doch über ein Vierteljahrhundert als Oberst in des Kaisers Diensten, ehe er zur Regierung kam — auf den Boden zu werfen. Nach einer Weile griff er den Wisch wieder auf, um ihn noch einmal zu studieren.

„So, so — hm — fein gedacht — so seht ihr aus, ihr Kadetten — daß ich nicht lache — das tät euch freuen, so unter der Hand den Völklinger Hof zu kassieren — schau, schau — na, euch werde ich den Scherz versalzen — jetzt werden wir mal rummessen — heda: einen Sekretär her! — was stehst du noch da, du Laffe? — einen Schreiber her, habe ich gesagt, den Wölflein

oder den Pfeiffer, das ist mir Wurst — aha, da ist ja der Herr Tintenspion — setze er sich mal an den Tisch, schneide er seinen Gänsekiel recht spitz, daß die Herren zu Vic die Worte auch gut lesen können, tunke er kräftig in die Schreibbrühe, daß es diesen Herren schwarz vor den Augen wird, wenn sie meine Antwort zu Gesicht kriegen, ersinne er sich die giftigsten Redensarten, wenn er sich ausarbeitet, was ich ihm in Kürze jetzt andeute: „Wir, Johann IV., Graf von Nassau-Saarbrücken, etc. pp. — das übliche Geschwafel, na, Sie wissen ja, — haben mit Erstaunen und Befremden von Eurem Schutzbrief in Völklingen Kenntnis genommen. Wir beeilen Uns mitzuteilen, daß wir mit gleicher Post Ordre geben, den Schutzbrief abzureißen, da dort nur Wir und sonst niemand etwas zu sagen, noch weniger zu schützen hat. Eure geistlichen Nasen mögt Ihr in andere Töpfe stecken, aber nicht in Meine. Gott befohlen und nichts für ungut. Euer wohlaffektionierter usw. Tschingbum, Schluß!“

Brief und Befehlsausführung schlugen wie Bomben ein.“ Die Herren in Vic staunten, als sie den Brief lasen. Die Bauern waren erschüttert, wie ein gräflicher Reiter den Schutzbrief abriß, zerschnippelte und verbrannte. Aber schon war Hans Kaiser auf dem Damm. Er schürte und hetzte, bis die Bauern seinen Vorschlag annahmen und eine Abordnung nach Vic sandten, die die Freveltat meldeten. Man staunte in Vic noch mehr. Denn was die Bauern erzählten, war zwar in dem Brief mitgeteilt. Aber man hatte das nur als leere Drohung aufgefaßt. Nun ließen die zu Vic ihren Geist sprühen und setzten auch ihrerseits ein Schreiben auf, das sich gewaschen hatte. Der Graf sei ihr Lehnsmann und habe gar nichts zu redetten. Insbesondere sei darin eine gröbliche Beleidigung des Bischofs zu erblicken, daß erstens der Brief des Grafen in so schnoddriger Weise abgefaßt gewesen sei, und daß zweitens in so kühner Weise die bischöfliche Proklamation entfernt worden sei.

Der Graf erhielt dieses Schreiben zwei Tage später. Ohne ihm eine Antwort mitzugeben, sandte er den Boten wieder zurück. „Sage deinen Männchen dahinten in Vic, ob es bei ihnen auch regnete?“

Daß ihre Beschwerde keine Beachtung gefunden hatte, erregte nun wieder den Aerger der Metzer. So ließ man denn den gräflichen Amtmann von Ober-Homburg vor dem Rat zu Vic erscheinen, um ihn wegen des Völklinger Hofes ins Gebet zu nehmen. Ehe dieser nach Vic abreiste, benachrichtigte er seinen Grafen.

„Ach nein!“ meinte der Johann, als er davon hörte, „da seid ihr schief gewickelt. Ich werde euch jetzt mal klaren Wein einschenken. Ihr könnt mir den Hobel ausblasen! Schreiber: male denn einen Brief des Inhaltes, daß ich in erster Linie ein deutscher Fürst bin, Kaiser und Reich, für die ich schon vielmals gestritten habe, untertan, aber nicht Euch Pfaffen. Was Ihr Euch immer dick tut mit Eurer Lehnsherrschaft. Da ist gar nichts dran. Wenn ich nicht will, dann könnt Ihr nichts dran ändern und wenn Ihr Euch auf den Kopf stellt, Ihr Krampfmichel! Zum letztenmal: Meine Ruhe will ich haben. Meine Untertanen haben mir zu gehorchen. Das wäre ja noch schöner, wenn da jeder beliebige glaubt, er könne ihnen die Köpfe verdrehen und sie ihrer Herrschaft abspenstig machen. Wenn man von diesen närrischen Dingen nicht abläßt, werde ich andere Saiten aufziehen. Ich erwarte baldigen Abzug aus meinem Gebiet. Zieht in Frieden, aber zieht!“

Da merkte man endlich, was die Glocke geschlagen hatte. Und als die Metzer den Völklingern im Herbst 1571 den Rat gaben, es sei klüger, dem Grafen nachzugeben, entsank diesen der Mut. Sie setzten nach langem Ueberlegen im Frühjahr 72 eine de- und wehmütige Schrift auf, in der sie ihr Leid beweglich klagten und um mildes Nachsehen baten.

„So einfach geht das ja nun gerade nicht", ließ sich Johann zu seinen Räten vernehmen, als man ihm die umfangreiche Schrift verlesen hatte, in der die Härte der Fronarbeiten geschildert wurde. Mit Fronden, Bau- und Weingeld möge der Graf sie nicht mehr belasten als ihre Eltern. Sie wollten auch allzeit getreue und gehorsame Knechte sein und mit ihren Weibern und Kindern immer getreulich für ihren Grafen und seine Familie beten.

„Bestellen wir die Brüder einmal auf Mittwoch, den 25. Juni."

Das erzählte der Sekretarius beim Abendschoppen seinem Schwager. Unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit versteht sich. Diese geheimnisvolle Formel genügte, um ganz Saarbrücken am andern Tag schon von der Vorladung in Kenntnis zu setzen. Und als an dem bestimmten Tage die Bauern unter der Führung ihres Kaiser in Saarbrücken einrückten, wurden sie bereits von den Stadtfräcken erwartet. Vor allen Türen hatten sie sich aufgebaut. Bürger aller Größen, Gewichtsklassen und Berufe, indes die edlen Frauen ihre Hälse lang machten und zum Fenster herausschauten. Die Jugend genoß ihr Vorrecht und lief johlend vor und hinter dem Zuge her, der kurz nach Mittag seinen traurigen Einzug in die Residenz hielt. „Na, Ihr könnt Euch auf allerhand gefaßt machen", rief ihnen alles nach.

Im Schloß nahm sie ein Diener in Empfang und führte die geknickten Rebellen in den großen vorderen Saal, in dem sich nacheinander der bereits gestern aus Nanstuhl angekommene kaiserliche Notarius Endres Scher und die Herren Hofmeister Franz Friedrich v. Liebenstein und Junker Georg v. Kriechingen-Püttlingen einfanden. Die Herren unterhielten sich in einer Ecke des Saales, bis ein Diener die Ankunft des Grafen ankündigte. Bei Eintritt Johanns knickten die Bauern in Ehrfurcht und Schrecken zusammen. Der Notarius ließ sich an einem Tisch nieder, putzte umständlich seine Brille und war bereit, den Verlauf der Verhandlung sach- und formgerecht niederzuschreiben. Auf einen Wink des Grafen verlas der Hofmeister ein langes Schriftstück, in dem den Bauern ihre Missetaten vorgehalten wurden: Dienstverweigerung, Treubruch, Holzfrevel, Anrufung landfremder Herren und dergleichen. Der Graf sei jedoch aus überreicher Milde und Güte geneigt, zu verzeihen, wenn die Sünder einen ordentlichen Fußfall täten, reumütig ihre Schuld bekennten und für ihren eingestandenen Ungehorsam 100 blanke Taler blechten.

Darauf beteuerten die Aermsten ihre Absicht, dem Grafen zu gehorchen; doch möge dieser ein Einsehen haben und ihnen die Strafe erlassen. Der Graf stauchte die Gesellschaft gehörig zusammen. Er verkündigte, daß an eine Straflosigkeit nicht zu denken sei, da sie wiederholt nicht pariert hätten. Als sie nun aufs neue ihre Bitten an den Landesherrn richteten, hieß der Graf, die Schar zu verschwinden, damit er sich mit seinen Ratgebern über die neue Sachlage unterhalten könne. Diese drangen in ihn, er möge es bei der Absicht bewenden lassen. Schrecken genug hätten die Leute ausgestanden. Endlich ließ sich der Graf erweichen und teilte den wieder eingetretenen Bauern mit, er wolle sich zufrieden geben, wenn sie einen neuerlichen Kniefall täten und ihm unverbrüchliche Treue gelobten. Das ließen sie sich nicht zweimal sagen und taten, wie es der Graf wünschte.

Ihre Freude stieg noch, als Johann ihnen erklärte, sie könnten nunmehr unbehelligt nach Hause kehren, alles bliebe beim alten, die Fronarbeiten brauchten sie nicht zu übernehmen und die eingezogenen Güter würden unverzüglich wieder zurückgegeben. Und um dem ganzen einen würdigen Abschluß zu geben, spendiere er den Anwesenden ein Faß Wein, allerdings nur

unter der Bedingung, daß das Stück bis zur Nagelprobe geleert werde. Mit lautem Jubel nahmen die Bauern diese Verpflichtung auf sich und bald begann ein fröhliches Pokulieren. Noch einmal wurde, diesmal in gemülicherer Weise, der ganze Streit aufgerollt. Beide Parteien wetteiferten darin, ihre Fehler einzugestehen. Wirkungsvoll wurden diese klugen Reden durch Vivatrufe auf den Landesvater unterbrochen. Schließlich sang man im Chor einen fröhlichen Kantus. Als sich die Stimmung ihrem Höhepunkt, der Weinspiegel im Faß sich bedenklich dem Tiefstand näherte, stand der Herr Notarius mit weinfrohem Gesicht auf, ging in das Schreibzimmer, machte sich am Protokoll zu schaffen und kehrte nach einer Weile wieder.

Herr Graf, ich habe noch eine Nachschrift unter das Protokoll gesetzt, die mir gar trefflich erscheint!“ Und unter dem lauten Beifall der Trinkgesellen und vergnügtem Kopfnicken des Grafen las der brave Endres Scher vor, was er dem Verhandlungsprotokoll hinzugefügt hatte:

„Post nubila Phoebus!“
zu deutsch:
„Auf trübes Wetter folgt Sonnenschein!“

Der saarländische Bergmannsbauer.

Von **Claus Schmauch.**

Die Nachtschicht fährt zu Tage. Die Förderkörbe flitzen, das Drahtseil zischt, die Maschinen stampfen. Weißer Rauch bläst über den Boden. Grubenlampen leuchten düster aus engem Gitter und Drahttüren kreischen auf. Gebückte Menschen treten ans Tageslicht. Aus schwarzen Gesichtern blitzt das Weiß der Augen. Murrend gibt der Berg sein Leben her und schluckt wieder neues hinunter in den schwarzen Rachen.

Müde Knappen bringen ihre Lichter zur Lampenbude. Eintönig klappern die Blechnummern vom Haken. Eine schwarze Menschenwoge windet sich erst dünn, dann immer dicker aus dem Grubentore, wirft einen dankbaren Blick in die leuchtende Sonne und verschwindet zwischen den grauschwarzen Häusern. Die Bahnhofsunterführung nimmt sie auf. Auf dem Gestänge stampft der Zug, um sie fortzuführen in die Heimat, in den Schoß der Familie.

Steif und schwer fallen die müden Knappen auf die harten Sitze der Holzbänke. Ein Zusammenrücken — ein Aneinanderkuscheln — ein paar kurze Reden, und weiter keucht der Zug an den Schlackenhalden vorbei, durch gelichtete Buchenwälder, durch graue Dörfer. Seine Räder singen den Söhnen der Arbeit ein Schlummerlied, hart und rauh, nach der Art ihrer Arbeit in den Eingeweiden der Erde.

Zu den vielen, welche der Zug in den Schlaf singt, gehört auch der Winkelfranz, der Bergmannsbauer aus dem Primstal, der Vater von sechs Kindern, die ihre Mutter verloren haben. Halbzerdrückt sitzt er in der hintersten Wagenecke. Sein Kopf hängt über der Brust, nickt auf und ab und schlägt an den Griff des Grubensteckens. Dann preßt er sich an den durchschwitzten Knopf des Rucksacks und ist unempfindlich gegen die Mucken des Zuges. Wie einer, der viel nachzuholen hat, schläft der Winkelfranz. Jede Minute muß er dem Schlafe abstehlen, damit er aushält bei der vielen Feldarbeit, die zu Hause auf ihn wartet. Bis zur letzten Umsteigestation hängt er wie ein Lebloser in seiner

Ecke. Als dort die Kameraden von seiner Seite verschwinden, zuckt er für einen Augenblick zusammen und fällt auf die Seite. Dann rafft er sich auf, wirft einen Blick auf die Bahnhofsuhr und legt sich der Länge nach auf die Bank. Er freut sich über den geräumigen Platz, zieht die Beine an den Leib und schläft weiter.

Während der folgenden Stationen ist er der einzige Passagier des Zuges. Wie aus weiter Ferne hört er den Schaffner rufen und das Knirschen der Bremse. Auf einem kleinen Bahnhof weckt ihn wie immer der Schaffner. Schlaftrunken springt er auf den spritzenden Bahnkies, drückt dem Schalterbeamten die Karte in die Hand und eilt mit weitausgreifenden Schritten dem Dorfe zu.

„Es ist höchste Zeit," keucht der Franz, wie er sieht, daß seine Wiesen noch allein in dem abgemähten Tale grünen. Immer länger wirft er die Beine — immer treibender wird sein Gang. Nun steht er atemholend vor der langen Front seines Hauses, das etwas abseits vom Dorfe in einer stillen Wiesenecke liegt.

Als der Franz mit dem Grubenstecken und dem Rucksack in der Küche steht, ist auf einmal alle Müdigkeit aus seiner Haltung verschwunden. „Guten Tag, ihr Kinder" lacht er mit froher Stimme. Dann streicht er dem ältesten Mädchen über das frühalte Gesicht, gibt dem Fränzchen einen Klapps auf den schmutzigen Hosenboden, hat für die Lene und Klara, für den Hans und Peter ein lustiges Wort und ein frohes Lachen. Den weinenden Jüngsten läßt er ein paar Sprünge auf seinem Knie reiten, dann setzt er sich an den Tisch und schlürft hungrig die Suppe.

„Bist du müd?" fragt während des Essens das älteste Mädchen und schiebt ihm das Fußbänkchen vor die lang ausgestreckten Beine. „Nein, gar nicht, Kind," sagt der Franz mit einem dankbaren Blick auf die junge Haushälterin, die seinen Kindern die Mutter ersetzen muß. Dann schiebt er dem Jüngsten ein Fleischstück nach dem andern in den Mund, läßt den Peter und die Klara den Kleinen. Er muß ihnen viel Sonne ins Leben streuen, damit sie nicht zu sehr die arme gute Mutter vermissen, welche der Tod vor zwei Jahrn aus dem Winkelhaus hinausführte auf den Kirchhof.

Ein vorbeipolternder Heuwagen reißt mit seinem Knarren den Franz auf die Beine. „Bring mir den Köcher und die Sense," ruft er auffahrend der Aeltesten zu. „Mähen muß ich, mähen."

„Mit," lallt der Jüngste, als der Vater mit der Sense in der Hand in der Küche steht. Schnell rutscht er über den Boden, zieht sich am Hosenbein des Vaters hoch und fuchtelt mit den Händen. „Langsam, langsam," wehrt sich lachend der Franz, hebt das Kind auf den Arm und schickt die anderen mit dem Rechen auf die Wiesen. Dann sperrt er die Haustüre ab, gibt dem Kinde den Schlüssel zum Spielen in die Hand und eilt mit schnellen Schritten über den Primssteg. In der Wiese setzt er den Kleinen in das ausgetrocknete Primsbett und wirft ihm einige Muscheln und Schneckenhäuschen in den Schoß. Er schiebt ihm dann noch ein Bündel Heu unter den Leib und stellt sich mit gespreizten Beinen in das Grasmeer, um seine zweite Tagesschicht zu beginnen.

„Zisch, zisch". Im runden Zirkelbogen schneidet die Sense durchs Gras und legt den ersten Mähgang vor die Füße des Mannes. „Hau, wie der Rücken schmerzt," brummt der Franz vor sich hin. „Wie ausgehängt sind die Arme und Beine."

„Zisch, zisch," breit und gerade zieht sich der zweite Gang von dem Graben hinunter bis zu den Primserlen. In dem knochigen Gesicht des Bergmanns

perlt der Schweiß. Immer haſtiger wird der Schwung der Senſe, immer heißer das Geſicht des Mannes. Er muß ſich beeilen, daß er vor Nachtanbruch die Wieſe gemäht hat.

Weit übergebeugt liegt ſein Leib über dem kurzen Senſenwurf. Die Armmuskeln ſpringen, hüpfen. Der Atem bläſt. Die Senſe fährt durch ein Mäuſeneſt und ſtiebt durch einen Maulwurfshaufen, doch der Mäher merkt nichts. „Der ganze Lappen muß herunter," keucht der Franz in zäher Verbiſſenheit und gönnt ſich kaum Zeit zum Wetzen.

Der Lappen wird kleiner. Die Schatten der Primserlen werden länger, die Sonne ſinkt hinter den Waldhang, und der Franz ſieht es nicht.

„Schaut, den Franz, wie er mäht, er gönnt ſich kaum Zeit zum Atemholen," ſchimpfen die Weiber auf den Wieſen und die Bauern auf den Heuwagen. Der Franz hört es nicht. Wie die Geſtalt der gebeugten Arbeit liegt er bis in den ſpäten Abend hinein über ſeiner Senſe und wirft den Wurf nach rechts und links, vorwärts und rückwärts. Er läßt ſich nicht unterkriegen und haſtet weiter.

Als das Kind, vom Spielen müde, laut nach dem Vater ſchreit, ſtößt er mit der Senſe an den Grenzſtein. Er macht unter einem erlöſenden Atemzuge halt, ſtreicht die Haare aus der Stirn und wirft das Geſchirr über die Schulter.

Wortlos hebt er das Kind aus dem Graben, prüft noch einmal das abgemähte Stück und tappt heim.

Auf dem Steg ſteigt ihm ein jäher Schwindel in den Kopf. „Ich ſtürze ins Waſſer," ſchreit er heiſer. Er hört unter ſich das Rauſchen und Gurgeln. Feſt krampft er die eine Hand um das wackelnde Geländer, preßt mit der anderen das aufſchreiende Kind an die Bruſt und ſinkt in die Knie.

Eine ganze Weile hört er das gierige Gurgeln des Waſſers, ſieht vor den Augen tanzende Funken, hat ein furchtbares Rauſchen in den Ohren und eiskalten Schweiß auf dem Körper.

„Der Kuckuck weiß, wie er es aushält," verwundern ſich die auf den Hofbänken ſitzenden Bauern, als er eine halbe Stunde ſpäter auf den Zug rennt — ein Stück Brot in der Fauſt und in treibender Eile.

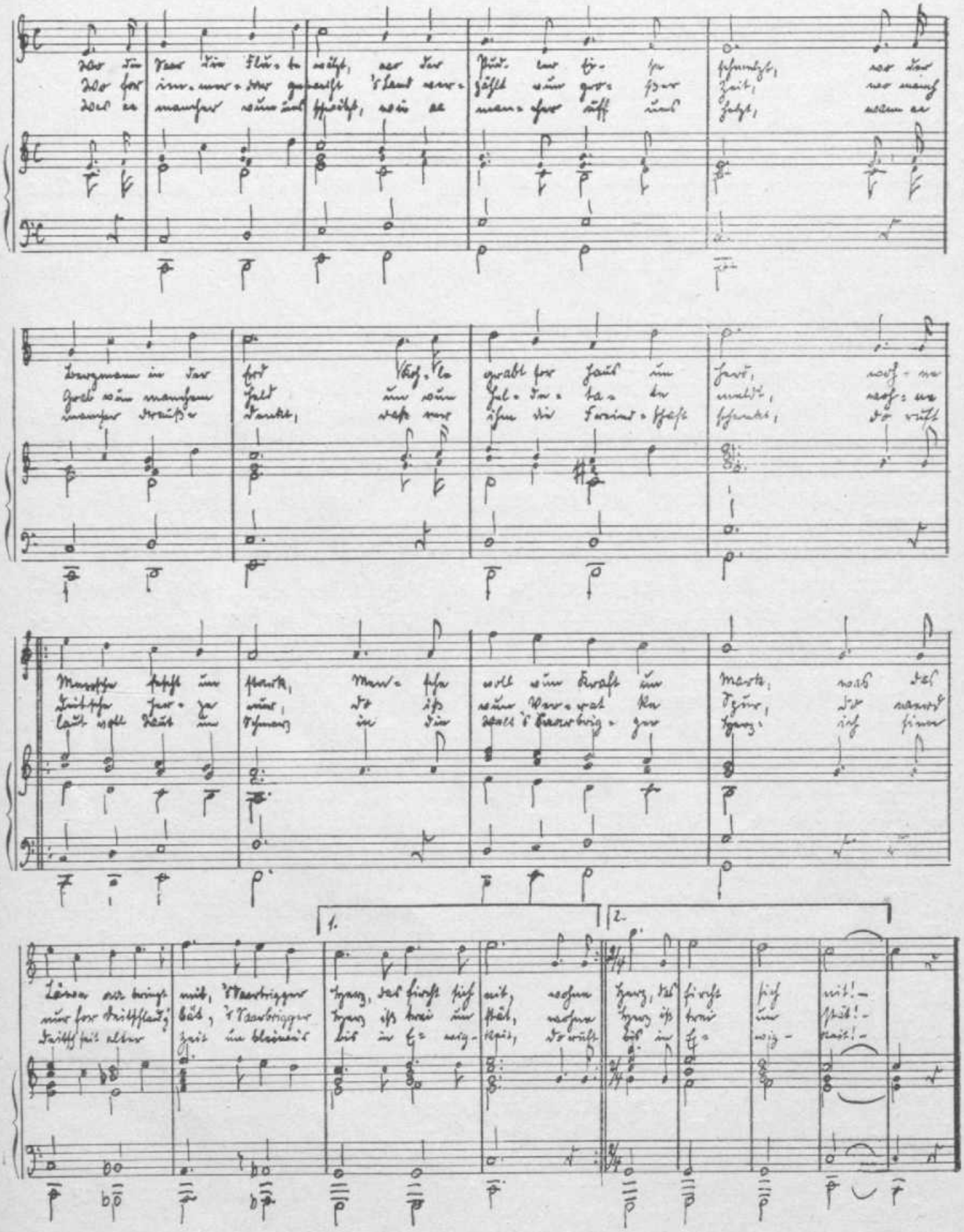
„Der Kuckuck weiß, wie er es aushält," knurren noch am ſelben Abend die Kameraden am „Stoß" und ſchütteln den Kopf. Dann ſtützen ſie für einen Schnaufer die Hände auf den Pickenſtiel und ſchauen hinüber zu dem ſchrämenden Franz, der ſtill und zäh Fäuſtel und Meiſel an das Geſtein klingen läßt, in unermüdlichem Fleiß.

Sie alle wiſſen nicht, daß der Franz zwei Tröſter in der Bruſt und die Not im Rücken hat, welche ihn anſpornen und hochhalten im harten Kampfe mit dem Leben. Die zwei Tröſter ſind ſeine Kinder und der Herrgott. Sie ſtehen ihm bei, wenn er bei der vielen Arbeit verzweifeln will und laſſen ihn die Müdigkeit vergeſſen. Die Not aber iſt der karge Höhenboden ſeiner Heimat, der ſeine Familie nicht ernähren kann. Sie hat ihn gezwungen, auf den Saargruben ein Nebenverdienſt zu ſuchen.

Der Franz iſt einer von den vielen Bergmannsbauern unſerer Heimat, die ihre Kraft zwiſchen Grube und Acker teilen müſſen. Wenn ſeine Frau am Leben geblieben wäre, hätte ſie ihm die ſchwere Feldarbeit abgenommen, ſo aber muß er aushalten, bis ſeine Buben groß ſind und Geld verdienen können. Hoffentlich läßt ſie der Herrgott bald in die Kraft kommen. Wir aber wünſchen den armen, fleißigen Bergmannsbauern einen ſchönen Lebensabend und ein langes Alter. Sie haben ihre ſpäteren Feierſtunden zehnfach verdient.

's Saarbrigger Herz.

Wort und Weise von Fr. Usow.
M. l. Frau Jann.



Vor hundert Jahren.

Wie Saarbrücken zum Landgerichtssitz kam.

Von A. Z.

Fiat iustitia! *)

Der Herr Regierungspräsident.

Das Saarbrücker Landgericht, das jetzt noch zum größten Teil in dem alten düsteren Gebäude in der Stresemann-Straße tagt, hat in seiner mühevollen Aufrichtung im Jahre 1835 für uns heute noch fesselnde Momente. Sie führen uns zurück in die Zeiten der „Unterthanen"-Herrlichkeit, der Bevormundung und der selbstbewußten, engherzigen Art der „vorgeordneten" Behörden. Gegenüber einem aufstrebenden Bürgertum erhebt sich Se. Hochwohlgeboren der Herr Regierungspräsident im Stolz und in verknöcherter bürokratischer Auffassung über die Erhabenheit seiner Position und Würde. Sie knickt aber sofort auf einen Wink von höherer Stelle zusammen, wenn's gemeinhin, wie's auch kränkt, anders kommt, als man sich denkt.

Das arme Saarbrücken, Trier im Glück.

Das Dornröschen an der Saar schlief noch, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, den Schlaf des Gerechten und harrte des Ritters aus Stahl und Eisen, der abhold jedes träumerischen Hindämmerns seine Braut, die bisher so bescheidene aber hoffnungsvolle Prinzessin, zum blühenden Mittelpunkt in des Reiches Südwesten erkoren hatte.

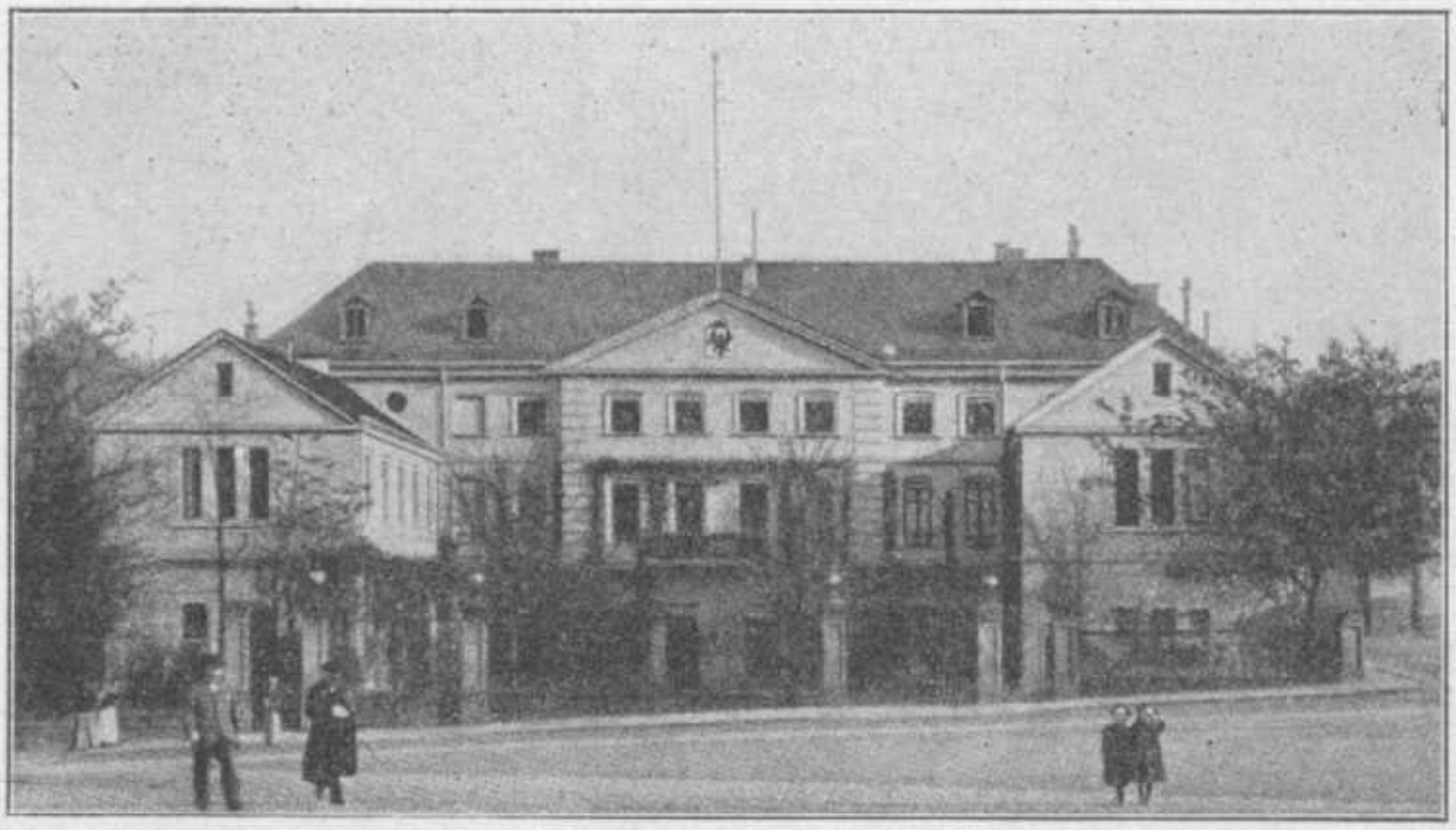
Die Notjahre nach den Freiheitskriegen sehen hier ein wohl spießbürgerlich angehauchtes Völklein, aber sie blicken zugleich auf ein hartes, leid- und arbeitgewohntes Geschlecht, stets bereit, den Kohlenwinkel zu einem Juwel tatenfrohen deutschen Fleißes zu gestalten. Vor hundert Jahren ist unsere Heimat in der Tat wirtschaftlich noch von geringer Bedeutung. Man hat eben erst unter schweren Sorgen die den endlosen Kriegsleiden folgende Teuerung und vor allem die Getreidenot überwunden. Der Kohlenhandel ist zwar bereits in der Entwicklung begriffen, aber bei etwa 200 000 Tonnen Jahresförderung nach unserem Empfinden doch noch ohne sonderliche Bedeutung. Unternehmende Männer lassen Holz bis Holland flößen. Andere wissen durch einen besonders schön duftenden und die Nasennerven kitzelnden Schnupftabak ein weithin begehrtes Reizmittel kunstgerecht herzustellen. Wie ich aus sicherer Quelle erfahre, besitzen die Schwesterstädte 1834 sogar drei Schnupftabakfabriken. Ihre Prisenware, „Saarbrücker" genannt, hat es verstanden, sich so gut einzuführen, daß sie noch heute unter diesem Namen jenseits des Rheins fabriziert wird. In unserer Heimat selbst geht im Laufe der Zeiten das Geheimnis der Bereitung verloren, ihre Kunst ist vergessen.

Der biedere Bürger baut seinen „Köhl", trinkt mit Behagen das von 20 hiesigen kleinen Brauereien hergestellte Braunbier und lebt schlecht und recht als Ackerbürger oder Handwerker bescheiden dahin. Allen Leckereien und Schleckereien ist man damals noch Jahrzehnte hindurch abhold. Ein Zuckerbäcker, der diesen Bann brechen will und den ersten Tempel süßer Kunst am St. Johanner Markt aufschlägt, muß seinen Laden wegen Ueberfluß an Kundenmangel bald wieder schließen. Wenn die Höchstgestellten sich in ihrem

*) Fiat iustitia, pereat mundus, Gerechtigkeit herrsche, auch wenn die Welt dabei unterginge.

Kasino treffen, so philosophiert man gemütlich bei einem Glas Zuckerwasser, während ihre besseren Hälften die schnatternden Redemühlen mit Mandelmilch in Betrieb halten. Sport wird bereits gepflegt, er besteht im Schmuggel mit Tabak nach Lothringen gegen Austausch anderer Annehmlichkeiten von der Gegenseite. Vorsichtig aber wie unsere Altvorderen sind, setzen sie ihre werte Persönlichkeit nicht der Gefahr aus, von den Zöllnern abgefaßt zu werden. Sie richten Hunde ab, die das Handwerk in der Dunkelheit betreiben müssen und genau wissen, wo sie einzukehren und ihre gutbefestigte Ware abzuliefern haben. Aus allem ist ersichtlich, daß es sich bei uns damals um zwei im Gesamtbild doch noch ärmliche Landstädtchen handelt.

Diese geruhsame Kleinstadt, zwei Schwestern, betrachten sich überdies mit schelen Blicken und stecken bisweilen bis zur Kinderei voll gegenseitiger Eifer-



Das alte Landratsamt, 1835—1886 Landgericht.

sucht und Neid. Auf die alte Residenz römischer Kaiser, Trier, blicken alle mit Ehrfurcht. Sie hat von dem Ruhm längst verschollener Zeiten noch genug Glanz bewahrt, an dem auch die preußische Regierung nicht vorübergehen mag noch kann. Trier wird daher bei der Neuordnung der Dinge nach den Freiheitskriegen Regierungssitz und erhält auch die gerichtliche Oberbehörde für das Saargebiet, während Saarbrücken mit dem recht bescheidenen Bissen eines kantonalen Friedensgerichts abgefunden wird.

Was dies für die Kreise Saarbrücken, Ottweiler, St. Wendel und Saarlouis zu bedeuten hat, ist klar. Dehnt sich ein kleiner Prozeß zur Berufung aus oder geht es im Verfahren um größere Summen, bei Schwurgerichten usw., Zeugen und Parteien müssen sodann mit der Postkalesche, die ärmeren sogar per pedes apostolorum, eine lange und beschwerliche Reise antreten, die Geld und vor allem viel unnütz vergeudete Zeit kostet. Da dies weder nötig, nützlich, noch angenehm erscheint, stellt sich Bürgermeister Böcking an die Spitze einer Bewegung mit dem Ziele, ein Königliches Landgericht für Saarbrücken zu erobern.

Die Saarländer als Prozeßhansel.

Trier gerät in Erregung, der ihm willkommene und für die damalige Zeit beträchtliche Fremdenverkehr erscheint durch die Schmälerung des Gebietsumfangs seines Landgerichts arg gefährdet. Man meldet als Ueberraschung von Berlin, daß Abgeordnete aus Saarbrücken höchst illoyal mit Umgehung des Instanzenweges in der Residenz erschienen seien und mit dem Minister des Innern, v. Rochow, über die Sache direkt verhandeln. In diesem unerhörten Vorgehen, der zu Gehorsam gegen ihn verpflichteten „Unterthanen" sieht der Regierungspräsident v. Ladenberg eine bedenkliche Gefährdung der Staatsordnung und Brüskierung seiner Person. Es ist dreimal mehr, als die bürokratische Auffassung von seiner Würde verdauen kann. Hoch aufgerichtet zitiert er seinen Schiller: „Mut zeiget auch der Mameluk, Gehorsam ist des Christen Schmuck." Ein streitbarer Ritter, bekämpft er mit spitz geschnittenem Federkiel die Absicht der Abordnung bei dem Minister des Innern.

Im Preußischen Geheimarchiv zu Berlin-Dahlem wurden die Aktenstücke hierüber von Dr. Löwenstein-Trier aufgestöbert. Sie sind, ganz abgesehen von dem eigenartigen Deutsch, mit dem der Regierungspräsident jedem Juristen die Konkurrenz erfolgreich hält, inhaltlich bedeutsam genug, hier in einigen Punkten festgehalten zu werden. Am 2. November 1834 schreibt das erzürnte Herz an seinen Vorgesetzten, den Minister des Innern, u. a. folgendes: „Das allgemein in Trier verbreitete Gerücht, daß eine Zivilkammer in Saarbrücken werde errichtet werden, erregt einige Besorgnis wegen der die Stadt betreffenden Nachteile, und dieselbe hat sich fast in eine Bestürzung umgewandelt, nachdem hier von Berlin aus die Nachricht eingegangen sein soll, daß es den dort befindlichen Abgeordneten der Städte Saarbrücken und St. Johann gelungen sei, die Errichtung eines förmlichen Landgerichts zu erwirken, wodurch allerdings für die Stadt Trier ein bedeutender Nachteil entstehen würde" . . . „Es dürfte überhaupt die Frage sein, ob es ratsam ist, den in der hiesigen Provinz unverkennbar vorherrschenden Hang zur Prozeßsucht durch Erleichterung der Prozeßführung noch zu steigern."

Die Saarbrücker als unbotmäßige und wohlhabende Pfeffersäcke.

Nachdem v. Ladenberg diesen üblen Trumpf ausgespielt und unsere friedfertigen Vorfahren als regelrechte Prozeßhansel dem hohen Ministerio vorgestellt und zugleich denunziert hat, meint er: „Die Errichtung eines förmlichen Landgerichts würde, abgesehen von den unausbleiblichen Reklamationen anderer Städte (er denkt an St. Wendel und Saarlouis) wohl noch hauptsächlich das Bedenken einer kostspieligen Verwaltung und den Grundsatz gegen sich haben, daß man ohne vorherrschende Not eine Stadt, in der die Aufrechterhaltung einer guten Stimmung bei den darin obwaltenden eigentümlichen Verhältnissen besonders wünschenswert ist, einer Nahrungsquelle zugunsten einer andern, der Vermehrung ihrer Nährungsquellen offenbar nicht bedürftigen, nicht berauben muß." Der alte Herr mit dem gesteiften Vatermörder sieht also offenbar in Saarbrücken ein Dorado saftvoller Lebensführung. Wir wollen seine Notiz wenigstens soweit gelten lassen, als man hier einem guten Essen auch das nötige

gute Verständnis von jeher entgegenbrachte. So sind z. B. die Rezepte für eine „Saarbrücker Pastete“ nachweislich älter als hundert Jahre und vielleicht noch eine Erbschaft vom schlemmenden Fürstenhof.

Der in seiner engen Amtsauffassung verletzte und gekränkte Regierungspräsident wendet sich sodann gegen die ihm als halbes Staatsverbrechen erscheinende Kühnheit der Saarbrücker, Abgesandte nach Berlin zu schicken. Er sieht darin eine staatsgefährdende Art, den Instanzenweg zu kreuzen und unter Umgehung der einem hohen Kgl. preußischen Beamten schuldigen Reverenz vor der rechten Schmiede zu erscheinen. Da zieht der Stolz vom Leder; „auf in den Kampf Torrero!“ Unbarmherzig säbelt er darauf los: „Ew. Exzellenz werden es Hochgeneigtest verzeihen, wenn ich bei dieser Gelegenheit mich erdreiste, ehrerbietigst zu bemerken, daß nach meinem unvorgreiflichen Dafürhalten das Erscheinen von förmlichen Abgeordneten der Städte und Landgemeinden in der Residenz zur Erreichung gewisser Zwecke ungesetzlich und unzweckmäßig und daher auch möglichst zu beschränken sein dürfte, so wenig auch der Eifer solcher Abgeordneten für die gute Sache und für das Interesse der sie sendenden Gemeinden verkannt werden kann. Ich halte es für ungesetzlich, weil nach der bestehenden Verfassung dergleichen Deputierte nur für die Provinziallandtage resp. für die Kreistage gewählt werden und nur dort als solche fungieren können und für unzweckmäßig, weil nicht nur die damit in der Regel verbundene Umgehung der Instanzen der gründlichen Erörterung der Sache nachteilig ist und die umgangenen Behörden kompromittiert sind!“ In diesem Tone geht das Lamento in endlosen Schachtelsätzen weiter. Das durch Uebersehen und Uebergehen gemarterte Gemüt gibt dann noch Ratschläge, wie man „bei strenger Festhaltung des Instanzenweges von Berlin dergleichen Sendungen von Abgeordneten fernhalten könne“. „Die höheren Behörden in Berlin“, so schreibt er, für seine Sache Unheil ahnend, warnend, „werden durch dergleichen unmittelbare Verhandlungen sehr belästigt, weil ferner der Commune dadurch in der Regel bedeutende Kosten erwachsen und weil ich vielleicht nicht mit Unrecht befürchte, daß durch den glücklichen Erfolg einzelner Sendungen dieser Art sich eine Praxis herausstellen dürfte, welche die berührten Nachteile vervielfältigt“ . . . Und nach diesem Satzbandwurm heißt es dann zum Schluß gegen Böcking, den Bürgermeister Saarbrückens: „Der Charakter eines förmlichen Abgeordneten dürfte solchen persönlichen Bewerbern nicht zuzugestehen sein.“

Noch einmal überfliegt Herr v. Ladenberg befriedigt sein Schriftstück, klopft dreimal auf seine Schnupftabaksdose, nimmt die unvermeidliche Prise und meint selbstbewußt: Nun werden dem Minister die Augen schon aufgehen und die Saarbrücker niesen, daß „ihr' Auwe träne“, aber das beglückende Prost wird fehlen. Wart' ich will euch, ihr Frechdachse!“

In einem Punkte der Epistel an den Minister hat der Gegenspieler und Widersacher Böckings nicht unrecht. Die Reisen städtischer Häuptlinge gelten ganz allgemein auch heute noch als ein teures Pflaster. Mag es zutreffen oder nicht, ich weiß es nicht, aber von Alters her scheint mir der Brauch geheiligt. Schon 1835 hinterläßt Bürgermeister Böcking für seinen Ausflug nach Berlin eine gepfefferte Rechnung. Er liquidierte laut Stadtakten nicht

Ungerechte Verteilung. „Wer ist eigentlich Herr in deinem Hause, du oder deine Frau?“ — „Wir haben uns das geteilt, Erika befiehlt den Kindern, den Dienstboten und dem Hunde, und ich, ich kann dem Goldfisch soviel sagen, wie ich will.“

KREISSPARKASSE SAARBRÜCKEN

Gerichtsstraße 3

8 Zweigstellen 30 Annahmestellen

Gegründet 1858

Unter Garantie des Landkreises. Günstige Verzinsung von Spareinlagen

Telephon Nr. 6260-67 — Postscheck-Konto: Saarbrücken Nr. 10, Köln Nr. 8284

Eröffnung provisionsfreier SCHECKKONTEN

Kostenlose Ausführung von ÜBERWEISUNGEN

Ausgabe von Heimsparbüchsen und Sparuhren.

REISE OHNE BARGELD sorglos und bequem mit dem Reisekreditbrief (ROB)

An- und Verkauf von Wertpapieren.

Mietweise Abgabe von feuer- und einbruchsicheren Schrankfächern in neuerbauter Stahlkammer zum Aufbewahren von Schmuck- und Wertsachen, sowie Dokumenten, Sparbüchern und dergl.

Neu! NACHT-TRESOR Neu!

Ununterbrochener Kassendienst. — Einzahlungen gegen Quittung auch nach Kassenschluß zu machen

Unentbehrlich für den Geschäftsmann. — Fachmännische Beratung in allen Sparkassen-Angelegenheiten.

Vom Bandwurm. Elschen zum Onkel, der aus der Apotheke tritt: „Was hast du dir da für Pillen gekauft?“ Onkel: „Die sind für meinen Bandwurm!“ Elschen: „Frißt er die gern?“

RICHARD SCHMEER
G. m. b. H.
SAARBRÜCKEN 3
MAINZER STRASSE 46
Telephon 136 u. 736 · Gegr. 1897
GROSSHANDLUNG IN INSTALLATIONS- UND KANALISATIONSARTIKELN
wie Gußrohre, schmiedeeiserne Rohre, Bleirohre, Fittings, Armaturen für Gas, Wasser und Dampf, sanitäre Einrichtungen usw.
BAUMATERIALIEN, WIE TONROHRE, ZEMENTROHRE UND KANALGUSS

Christ. Towae
Baugeschäft
Saarbrücken 1
Saargemünder Straße 131
Gegründet 1842
Fernsprecher Nr. 98

Wilh. Hoffmann
Saarbrücken 1
Gegründet 1860
Telephon Nr. 1533
Hohenzollernstr. 11
Woll- und Strumpfwaren Trikotagen
Hohenzollernstr. 3
Größtes Spezialhaus im Saargebiet für
Moderne Handarbeiten

L. A. LEINER
Saarbrücken 1
Am Schloßberg 12 und 17 (an der alten Brücke). Teleph. 903
Stahlwaren • Feldgeräte • Haus- u Küchengeräte • Holzwaren • Markttaschen Kasten- und Leiterwagen • Ersatzräder • Kinderstühle • Kinderwagen • Koffer • Korbwaren Leitern aller Art • Liegestühle • Spielwaren Stuhlsitze

Programm

der

Festlichkeiten bei Einweihung des Königlichen Landgerichtes

für die Kreise

Saarbrücken, Saarlouis, Ottweiler und St. Wendel

am 2. November 1835.

Der Königliche Ministerial-Commissarius, Herr Landgerichts-Präsident Bessel, hat die Königlichen Behörden, die Gemeinde-Corporationen und Notabeln der beiden Städte Saarbrücken und St. Johann zur Eröffnung des Landgerichtes einzuladen die Güte gehabt; und alle Bewohner nehmen an diesem Ereignisse den innigsten Antheil, da ihnen nunmehr, durch die Gnade Seiner Majestät des Königs, eine Wohlthat zu Theil werden wird, welche für die Rechtsverhältnisse und den Wohlstand von Stadt und Land die segensreichsten Folgen verspricht, deren Verheißung schon mit dem Gefühle des lebendigsten und gerührtesten Dankes aufgenommen worden ist, und deren Erinnerung noch von den kommenden Geschlechtern, in treuer Brust, mit Liebe aufbewahrt werden wird.

Zur Feier dieser frohen Begebenheit sind, in Uebereinstimmung mit dem Herrn Ministerial-Commissarius, folgende Festlichkeiten angeordnet worden:

I.

Morgens den 2. November von 7 bis 8 Uhr Geläute mit sämmtlichen Glocken, abwechselnd mit dem Abfeuern der Böller.

II.

Um 9½ Uhr versammelt sich das Gerichts-Personal, mit den zur Eröffnungs-Feier eingeladenen Personen, in dem Gymnasialgebäude, und zwar in den beiden vordern Elementar-Schulsälen, um sich um 10 Uhr in festlichem Zuge nach der Ludwigskirche zu begeben, wo

III.

von dem Stadt-Pfarrer, Herrn Mügel, bei feierlichem Gottesdienste, die Festrede gehalten und nach dem Schlusse, unter wiederholtem Abfeuern der Böller und Läuten der Glocken, ein Danklied gesungen wird.

IV.

Nach beendigtem Gottesdienste, um 11 Uhr, verläßt der Zug die Kirche, und verfügt sich in das Landgerichtsgebäude, in welchem dem Publikum nur dann erst der Zugang gestattet werden kann, wenn der ganze Zug eingetreten seyn, und Platz genommen haben wird. Hierauf findet alsdann

V.

die Installation des Königlichen Landgerichtes statt.

VI.

Um 2 Uhr versammeln sich die an dem Feste theilnehmenden Bewohner der beiden Städte, zur Mittagstafel von 200 Gedecken in dem dazu vorbereiteten Casinolocale, wozu die Mitglieder des Königlichen Landgerichtes, so wie die auswärtigen höhern Justiz-, Verwaltungs- und Militär-Behörden eingeladen worden sind.

VII.

Durch die Beleuchtung des Landgerichtsgebäudes, wird die Feierlichkeit des Tages beschlossen.

Saarbrücken den 28. October 1835.

Der Bürgermeister,

Böcking.

mehr, aber auch nicht weniger wie 638 Taler 21 Silbergroschen. Das heißt für jene Tage eine Summe, deren man zum Bau eines schönen Hauses bedurfte und die sicherlich manchen bürgerlichen Sprebenzopf bedenklich wackeln ließ. Aber die Silberlinge sind nicht weggeworfen, der Bürgermeister siegt über den Regierungspräsidenten, die Steinkohle über den goldglänzenden Viez.

Ein glänzendes Zeugnis:

Im Saargebiet wohnt die Intelligenz,
die anderen sind dumm.

Trotz allem Gezeter und Abwinken teilt der Minister des Innern, v. Rochow, am 6. April 1834 Trier mit, daß Saarbrücken ein Landgericht erhalte. „Die Beweggründe, welche diese Einrichtung herbeigeführt haben, sind nur aus Rücksichten des öffentlichen Wohls hergenommen." Punktum! Ach, im Leben nur zu oft, kommt es anders als man hofft, seufzt Herr v. Ladenberg, ihm flimmerts vor den Augen und er glaubt, ihnen nicht zu trauen. Er zupft und zirbelt verlegen an seiner schwarzseidenen Halsbinde, die ihm plötzlich zu eng sitzt, nimmt gehorsamst die vorgeschriebene Haltung an und liest noch einmal halblaut den Bescheid. „Na ja", murmelt er verärgert, „wo bleibt da Staatszucht, Gehorsam und Ordnung, wenn Frechheit und zudringliche Personen, wenn schon ein kleiner Landbürgermeister über einen hohen Regierungsbeamten triumphiert!" Die Würfel sind gefallen, jetzt heißt es gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Se. Hochwohlgeboren antwortet am 2. Mai 1834, daß man sich in Trier nunmehr in Ruhe mit der Angelegenheit abgefunden habe.

Darüber hinaus gelangt indessen der oberste Verwaltungsbeamte des Trierer Gebietes noch zu einer Feststellung, die recht schmeichelhaft für das Saargebiet ist, denn er schreibt seinen Einwohnern mehr Intelligenz zu als seinen übrigen Pflegebefohlenen. Aus gewissenhafter Chronistenpflicht sei hier der amüsante Passus aus dem Bericht vom 2. April 1835 wörtlich zitiert: „In Zukunft wird es, nachdem der südliche Teil des Regierungsbezirks dem neu zu errichtenden Landgericht in Saarbrücken zugeschlagen worden ist, sehr schwer halten, die hier (in Trier) abzuhaltenden Assisen mit brauchbaren Geschworenen zu versehen, da der bei weitem intelligentere Teil derselben dem Landgerichtsbezirke Saarbrücken angehört."

Triumphator Böcking.

Ende September 1834 veröffentlichte das Intelligenz-Blatt des Kreises Saarbrücken zur Freude aller ein Schreiben des Justizministers an den Bürgermeister Böcking, das den Sieg einer gerechten Sache verkündet. Fiat iustitia! Das ministerielle Reskript hat folgenden Wortlaut:

„Eurer Wohlgeboren ist aus früheren Mitteilungen bekannt, wie angelegentlich es mir war, den, auf den Besitz eines eigenen correktionellen Polizeigerichts gerichteten Wunsch Ihrer Commune und der Umgegend zu erfüllen und Dieselben werden daher überzeugt sein, daß erhebliche Hindernisse entgegenstanden. Um so größer ist meine Freude, Sie benachrichtigen zu können, daß des Königs Majestät, in unermüdeter Sorgfalt für das Wohl Ihrer Unterthanen in der Rheinprovinz und für die Rechtspflege in derselben,

geruht haben, mittelst ehegestriger Allerhöchster Cabinetsordre die Errichtung eines eigenen Zuchtpolizeigerichts für die Kreise Saarbrücken, Ottweiler, Saarlouis und Merzig zu genehmigen, dem Gerichte die Stadt Saarbrücken zum Sitze anzuweisen und mich mit der baldigsten Ausführung dieses Allerhöchsten Befehls zu beauftragen.

Ich habe sofort heute die dazu erforderlichen Einleitungen getroffen und freue mich, daß die Fürsorge Seiner Majestät den, durch treue Anhänglichkeit an Allerhöchst dieselben und das Königliche Hauß, so wie durch redliche und achtungswürdige Gesinnungen so ausgezeichneten Bewohnern dieses Distrikts eine so bedeutende Erleichterung der Rechtspflege gewährt hat."

Berlin, den 30. September 1834.

Der Justizminister:
gez. v. Kamptz.

Das Justizministerium entscheidet darauf, daß aus dem Saargebiet allein die Kantone Merzig und Wadern beim Landgericht Trier verbleiben sollten, die übrigen ihr Recht in Saarbrücken zu suchen hätten. Appellationsgerichtsrat Bessel in Köln wird zum Präsidenten des neuen Landgerichts ernannt. Der anfänglich geplante Neubau wird unterlassen. Man wählt den am Schloßplatz gelegenen Bau, der später dem Landratsamt als Unterkunft gedient hat.

Allzu scharf macht schartig.

Es ist angebracht, hier nun noch einen Blick auf die damalige Rechtspflege zu tun; er zeigt, daß die Aufrichtung eines Obergerichts in Saarbrücken als dringende Notwendigkeit namentlich für die ärmeren Klassen erscheint. Jetzt ist es diesen möglich, ihre Sache auch ohne unerschwingliche Kosten gut vertreten zu lassen. Auf das Unrecht folgt das Uebel der Bestrafung, aber das humane Gefühl soll dabei nicht verletzt werden. Die wohl noch nach dem Code Napoleon erfolgten damaligen Urteile erscheinen uns heute von drakonischer Härte. Der Kgl. Landrat Dern des Kreises Saarbrücken veröffentlicht zur Warnung der Uebeltäter im „Intelligenz-Blatt des Kreises Saarbrücken" regelrecht in kurzen Notizen Trierer Urteile, soweit sie die Insassen seines Amtsbezirks treffen. Da lesen wir u. a. über einen Sünder: „Wegen Diebstahls. Theobald Christmann, Tagelöhner zu Holz, wegen Diebstahls zu lebenswieriger Zwangsarbeitsstrafe, Ausstellung an den Pranger, Brandmarkung mit den Buchstaben T. P.*) und Kosten. Vollzug der Brandmarkung auf einem öffentlichen Platze und Anschlag des Urteils im Auszuge und Rückgabe der Ueberführungsstücke an den Eigentümer." An einer anderen Stelle heißt es: „Wegen Diebstahls. Ein Individuum zu 5 Jahren Gefängnis, 131 Thaler Geldbuße. Nach ausgestandener Strafe 10 Jahre Polizei-Aufsicht. Verlust der Rechte nach Artikel 42 des Strafgesetzbuches und 30 Thaler Kautionsleistung. Versetzung in die 2. Klasse des Soldatenstandes, Verlust der National-Kokarde und des Landwehr-Kreuzes." Noch eine dieser harten Strafen möge hier Platz finden. Peter Caspary, 29 Jahre alt, in St. Johann wohnhaft, hatte seine langen Finger spielen lassen und muß sein Vergehen mit lebenslänglicher

*) T. P., travaux publics, heute travaux forcés Zwangsarbeit.

Zwangsarbeit, Ausstellung an den Pranger, öffentlicher Brandmarkung und einer Reihe kleinerer Nebenstrafen büßen.

Aber nicht allein das Obergericht in Trier, auch das kleine Kantonalgericht in Saarbrücken läßt nicht mit sich spaßen. Ich will nur erwähnen, daß es im Namen des Königs zur Auffrischung des Gedächtnisses für nicht rechtzeitige Anmeldung der Geburt eines Kindes dem glücklich unglücklichen Vater dieses unter Umständen verzeihlichen Versäumnisses sechs Tage Gefängnis, 5 Thaler Geldbuße und die Kosten des Verfahrens auferlegte. Leute, die wohl über einen quälenden Durst, aber über kein Geld verfügten, waren übel daran. Oft finden sich Urteile wie folgt: „Ein Individuum wegen Zechprellerei ein Jahr Gefängnis, 15 Thaler Geldbuße und die Kosten." Einen versäumten Schulbesuch seines Kindes muß der Vater mit fünf Thalern büßen. Dieser kleine Auszug aus der Rechtspflege des Jahres 1834 mag genügen, sie erscheint uns grausam, unbarmherzig und mutet fast mittelalterlich an. Allein auf Rache für das Unrecht, aber nicht auf die Besserung des Sünders war sie bedacht und eingestellt. „Wat to veel is, is to veel!"

Die Siegesfeier der Unbotmäßigen über den Instanzenzug.

Am 2. November 1834 erfolgt die feierliche Weihe „des auf Allerhöchsten Befehl neu-errichteten Königlichen Landgerichts zu Saarbrücken". Böllerschüsse krachen vom Triller, daß ein donnerndes Echo in den Bergwäldern auflebt und die Friedsamen aus den weichen Betten schreckt. Alle Kirchenglocken läuten, klingen feierlich über das Tal hin und rufen Gerechte und Ungerechte zum Gottesdienst. Die guten Seelen trotten durch die engen Gassen über das holperige Pflaster, die langhaarigen Zylinder in die Stirne gedrückt, um dem Höchsten im Himmel für die Gnade des Allerhöchsten in Berlin zu danken. Die Prediger flehen mit einer andächtigen Menge Gottes Segen auf das Werk herab, das ihnen Allerhöchste Königliche Huld verliehen. Im Fürstenstuhle der Ludwigskirche lauscht der Regierungspräsident mit den Honorationen der Stadt den freudig aufrauschenden Klängen der Orgel, er sieht die froh bewegten Gesichter der Bürgerschaft und mag ein Stoßgebet hinausgesandt haben, daß das Geheimnis seiner Schriftstücke in dieser fatalen Sache auf immer bewahrt bleiben möge. In der Tat scheint am 2. November anno domini 1834 in der Stadt eitel Wonne und Freude geherrscht zu haben. Die Spitzen der Behörden und die ehrwürdigen Gemeinderäte rüsten sich zu dem von der Stadt gegebenen Festmahl. Auf dem mit Blumen geschmückten Ehrenplatz sitzt der gehorsamst und ergebenst eingeladene geheime Gegenspieler in dem nunmehr beendeten Ringen. Seine hier veröffentlichten Eingaben an den Minister kennt natürlich niemand, und so hat er sicherlich viel unverdiente Dankesworte für sein Wohlwollen über sich ergehen lassen müssen. An einem kräftigen Hoch auf den uns „wohlaffektionierten Förderer" der guten Sache wird es nicht gefehlt haben. Zu jener Zeit liebt man es hier noch von den Fürstentagen her, Toaste auf hochgestellte Persönlichkeiten in Reimen auszubringen. Dies gilt als besondere Ehrung. Wir sehen im Geiste das um sein Gemeinwesen wohlverdiente Oberhaupt Böcking sich erheben, geziemende, ehrerbietige Verbeugung vor dem ersten Verwaltungsbeamten, es folgt das übliche Räuspern und dann:

Nun füllt das Glas mit edlem Wein,
Dem hohen Gönner sei's gebracht;
Den Dank Saarbrückens laßt uns weih'n,
Dem, der das Herz so froh gemacht!

Was der Gefeierte auf solch oder ähnliche Sprüchlein erwidert haben mag, ist uns leider nicht erhalten. Nach den vor mir liegenden Akten meldet Herr v. Ladenberg pflichtgemäß an den Minister des Innern über die Feier: „Die Eröffnung des Kgl. Landgerichts zu Saarbrücken hat am 2. November unter großen Feierlichkeiten stattgefunden. Ich wohnte derselben in Begleitung des Regierungs- und Baurats und des Justitiars bei. Der Jubel der durch die Errichtung dieses Gerichts wesentlich begünstigten Einwohner der Stadt Saarbrücken und der Umgegend war so groß als der Dank für die Gnade Sr. Majestät des Königs."

Der Dienst des Landgerichts beginnt am 25. September 1835 in der unserer älteren Generation noch bekannten alten Landratur, die bis Ende 1835 das Friedensgericht (Amtsgericht) beherbergt hat. Dem großen weicht der kleine Bruder der Rechtspflege und breitet seine verstaubten Aktenbündel in einigen Sälen des 1750 von Stengel erbauten Rathauses aus. Am 22. Februar 1836 wird unter Leitung des Appellationsgerichtsrats Brewer die erste Schwurgerichtssitzung in Saarbrücken abgehalten.

Bis zum Jahre 1886 tagt das Landgericht in den längst unzureichend gewordenen Räumen. Dann erfolgt der Auszug der Themisjünger; sie siedeln sich in den Neubauten an der Stresemann-Straße und Neumarkt an. Auch hier reichen die Räume bei der starken Zunahme der Bevölkerung bald nicht mehr aus, und es erhebt sich der Justizpalast an der Bismarckbrücke, den die landfremde Regierungskommission für sich und ihre wenig erfreuliche Tätigkeit beschlagnahmt. Am Portal liest man:

Die Regierung des Saargebiets

und darunter in Stein gemeißelt:

„Gleiches Recht für Alle" d. i. Fiat iustitia.

Man hat es wohl im Drange der Geschäfte vergessen, diese ehernen Worte, das stolze Hochziel deutscher Rechtspflege, verschwinden zu lassen. In endloser Bedrückung und Bedrängnis, im Gefühl der Ungerechtigkeit gegen uns, die von dem Hause durch die Fremdlinge in unseren Toren erging, ergeht und nicht enden will, klingen heute die bedeutsamen Worte unserem Herzen wie Hohn, wie ein bitterer Scherz der Geschichte. Aber sie leuchten uns zugleich voran, ein Fanal unserer unauslöschlichen Hoffnung: Gleiches Recht für Alle! „Es werde Gerechtigkeit!" Und nach hartem Kampfe wird sie über dem Saargebiet einst wieder ihre segnenden Flügel breiten. Was uns leichthin ewig scheint, hier ist's vorüber in drei Jahren, und wer das deutsche Saarland kennt, wird seine Treu erfahren.

O, glücklicher Tag, o, wäre er da,

Fiat iustitia!

Unter dem Taktstock Lothar Ströbes.

Von **Paul Seedorf**, ehem. Hoboist der 70er Kapelle.

Die Erinnerung an die friedlichen Zeiten der „Saar“ geht mit uns, lebt gerade in trüber Zeit gerne auf und läßt alte liebe Bilder in freundlichen Farben erstehen. Wer unseres Kunstlebens vor etwa 40 Jahren gedenkt, dem wird neben Geheimrat Haldy und Sanitätsrat Höderath die Erscheinung Ströbes unvergessen sein. Ohne ihn und seine treffliche Kapelle ist der Aufschwung saarländischen Musiklebens zu jener Zeit nicht denkbar. Ströbes Streben ging weit hinaus über die Klangwirkung einer schneidigen Marschmusik; er studierte schwierige Kompositionen und überraschte unsere Kunstkenner durch deren gehaltvollen Vortrag. Allen festlich-feierlichen Veranstaltungen in Stadt und Land gab er den künstlerisch-musikalischen Rahmen, die glückliche Wahl der Musikstücke erhöhte stets die Weihe der Stunde. Von den Konzerten der Gesellschaft der Musikfreunde und der „Harmonie“ bis herab zu einem feucht-fröhlichen Bierkonzert, Meister Ströbe konnte stets reichen und aufrichtigen Beifall für sich und seine Kapelle ernten.

Galt es, einen heimgegangenen Kämpfer von Spichern zur letzten Ruhe zu geleiten, so war es ihm ein Herzensbedürfnis, unentgeltlich mit seiner Kapelle zu erscheinen und dem Kameraden unter den Klängen eines Trauermarsches die ihm schuldige Ehre zu erweisen. Die Wohltätigkeit fand ihn stets zur Mitwirkung ohne jeden klingenden Lohn bereit. So darf es nicht wundernehmen, daß Ströbe als stadtbekannte und gern gesehene Persönlichkeit sich überall auch einer, seinem Fleiße gebührenden Hochachtung erfreuen durfte.

Eine eiserne Energie wohnte in dem nicht gerade kräftigen Körper, der die anstrengendsten Märsche mühelos überwand. Er selbst, die personifizierte Pflichterfüllung, forderte sie auch von seinen Untergebenen. Doch war sein Auftreten durchaus nicht mit der alten, rauhen militärischen Art zu verwechseln, ich will es als väterliche Strenge bezeichnen, mit der er die tüchtigen Leistungen der Kapelle zu erzielen wußte. Er war auf uns und wir auf unseren Dirigenten stolz.

Ein kritischer Tag.

Alle lobenswerten menschlichen und künstlerischen Eigenschaften hätten jedoch um weniges am Tage vor der Kaiserparade 1893 unseren Meister nicht vor frühzeitigen Abgang gerettet, als er durch ein Versehen die mit viel Fleiß in

Szene gesetzte Vorprobe zu dem großen militärischen Schauspiel vor dem Monarchen mißlingen ließ. Das VIII. Armeekorps sollte am 2. September vor dem Monarchen paradieren und glanzvoll abschneiden. Mit welcher Sorgfalt und Mühe solche Schau von Offizieren und Mannschaften vorbereitet wurde, ist jedem alten Soldaten noch sicher in etwas peinlicher Erinnerung. Es gab am 1. September, damit auch alles vor S. M. sicher klappte, eine Vorprobe. Das VIII. Armeekorps hatte acht Regimenter, wir Siebziger waren das letzte der vor dem Korpskommandeur defilierenden Truppe. Nach uns kamen nur noch zwei Kompanien der Jülicher Unteroffizierschule. Sie hatten kein Musikkorps zur Verfügung, daher erschien für uns ein Regimentsbefehl, daß Spielleute und Regimentsmusik der Siebziger die Jülicher „vorbeiblasen" sollten. Aber, wenn der Deubel sein Spiel hat, es kam anders. Unsere Bataillone marschierten stramm und in vorzüglicher Haltung an den scharfen, kritischen Augen Sr. Exzellenz vorüber. Wir waren glücklich und stolz zugleich über die prächtige Haltung, da nahte ganz unvermutet schon das Unglück. Kaum war die letzte Kompanie an unserer Kapelle vorüber, da nahm unser Musikdirigent seinen Taktstock in die Höhe und gab damit das Zeichen zum Nachschwenken. Alles Winken vom Regimentstambour Tromsdorf und alles Rufen des auf dem rechten Flügel haltenden Regimentsadjutanten Oberleutnant Back vermochten nicht, Ströbe von seinem Irrtum abzuhalten. Wohl oder übel mußten nunmehr, um nicht volle Verwirrung eintreten zu lassen, Spielleute und Adjutant die Schwenkung mitmachen und stießen hierbei schon auf die 1. Kompanie der Schule. Vom Kommandierenden-, vom Divisions- und Brigadegeneral wurde sofort bei Beginn der falschen Aktion energisch mit der Hand zurückgewinkt. In der Aufregung aber wurden von Ströbe alle Winke glatt übersehen. Ein Adjutant sprengte vor unsere Front, und im Laufschritt mußten wir eiligst mit Trommeln, Pauke und Trompeten zur Stelle unseres unglückseligen Abmarsches zurück. Schnell standen wir dort in Reih und Glied, wieder „anschlagen" und mit knapper Not kam dann noch die 2. Kompanie der Unteroffizierschule mit Musik vorbei. Ob das Tempo 114 in der Minute in all dieser Aufregung noch zutreffend war, wage ich nicht zu behaupten. „Das gibt ein Donnerwetter", flüsterten wir einander zu, denn schon prasselten etliche Liebenswürdigkeiten des Regimentsadjutanten auf unseren Leiter nieder, der mit hochrotem Kopf ganz geschlagen vor uns stand. Er selbst dachte wohl wie wir, daß nach diesem Unfall sein letztes Dienststündlein geschlagen habe. Wir schwenkten ab, auf uns zu reitet unser Brigadegeneral, der liebenswürdige Württemberger v. Bilfinger. Sein Aussehen läßt uns Hoffnung schöpfen, daß das Unwetter ohne vernichtenden Blitz vorüberziehen werde. In seiner schwäbischen Art, gutmütig verzeihend, sagt er: „Nun, mein lieber Musikdirigent, Sie waren wohl von der Heiligkeit des Momentes so ergriffen, daß Sie die Unteroffizierschule gar nicht gesehen haben. Gut nur, daß Ihnen dies heute passiert ist. Wenn das morgen vorgekommen wäre (hier drohte er etwas mit dem Finger), ich hätte Sie nicht mehr retten können."

Die am nächsten Tage, 2. September 1893, bei Trier abgehaltene Kaiserparade, an der auch eine größere Anzahl von Fürstlichkeiten teilnahm, trug den Siebzigern ein glänzendes Zeugnis ein.

Eine heitere Stunde.

Am 24. und 25. April 1892 war Kaiser Wilhelm II. Gast des Freiherrn von Stumm auf Schloß Halberg. Das 45 Mann starke Musikkorps der Siebziger sollte die Tafelmusik ausführen und wurde an Ort und Stelle geführt. Die telegraphische Meldung von dem Tode der Großherzogin von Mecklenburg-

Schwerin, einer Schwester Wilhelms I., ließ die Tischmusik ausfallen. Die jüngeren Musiker blieben trotzdem aus Neugierde in der Nähe des Schlosses, wurden sogar reichlich verpflegt und erhielten überdies auch für Nichtstun eine Entschädigung in blankem Geld. Heimlich guckten wir durch die Fenster des Wintergartens und staunten über den Schmuck und den wundervollen Glanz der Tafel. Gegen 10 Uhr abends wurde oben unseren Kommandeuren zugeraunt, daß S. M. am nächsten Morgen in aller Frühe die Garnison Saarbrücken alarmieren würde. Höhere Offiziere erschienen alsbald vor dem Schlosse, stöberten uns auf und jagten uns mit dem Auftrag in die Stadt, noch in der Nacht allen Offizieren von dieser Nachricht eiligst Kenntnis zu geben. Im Laufschritt trabten die Jünger der edlen Musika durch den dunklen Wald hinunter ins Scheidter Tal und dann, solang die brave Musikantenpuste anhielt, auf der Chaussee nach der Stadt. An Schlaf war für uns nicht mehr zu denken, denn nach gewissenhafter Ausführung des Befehls graute schon der Morgen. Um 6 Uhr früh sollte der Alarm erfolgen, doch stand vor der angegebenen Zeit jeder bis zum jüngsten Rekruten auf seinem Posten, alles marschbereit. Die Regimentskapelle hatte bereits mit der 8. Kompanie die Fahnen abgeholt, als die Alarmsignale ertönten. Sie waren kaum verklungen — Geschwindigkeit ist keine Hexerei — da setzte sich bereits die gesamte Garnison in Bewegung. Die Bürgerschaft, in der Meinung, das schöne Schauspiel auf dem großen Exerzierplatz zu sehen, stürmte in hellen Haufen die Metzer Straße hinauf; sie war schwarz von eilenden Menschen. Kind und Kegel war auf den Beinen, alle wollten den Kaiser sehen, der zu großem Mißvergnügen an der Stadt ohne Gruß vorübergefahren war, um, wie es Stumm wünschte, allein seinem freiherrlichen Freunde einen Privatbesuch abzustatten. Wiederum eine Enttäuschung für die gut kaiserliche Gesinnung; nicht der große Exerzierplatz sollte die Probe auf die Schlagfertigkeit der Garnison vor Augen führen, da nur ein Vorbeimarsch vor dem Monarchen am Halberg, unmittelbar vor dem Aufgang von Schafbrücke, befohlen war. An diesem Morgen hatte die Kapelle der Siebziger wirklich unverdientes Pech. Wir erfüllten mit den hellen, markigen Klängen preußischer Militärmusik die Mainzer Straße, als plötzlich die Pauke streikte. Das Schlagfell der großen Trommel platzte, es war wohl in begreiflicher Aufregung mit zuviel künstlerischer Begeisterung bearbeitet worden. Eine peinliche Ueberraschung, da es unmöglich war, in der Eile einen Ersatz herbeizuschaffen, unmöglich aber auch, ohne den schlagenden Rhythmus dieses gefühlvollen Instruments eine rechte Infanteriekapelle vollständig erscheinen zu lassen. Hilfreiche Frauenhände aus den nächsten Häusern brachten Zwirn und Nadeln und notdürftig wurde unter Fluchen und Stoßseufzern der renitente Spielverderber zu neuer Tätigkeit ermuntert. Die Pauke wurde umgedreht und dann kräftig auf das unverletzte Fell gehauen. O Schreck! Die mühsam geflickten Stellen der Gegenseite hielten dem Luftdruck leider nicht stand. Vergebliche Liebesmüh', an dem Zauber der Veranstaltung hatte die Pauke sichtlich kein Vergnügen, ihr Ton klang hart, mißvergnügt wie ein Hieb auf ein Küchenbrett. Eine Flut der bekannten Schmeicheleien des Kasernenhofs prasselten auf das unschuldige Opfer des fatalen Unfalls, den nervös gewordenen Machiejewski, nieder. Um unser Pech

Das Schlagfell der Trommel platzte . .

zu vollenden, schlug der große, kräftige Beckenschläger F. M. noch einen neuen Riß in den einen noch bis dahin unverletzt gebliebenen Becken. (Eins war gewöhnlich defekt.) Wie wenn man zwei blecherne Topfdeckel gegeneinander schlägt, erklang der sonst so helle, silberne Ton des chinesischen Instruments. Unser Musikdirigent wetterte und tobte, alles vergeblich, das Schicksal wollte es, daß wir mit vollständig demoliertem Schlagzeug, der dröhnenden Seele der Kapelle, an S. M. vorüberziehen sollten. Wir standen auf der Chaussee nach Schafbrücke und harrten lange der Dinge, die da kommen sollten. Der denkbar schlechteste Platz zur Aufstellung der Musik und der Spielleute wurde gewählt. Ueber einen breiten und tiefen Chausseegraben hinweg mußten die Bewegungen ausgeführt werden. Der große Trommelschläger mit seiner 23 Pfund schweren Pauke vor dem Bauch blieb natürlich darin hängen, rappelte sich aber sofort wieder in die Höhe. Die Kavallerie zog sodann in Marschkolonnen, die Siebziger in Sektionskolonnen vor den scharf blickenden Augen S. M. vorüber. Damals führten die Mannschaften noch ein paar kurze Stiefel im Tornister mit, ein Mann des 1. Bataillons hatte nun unmittelbar vor dem Kaiser das Pech, einen dieser Stiefel zu verlieren. Ein altes Mütterchen erblickte dies Hindernis, rannte über den Chausseegraben, weiter geschickt durch alle Absperrungen und erwischte den unglückseligen Stiefel, ehe noch das anrückende 2. Bataillon die Stelle passierte. Der Kaiser lachte über die unglaublich komische Szene, vielen Musikern blieb sogar vor Lachen die Puste weg, ich selbst mußte mit meiner Klarinette aussetzen und konnte nicht blasen. Alle Zuschauer gerieten in die heiterste Stimmung außer dem Regimentskommandeur; das kleine Malheur, das dem armen Soldaten passiert ist, hat ihm sicherlich nicht die Gunst der Vorgesetzten erworben.

Ein altes Mütterchen erblickte das Hindernis . . .

Die Vorstellung hatte für das Regiment einen guten Verlauf genommen, gut „abgeschnitten", wie man sich auszudrücken beliebte. Damit war auch das Schlagzeugpech der Kapelle bald vergeben und vergessen.

Unser Meister Lothar Ströbe ließ sich 1904 pensionieren und lebte in Wiesbaden. Er starb 1912. Sein oft geäußerter Wunsch, an der Stätte seiner langen und erfolgreichen Wirksamkeit die letzte Ruhestätte zu finden, ging in Erfüllung. Ein schlichter Gedächtnisstein im Feld 20 des alten Saarbrücker Friedhofes zeigt die Stelle, in der ein Mann ruht, der mit den Grund legte für das Gedeihen einer Kunst, die heute in Saarbrücken zu einer achtungsvollen und erfreulichen Blüte gereift ist.

Der Schorsch un die Deiwelin.

Ein Fastnachtserlebnis aus Saarbrücken.

Fastnacht war vorbei, an den Bäumen hingen noch die bunten Serpentinschlangen, überall auf Treppen und Gassen klebte verstreutes Konfetti. Es war sehr kalt, es hatte geschneit und die Rotkäppchen in ihren dünnen, seidenen

Röckchen, die Rokokodamen, die aus historischen Gründen genötigt waren, viereckige Ausschnitte und Halbärmel zu tragen, die spanischen Ritter in ihren engen, seidenen Buxen, hatten mächtig gefroren, an den Stammtischen erzählte man sich in den Abendstunden seine Fastnachtserlebnisse.

Die alten Saarbrücker, die sich zum Dämmerschoppen hier einfanden, besuchten zwar keine Redouten mehr, die Zeiten lagen hinter ihnen, aber einer behauptete steif und fest, den dicken Schorch, ein „ausgemachter Junggesell", der niemals zu bewegen war, einen Ball zu besuchen, der den Damen Feindschaft geschworen hatte für immer, dieses Jahr im „Johannishof" auf dem Fastnachtsball „Mir bleiwe die Alte" gesehen zu haben, wie er das Tanzbein schwang und eine rote Teufelin unermüdlich drehte . . . Aber wenn man an dieses Erlebnis rührte, wurde der Schorch fuchsteufelswild, zog sich grollend in seine Ecke zurück, verschanzte sich hinter der „Saarbrücker Zeitung" mit ihrem Roman „Die Meisterspionin" und begann über die Weibsleute herzuziehen, über die er sein Lebtag nicht viel Gutes gesagt. Sein Zorn war allen verdächtig.

Eines Samstagsabends, beim Skatessen, hatten sie eine Wette gemacht, daß sie ihn doch zu dieser Geschichte bewegen würden. Es gab „Hasepfeffer un Krumbierklees", Schorchs Leibgericht. Das beliebte „Neufang Pils, jeder will's", war soeben frisch angestochen. Einer hatte eine Kiste köstlicher Zigarren, frisch aus Bremen geschmuggelt, gestiftet, und es war spät geworden. Man hatte von allem Möglichen gesprochen, von den Steuern, von Morize, der Völkerbundstreuhand, den Saarzollschikanen und anderen angenehmen Dingen, als es dem Schorch endlich zu arg wurde und er meinte, man könne lieber mal von etwas Vergnüglicherem reden.

„Ei, dann verzähl Du emohl, wies Dir gang is, dies Johr Fasenacht," sagte sein Freund, der Karel. „Du brauscht jo nit alles zu verzähle, mir duhns aach mit der Hälft. Du kannscht aach ebbes auslasse, wann Du Dich schenierscht."

„Ich mich scheniere?" der Schorch schob sein Bierglas zur Seite, um sich eine neue Zigarre anzustecken. „In meinem ganze Lewe han ich mich noch nit scheniert, und vor Euch erscht recht nit, das kann mir kenner nachsahn . . ."

„Also, los," sagten die Freunde, die erwartungsvoll um den runden Holztisch hinter ihren Biergläsern saßen, die auf mehreren Pappdeckeln ruhten. Sie trugen die sinnreiche Inschrift: „Saufe Bier bis morgens vier, dann bist du morgens früh munter wie ein Kikeriki!" Die Kellnerin schob dem Schorch eben den siebenten Schoppen hin.

„Na jo," begann der Schorch. „Ihr wisse, daß ich von kleenuff ebbes geje die Weibsleit gehatt han. Desweje bin ich jo ledig blieb, un hans heit vielleicht grad so gutt wie Ihr, odder vielleicht noch besser. Awer so han ich mich doch in meinem Lewe noch nit geschnerrt wie diß Johr — — Fasenacht . . . Ich hann jo nit drahn gedenkt, hinzugehn, ich han ganz zufrieden uff meinem Kanapee gehuckt in de Pantoffeln un han die Zeitung gelääst von de giftige Brüder do driwe, wann do der," er wies auf den Karel, „nit kumm wär, un hätt mir die Kapp uff de Kopp gestribbt, so e rotes Ding, wie e Tirk han ich ausgesiehn mit meinem Schnurres un dem rote Fez . . . un e Orde hat er mir um de Hals gehonk un hat gesaht, ich sollt mit'm gehn uff die Redout. Er hätt so Luscht, widder emohl zu danze. Es wäre scheene Mädcher do, un mir kinnte uns emohl gutt amisiere. Geh, sei kei Spielverderwer, saht er, duh Dich ahn un mach mit. Er war schon fein zurechtgemacht als Mausfallekrämer mit Lappe um die Been, scheen hat er ausgesiehn, un hat so lang gedahn und geredd, bis ich mitgang bin. Schon im Hausgang sin die Mädcher an seine Mausfalle hänge

blieb, un ich han en nit meh gesiehn. Wie ich owe in de Danzsaal kumm bin, war mein Mausfallekrämer verschwunn, un ich han alleen do gestann, un die Maske han sich um mich gedreht un gedreht, un die Musik hat gespielt un die Serpentinschlange sin in der Luft erumgefahr, daß mirs ganz dirmelig wor is. Ich han mich grad widder dricke wolle, da saht newe mir so e lieb hoch Stimmche, „weshalb so finschter, mei Liewer?“ Un vor mir steht e kleene Person in eme rotseidene Deiwelskleed, alles war rot, von de kleene Fies ahn bis zur Larv, un sie hat mich so treiherzig ahngeguckt. „Kannscht Du nit danze?“ froht sie, un hängt sich in meine Arm. Na, sie han grad e scheener Walzer, „Köllertaler Liebeswellen“, gespielt, un da sin mir dann zusamme losgang. Un 's hat ganz gutt gang, denn die Deiwelin hat gedanzt wie e richtiger Deiwel, vor meine Auge hat sich alles gedreht un gedreht, awer die hat nit locker gelaßt, bis der Danz aus war. „So,“ saht sie, „jetzt gehn mir ebbes esse, ich han aach Durscht.“ Und sie lotst mich ans Biffet, dort war e groß Gedräng, awer die hat sich durchgeschafft, un fix wie der Deiwel hat sie alles gehatt, ich han's nur zu bezahle brauche, un dann hat sie uns e scheener Platz ausgesucht, in ere Lorbeerlaub, un hat e gutt Flasch bestellt, un ich han mich nur gewunnert, wie die uff der Weinkaart bewannert war. Die Flasch war nicht schlecht, das muß ich sahn, un die ganze Person hat mir gleich gefall. So e kuraschiertes Frauezimmer is mir noch nit vorkumm.

„Wo is dann Dei Trauring?“ froht sie uff emohl. „Dene han ich in meiner Weschtetasch,“ sahn ich. Aber die war schlau. „Ne, ne,“ sahts un lacht, „Du bischt noch ledig, das siehn ich.“ Dann is sie mir noh gerikkt uff das kleen Sofa un hat sich uff meine Schoß gehuckt un war so lieb un hat so gutt for mich gesorgt, daß ich ganz begeischtert war. Was mir an dem Owend alles miteinanner geschwätzt han, daruff kann ich mich nit meh besinne, ich hatt nur so e dunkel Erinnerung, daß ich ihr e Ahntrag gemacht han. Ich han sie gefroht, ob sie mei Fraa were wollt.“

„War sie denn so scheen?“ fragten die Freunde.

„Scheen? Sie hat jo die Larv partout nit abnehme wolle. Ich han gebitt un gebett, awer sie wollt nit. Weeß Gott, zum erschtemohl hat mir e Weibsbild gefall; mr hat sich unnerhalle kinne mit der, die war beschla iwer alles. Ich han se uffs Glatteis fiehre wolle, awer die hat uff alles die Antwort gewißt. Un se hat mir ganz recht gäb, an de meischte Weibsbilder wär aach nix drahn, awer sie wär e Ausnahm. Was die mir alles hergeschnurrt hat von Biecher, wo sie geläst hat, von Tiatersticker, wo se gesiehn hat, un vun Reise, wo sie gemacht hat, mir is ganz schwindlich wor . . . Ich war wie erschla . . . Un dabei so nett, un so patent un zierlich, un so kleene Händcher un Fießcher hat se gehatt in dene rote Schuch, also ich war richtig verliebt in die Person un han sie gefroht, ob sie sich Morje Mittag im Schloßcafé mit mir treffe wollt, awer ohne Larv. Un das hat sie mir versproch. Ich han ihr mei Adreß gewe fir alle Fäll. Uff emohl saht sie, sie mißt emohl in die Garderob . . . un is furt un nie widder kumm . . . Am nächschte Mittag mach ich mich uff ins Schloßcafé. Um vier Uhr hatte mir ausgemacht. Awer es wird vier, es wird voll im Café, es wird finf und wird immer voller, un mei kleener Deiwel kummt nit. Uff emohl kummt die Kellnerin ahn un saht, es hätt ewe jemand angeruft, sie sollt mir ausrichte, die Dam von geschtern Owend kinnt nit kumme, sie hätt so arig de Schnubbe, sie dät mir schreiwe . . . .

Ich bin hemgang un han mich gefuchst, denn wann mr de Schnubbe hat, kann mr doch ins Café gehn. Am annere Morje bringt die Poscht e Brief, feines rosa Pabier mit eme goldene Monogramm un Buchstabe wie gestoch.

Da hat se geschrieb, sie dät im Bett leie, sie wär arig verkält, awer nächschte Mondag käm sie uff die „alt Bremm“, um vier Uhr wär se dort . . . Das is awer weit, han ich gedenkt. Am Mondag hats gerent und gerent, es hat nur so gepletscht, awer ich han mir e Wasserdichter ahngedahn un bin losgang. Uff em „Hahne“ is mir mei Schirm linksgang un da owe hat e Wind gebloßt vun Forbach her, daß mr mei Hutt furtgefloh is. Awer ich bin drufflos marschiert. Ich war doch zu begierig, wie sie ohne die Larv ausgesiehn hät, wo ich ihr doch schun e Heiratsahntrag gemacht hat. Un sie hat doch mein Name gewißt un mei Adreß. Awer sie hat mir ihre Name nit verrate. Ich sollt ihr poschtlagernd schreiwe unner „Vergißmeinnicht“ . . .

Wie ich also in die „alt Bremm“ kumm bin, war das Wirtshaus voll Leit, awer ich han kei kleen Dam gesiehn. Ich han gewaart un gewaart, un han in de Rege geguckt, der uff de alt Exerzierplatz niedergang is, un vom Spicherer-berg is es Wasser geschoß kumm, awwer sie is widder nit kumm. Un um mich herum han Leit gesetzt, die han das Grammophon spiele lasse, un han's aach noch mitgesung: „In der Nacht, in der Nacht, wenn die Liebe erwacht.“ Ich han gesaht, daß man so ebbes nit meh singe. „Ihr brauche jo nit zuzuhere,“ han sie do allegare gerufft. Do han mir Krakehl kritt un ich bin hem. Ich war wietig. Die soll mir noch emohl kumme, han ich gedenkt. Am nächschte Morje kummt widder e rosa Briefche. Ich han's erscht in de Owe stecke wolle, awer ich war doch zu neigierig, un han's uffgemacht. Da schreibt sie, ich dirft nit beeß sin, awer iwer unserem Wiedersehn stind kei gutter Schtern. Sie wär schon fertig ahngezog gewehn, da wär ihr Goth aus Ottweiler ahnkomm, un sie hätt misse dahembleiwe, denn sie hätt ihre Eltern doch nit sahn kinne, ich gehn ins Ehredahl spaziere bei dem Wedder — — Ihr Mudder dät gut uffpasse un ihr Vadder erscht recht, sie wär guttbehiet und dirft sich nix erausnehme, un ihr Eltere dirfte nie erfahre, daß sie alleen uff der Redout gewehn wär. Awer sie käm bestimmt nächschte Mondag ins Café Adams in de Reichsstraß' um drei Uhr, da wärs noch nit so voll und die Herre vum vinum bonum wäre noch nit do. Du kummscht mir geschlich, han ich gedenkt, die laßt mich noch emohl sitze. Un die Muder kummt womöglich hinnerher un zieht gleich de Traualtar aus dem Sack, un dann ham mir die Bescherung. Ich hatt ihr dene Heiratsahntrag gemacht, awer ich wollt doch erscht ihr Gesicht siehn. Ich wollt doch kei Katz im Sack kaafe.

Also, da bin ich uff e ganz raffinierter Gedanke verfall. Ich han mich krank gestellt un han ihr geschrieb. Ich wär krank. Ich hätt mir uff dem Spaziergang iwer de Hahne de Schnubbe geholt, un der Doktor hätt mir verbott, an die Luft zu gehn. Ich hätt ihr ebbes wichtiges mitzuteile, das keine Aufschub erleide kennt, ich mißt aach bald verreise un vorher mißt ich mit ihr gesproch han. Ich wär dahemm un däht sie um vier Uhr am Mondag in meiner scheene Wohnung zum Kaffee erwaarte. Jetzt will ich doch emohl siehn, ob sie kummt, han ich gedenkt. Un die ganz Woch hat mich der Deiwel uff die Antwort zappele gelaßt. Erscht Sonndags Morjens is der Brief kumm. Nur e Kaart, daruff stand: Auf Wiedersehen ohne Larv am Mondag um vier.

Ich han mich gefreit, ich kanns Euch nit sahn, wie ich mich gefreit han. Sie hat mirs doch emohl ahngedahn mit ihre nette kleene Händcher un dem liewe Stimmche. Ich han alle Vorbereitunge gedroff, han die Butzfraa bestellt, mir han die ganz Wohnung schen uffgeräumt, ich han e feiner Kaffee koche gelaßt, un feiner Kuche hole lasse, un die Zigarette han ich aach nit vergeß, denn sie raacht zu gern, die hat geraacht, wie ich noch kei Frauezimmer han raache siehn. Es wär ihr enzig Laschter, saht sie. Also, ich han die feinschte

Damezigarette kaaft un feiner Nußlikör, un dann han ich der neigierig Butzfraa gesaht, es käm mei Vetter aus Molscht zum Kaffee, un han se furtgeschickt. Un dann han ich gewaart. Ich han Herzkloppe gehatt. Ich hatt mei Uhr uff de Disch gelegt un bin immer hin un hergelaaf, bald ans Finschter, bald an die Diehr, un han gelauschtert, ob sie noch nit bald kummt. Uff emohl schlahts vier. Bums, geht im selwige Augeblick die Hausdiehr, un ich heer Schritte uff der Trepp, un kurz druff hat's zaghaft geklingelt. Ich, nix wie an die Diehr un sie uffgeriß.

Da steht e kleener Herr ime gehle Iwerzieher un uff dem Kopp hat er e schwarzer steifer Hutt, was sie e „Erbs" nenne. Zu wem wolle Sie? han ich gefroht.

„Sie wollte mich doch spreche," saht der Zwerg. Un er nimmt seine Hutt ab. Mein Name is Müller.

Na und? froh ich kurz.

Der Kleen blinzelt mich mit zwei schlaue Schlitzaue ahn. Mir korrespondiere doch zusamm, nit? Mir kenne uns von der Redout im „Johannishof"? Ich bin die kleine Deiwelin, wisse Sie, von damals — — —

Ich stand da wie e Bildsäul. Wann mich eener gestoch hätt, ich hätt nit geblut.

„Ich gehe nämlich immer als Dam auf Maskenbäll. Als Herr, wisse Sie, hat mr, wenn mr so kleen is, wenig Pläsier, awer als Dam han ich mich immer gutt amüsiert. Awer jetzt is Fastnacht vorbei, un da legt man die Maskenkostüme wieder in de Kaschte. Un deshalb bin ich zu Ihnen komm, denn schriftlich, wisse Sie, ich hab nämlich das Gefiehl, daß Sie die Sach zu Herze nehme und deshalb bin ich herkomm . . ."

Da han ich die Diehr uffgeriß . . . „Nix wie enaus!" han ich gebrillt. Der Kleen setzt sei Erbs schief uff de Kopp . . . „Siehn Sie, wie wietig Sie aussiehn. Jetzt kriehn Sie die Rage, weil ich herkumm bin, um Sie uffzuklärе . . . Sie sind kei Karnevalischt, mei liewer Herr, Sie verschtehn kei Spaß. Sie sollte liewer die Finger davon lasse . . . Sie siehn grad aus, als ob Sie mich ohrfeige wollte. Un für was? Mir zwei han so e nette Awend verlebt, ich han Ihnen so scheene Briefe geschrieb, un mir han doch viel Spaß mitenanner gehatt. Is nit wohr? Un jetzt wollt ich mich Ihnen nur vorstelle, ohne Larv, wie Sie gewollt han . . . Awer, da ich so keine Gefalle vor Ihre Aue zu finde scheine, empfehl ich mich . . ."

Un damit war der Kleene rasch zur Diehr hinaus. Und das war sei Glick," schloß der Schorch. „Seitdem han ich genunk vun Redoute . . ."

Das alte Rathaus *).

Blätter der Erinnerung von C. Schumann.

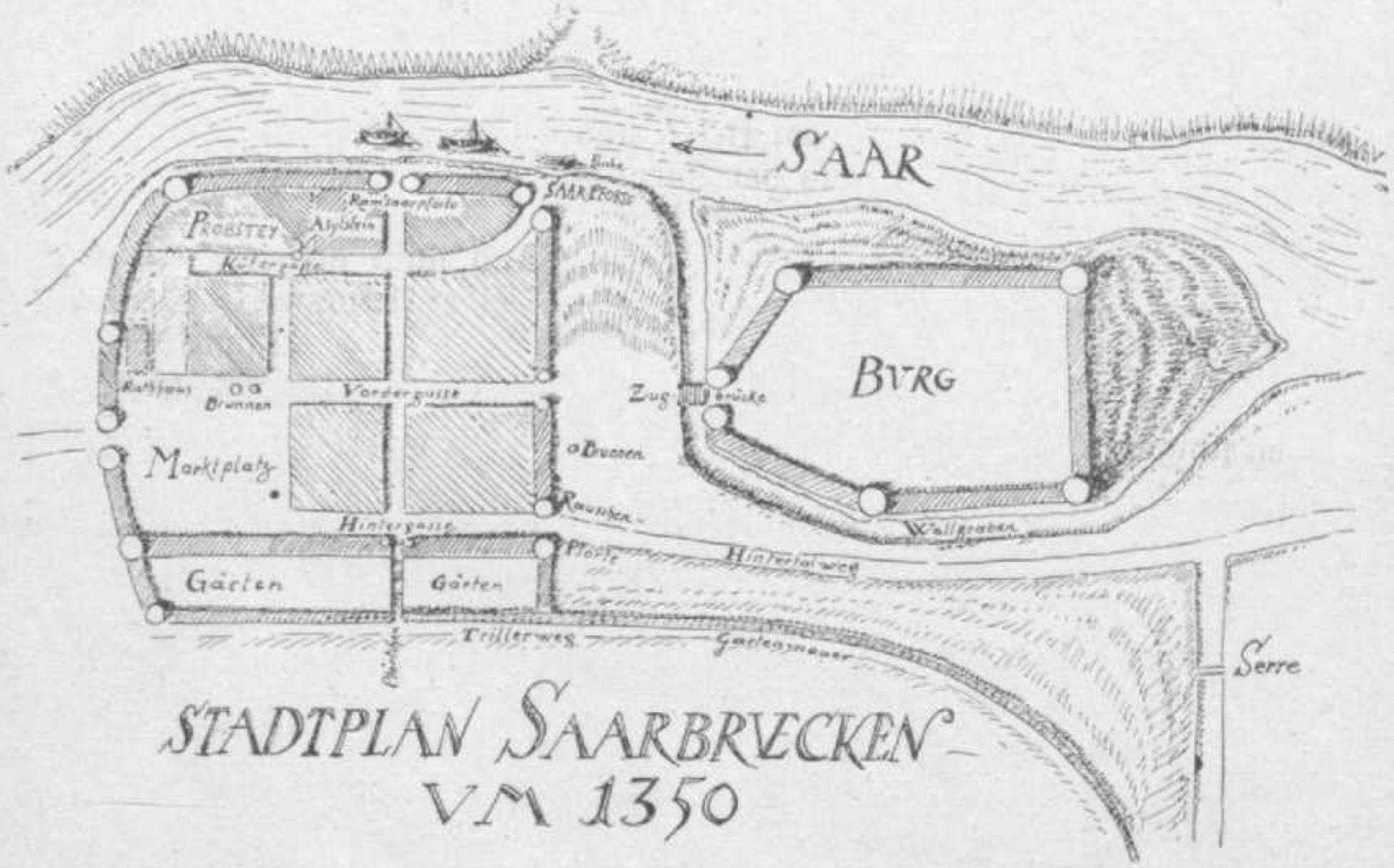
Nein, das Rathaus am heutigen Schloßplatz, das mein ich nicht! Das, welches ich meine, erweckt einen viel bescheideneren Eindruck, wie jenes und war doch auch einmal — lang ist's her! — ein gar stattlich Bauwerk in der umwallten Stadt mit ihren mächtigen Mauern und Tortürmen. Und der Zweck,

*) Siehe auch Bild Seite 7.

dem es diente, kein geringerer, wie der ganz neuer, pompöser Rathäuser mit ihrem Heer von Beamten.

In seiner Jugend dagegen, da die Stadt die alte Neugasse noch nicht in ihren Bering einbezogen hatte, als dort noch die Saar unter seinen blinkblanken Butzenscheiben, dem Stadtgraben, dem stets verschlammten, ihre Wasser lieh; als noch betriebsame Handwerker in Zünften vereint, als noch kein Graf es wagen durfte, dem Bürger den Stiefel in den Nacken zu setzen, da reckte auch das Rathaus seine schön gezimmerten Fachwerkwände trutziglich gen Himmel.

Kein Werk wie heute war das Haus, sondern mit Liebe und Kunst gezeugt trug es seinen Namen gleich einem Menschen in Ehren.



STADTPLAN SAARBRVECKEN VM 1350

„Zu den dreien Säulen" hieß es! Denn wohlüberdacht standen diese, Marktzwecken dienend, vor ihm und nahmen die Marktordnung auf und trugen die Weistümer der Gerichte und Schöffen und taten so kund, was männiglich zu wissen erforderte.

An den großen Markttagen erschienen lothringisch Volk und flandrische Kaufleute, Goldschmiede von Ulm und die Steinschleifer der Nahe, Bauern vom Hunsrück, die Spelz und Flachs brachten, denen die von Bucherbach und Riethof nicht die Waage halten konnten.

Fettvieh und Pferde standen zu Kauf und Kraut; Heu, Stroh und duftend Ohmet, Küfer hantierten in klingendem Spiel mit Setz und Schlägel, alten verlöschten, weingrünen Ohmfässern neue Dauben einzuziehen, und der Hochzeitsladen waren nicht wenige, die den Schreinern da in Auftrag gegeben.

Die Wadgasser Pröpste, die des Erzbischofs Wenzels Gnaden von Trier seines Fruchtzehntens halber in die Stadt gesetzt und deren Hof mit Ställen und Scheunen von hinten längs der Stadtmauer an das alte Rathaus stieß, mußten gar oft im Laufe der Zeiten ihren Hofmann Hilfe heischend zu den drei Säulen senden, sintemalen der Graf, ihnen auffässig, sie ihrer Rechte zu schmälern trachtete.

Steckte aber der Büttel die offene Hand an einer der drei Säulen auf, so daß der Markt mit markten und feilschen begann, wogte und webte eine fröhliche Menge dahin, und des „Kirschbaums“ daselbsten Wirt, mit allen seiner Geschwei- und Geschnurschaft hatte nicht Hände genug, den Umschlag zu bannen. Des Bannbäckers Nickels Fladen aber gerieten an solchen Tagen, trotz seiner enorm großen Hände merkwürdig klein und die Würste auf den Fleischbänken der Metzgerinsel entliehen ihre Säfte dann mehr der Pumpe in den Metzgerküchen, denn dem Fleische.

Fremdes Kriegsvolk sah das alte Rathaus durchs Stadttor einziehen, sengend, brennend und mordend und der geschändeten Frauen Wehruf schrie zum Himmel! Sah des Kaisers Karl V. erhabene Majestät in christlicher Demut und Bescheidenheit nächtigend in der Herberg der Propstei und wußte sich nicht Rats genug, als das neue Rathaus erstand und der Markt nach dem Schloßvorplatz verlegt wurde.

Und da die Mauern der Stadt fielen und ihre Türme gestürzt wurden, da versiegte auch dem alten Rathaus der Born des Lebens, es wurde schwach und und altersgrau, einer neuen besseren Zeit entgegenhoffend. Auf die auch die Menschen warten. Die aber nicht kommt und nicht kommen kann, weil der Mensch vergißt, daß das Bessere von ihm selber kommen muß, er aber heute seines Wertes mehr und mehr verlustig geht. Unaufhaltsam! —

Eingeklemmt wie ein alt Hutzelmännlein, das seine Zeit längst überlebt, zwischen jüngeren Generationen, die in ihrer robusten Kraft es gar zu erdrücken suchen, stehen die Reste des alten Baues neben dem alten Wachtturm der Stadt, dessen Rundung man zwar noch erkennt, dessen gewaltige Helmhaube aber längst den Weg alles Irdischen gegangen ist.

Bilder vom Leben am Saarbrücker Fürstenhof.

„Morgen wieder lustig!“

König Jérome.

Fürst Ludwig fährt aus. Märchen aus Tausendundeiner Nacht werden lebendig. Vergoldete Karossen fahren sechsspännig durchs Land, Läufer voraus mit buntgestickten Samtjacken, hinten stehen zwei riesige Heiducken in ihren massiven Silberpanzern und den hohen Bärenmützen, in weißen Atlaskissen hinter den gläsernen Fenstern bauschen sich bunte Brokatkrinolinen, nicken weißgepuderte, mit Federn geschmückte Köpfe. Es folgt der Hofstaat, grünlivrierte Jäger, schmuck mit goldenen Tressen, die scharlachroten Uniformen der Kaufmannsgarde auf ihren Rappen, die blauen Dragoner auf Schimmeln, blitzend von Waffen, Mohren auf den hohen Kutschböcken thronend, kleine Neger in feuerroten, silbergestickten Livreen laufen neben den Galawagen her und in dem prächtigsten Wagen der Fürst mit seinem weißgepuderten Kopf, dem feingeschnittenen, langen Profil, den festverschlossenen, herrischen Lippen, den blitzenden, hellen Augen, daneben die Fürstin, Prinzessin Wilhelmine von Schwarzburg-Rudolstadt, zart, leidend und jung, mit einem müden, resignierten Lächeln, in Pelzen und Spitzen, von Geschmeide funkelnd.

In den engen, schlechtgepflasterten Gassen drängen sich die Bürger, reißen die Kappen von den Köpfen und die Frauen versinken knixend tief in ihre weitbauschigen Röcke. Die Fürstin sieht man selten; seit der Geburt des Erbprinzen ist sie leidend und wohnt auf dem Halberg vor der Stadt in ihrem

schöngepflegten englischen Garten, zurückgezogen von der Welt, die so prachtliebend und genußsüchtig ist, wie es der Fürst zum ersten Male am Versailler Hof unter Louis XV. sah.

Bilder von den Anlagen auf dem Ludwigsberg. (Siehe Seite 30).

Hochgebaut steht die fürstliche Residenz, „das schönste Schloß Deutschlands", in dem Berggarten an der Saar. Elegant möbliert mit weiten spiegelglänzenden Sälen, seidenausgeschlagenen Boudoirs. Schlängelwege und Irrgärten zwischen

Aus der ärztlichen Praxis. Arzt beim Anlegen eines Gipsverbandes zum Patienten: „Was sind Sie von Beruf?" Patient: „Auch Gipser!" — Derselbe Arzt wird einmal von einer Patientin gefragt: „In welcher Zeit werden Sie mich heilen können?" „Mit Gottes Hilfe in vier Wochen!" „Und ohne Gottes Hilfe?"

SAAR-GENOSSENSCHAFTS-BANK

(GERSWEILER SPARKASSE E. G. M. B. H.)

SAARBRÜCKEN 3

Filialen, Zweigstellen und Agenturen an allen größeren Plätzen des Saargebietes

SPAREINLAGEN in allen Währungen zu günstigen Sätzen

Konto-Korrente, Kredite an Mitglieder, Darlehn, Wechseldiskonte

Alle bankmäßigen Geschäfte und Umsätze

SORGFÄLTIGE BERATUNG

Die neue Krankheit. „Guten Tag, Frau Schneider! Wie gehts? Ich habe Sie so lange nicht gesehen." „Ich war doch so krank." „Wo fehlts denn," „Ich habs doch so an den Akutten, — der Doktor sagt, ich hätte eine Akutten-Vergiftung von Fischsalat." (Gemeint ist eine akute Vergiftung.)

Bücher, die jeder besitzen muß

Das Saargebiet, seine Struktur, seine Probleme

Herausgeber Prof. Dr. Kloevekorn. Das Buch zeigt das alte deutsche Kulturland an der Saar in seinen geographischen und wirtschaftlichen Zusammenhängen, im Strome der Geschichte und der großen Politik der Nachkriegszeit im Werktagsschaffen seines Bergbaues und seiner Industrien, im Fühlen und Denken seiner treudeutschen Bevölkerung.
Ganzleinenband 584 Seiten mit vielen Bildern und Karten
Preis: Mk. 15.—

Unsere Saarheimat im Wandel der Zeiten

Von Rektor Zimmer. Eine mit würziger Kürze geschriebene Geschichte des Saargebietes, die ohne langatmige und öde Aufreihung von Geschichtsdaten den Vorteil hat, das Thema erschöpfend und genau zu behandeln. . . . . Preis: Mk. 5.—

Sagen des Saarbrücker und Birkenfelder Landes

von Karl Lohmeyer. Eine Sammlung aller alten Sagen aus den verschiedensten Gegenden des Saargebiets. Ein Buch, in dem viel altes Kulturgut zusammengetragen und so dem Vergessen entrissen wurde . . . . . Preis: Mk. 3.50

Saarbrücker Kriegschronik

Mit zahlreichen Bildern des bekannten Malers Röchling geschmückt, gibt dieses Buch eine lebendige und übersichtliche Darstellung der Schlacht von Spichern. . . . . Preis: Mk. 2.50

Hofer's Wanderbuch

von R. R. Rehánek. Das beste bisher über das Saargebiet erschienene Wanderbuch . . . . . Preis: Mk. 3.—

Unsere Heimat. Saarbrücken, Türme-Dächer-Höhen

Der bekannte Lichtbildner Max Wentz, stellte in einer Bildermappe 15 auserlesene Photostimmungsbilder zusammen, die in Großformat wiedergegeben sind. Ein Bildwerk, das in keiner Familie fehlen darf, und das geeignet ist, für unsere schöne Stadt in bester Weise zu werben. Das Vorwort schrieb Dr. h. c. Bongard. Preis: Frs. 25.—

Jede Buchhandlung liefert sofort.

Gebr. Hofer A.-G., Verlagsanstalt, Saarbrücken

steifen Taxushecken, in Tierform beschnittene Lauben schmücken den weiten Schloßgarten, Blumengruppen leuchten, Pavillons mit weißen, bemalten Lacktüren und Spiegeldecken zieren die Mauerecken. In der Mitte des Gartens eine Orangerie mit Säulen bekleidet von Baumrinde, der Boden aus Moos, die Wände maskierte Hecken. Mitten im Winter wandelt in dem durchwärmten Raum die Fürstin hier zwischen rieselnden Quellen, duftenden Blumen, flatternden Vögeln umher, während draußen der Schnee an den gläsernen Wänden herabrieselt oder der Regen den kahlen Garten peitscht. Und diese Gartenfeste mit dem weithin leuchtenden, bengalischen Feuerwerk, das Schloß illuminiert bis in die Ochsenaugen der Mansarden, ein leuchtendes Transparent am Nachthimmel, bestaunt von den Bürgern, die sich auf der Saarbrücke stauen, und die Maskenbälle im Winter. In offenen, pelzausgeschlagenen Schlitten kam der Hof angefahren, im Schneetreiben, lange Reihen von Pechfackeln tragende Lakaien flankierten die Schloßauffahrt, in dem kleinen Rokokotheater wurde Komödie gespielt, in der Iffland auftrat oder der Fürst.

Zu seinen Hofjagden kamen die Fürsten aus allen Gegenden herbei, aus Paris der Adel, Träger erlauchter Namen waren unter seinen Gästen, die später wohl alle der Guillotine zum Opfer fielen, lothringische Prinzen, seine Regimentskameraden aus Paris. Diese Jagden waren berühmt und sehr gesucht. In den großen Wäldern wurde alle Art Wild gejagt, Hirsche, Wildschweine, im Winter auch Wölfe, die aus den nahen Vogesen und Ardennen kamen. Fasanenjagden und Falkenbeizen, man tafelte in den Jagdschlössern, die der Fürst sich erbaut hatte. In Neunkirchen, von dessen Schloß nur noch Mauerreste übrig sind, waren die Außenwände des Schlosses tapeziert mit festgenagelten Hirschgeweihen, das Möblement mit geschnitzten Jagdtrophäen geschmückt, das Silbergeschirr trug Deckel von Hirsch- und Wildschweinköpfen. Von seinem Bett aus, dessen Rückwand ein riesiger Spiegel zierte, konnte der Fürst seine Wälder überschauen. In Dudweiler stand in einem abgeholzten Waldstück ein zweites Jagdschloß (heute „Nassauer Hof"). Dort wurde gejagt, in den nahen Weihern gefischt und große Fischessen wurden hier abgehalten. In ländlicher Art wurden die Speisen, die nur aus Fischgerichten bestanden, in einfachen Kasserollen, wie sie vom Herd kamen, aufgetragen, oft auch in Steingutschüsseln, in eigener Fabrik gebrannt.

Im Sommer bezog man das kleine Schlößchen im Ludwigspark vor der Stadt, eine raffiniert angelegte Oase. Man wohnte in weiß lackierten Pavillons, in künstlichen Meilerhütten, innen elegant eingerichtet. Der Hofmarschall bewohnte einen künstlichen Holzstoß, der eine Tür hatte, die in sein kokett ausgestattetes Schlafzimmer führte. Eine Einsiedlerkapelle stand am Ende des Parks, umgeben von einem Kirchhof, auf den Grabdenkmälern las man die Namen der noch lebenden Hofleute mit witzigen, oft boshaften Sprüchen. Am Rand eines Weihers tauchen Wäscherinnen auf, die sich bücken und waschen, kommt man näher, sieht man, es sind nur Marionetten, die jeden Morgen vom Gärtner aufgezogen werden. Berührt man einen bestimmten Felsen mit einem Spazierstock, so sprudelt ein frischer Quell daraus hervor, ein anderer läßt eine rauschende Fontäne silbern aufrauschen, im Tannenwäldchen lagert eine Zigeunerbande, die abends zu den Festen vortanzt und fiedelt und den Damen aus der Hand wahrsagt. An alles war gedacht . . .

Auf dem Halberger Schloß, das ruhig und vornehm, mehr dem einfachen Geschmack der Prinzessin Wilhelmine entsprach, stand über dem Kamin das Motto des Fürsten: „Je veux que mon plaisir soit le plaisir des autres *).

*) Ich will, daß mein Vergnügen auch das Vergnügen der anderen sei.

Fürst Ludwig hatte alles durchgemacht, was ein Fürst des 18. Jahrhunderts erleben konnte. Die Blattern als Kind, die Studienzeit an auswärtigen Höfen, Kriege und Einfälle in sein Grenzland, Ueberfälle und Revolutionen, Schulden und Kämpfe mit benachbarten Erzbischöfen, Streitereien um den Grenzbesitz und Zoll. In der Justiz hob er einige barbarische Gesetze auf, nur die Gartendiebe ließ er ins Halseisen stecken und auf dem Markt ausstellen, für sie kannte er keine Gnade. Dagegen zeigte er sich tolerant gegen die Juden, er nahm „Schutzjuden" auf, wenn sie Vermögen und einen tadellosen Lebenswandel nachweisen konnten. Sie durften sich ansiedeln, Vieh nach mosaischer Vorschrift schlachten, Andachten in ihren Häusern abhalten und an Hochzeiten mit Musik über die Straße ziehen.

Er unterhielt wie die Treuhand ein ungeheures Beamtenheer für das kleine Land, das noch unter Kriegsschäden seufzte, aber er schuf herrliche Bauten, die noch heute stehen und von dieser Vergangenheit reden, elegant, heiter, graziös, barock . . . Er liebte Prunk und Pracht und war nie knauserig, wenn es diese zu befriedigen galt, je nach Laune sarkastisch und wiederum leutselig und liebenswürdig, erinnert der letzte Fürst vom Saargebiet in dieser Beziehung an den letzten Fürsten aus einem Jahrhunderte mächtigen Geschlecht.

Seine Heirat mit der Gänsegretel, worüber der „S. K. 1930" eingehend berichtete, entzweite den Vater mit dem Erbprinzen, der seiner Stiefmutter Titel und Würden nicht zuerkannte. Trotz ihm zudiktierter, harter Strafen blieb der Sprößling hierin fest. Der arme Junge wurde bereits mit elf Jahren an eine Prinzessin Montbary verheiratet. Sie, eine Tochter des französischen Kriegsministers, war 18 Jahre. Es waren pekuniäre und politische Interessen, denen man ein braves Kind gewissenlos opferte. In Forbach wurde die Braut eingeholt und mit einem ungeheuren Pomp über die Grenze geleitet. Der Erbprinz fand sie häßlich, er weigerte sich, ihr den Arm zu bieten und mußte mit der Peitsche dazu gezwungen werden, des Abends auf dem Hofball mit seiner Braut zu tanzen. Er lief ihr fort und versteckte sich vor ihr. „Mach das rasch zu", sagte er, das Buch zuschlagend, das ihm sein Erzieher mit den Hochzeitsfestlichkeiten wies, „das will ich gar nicht sehen . . ." Gastmähler, pomphafte Paraden, Maskenbälle folgten, tagelang stand die Stadt unter dem Zeichen wehender Fahnen, Musik, Feuerwerk und glänzenden militärischen Auffahrten. Nach der Trauung reiste die Prinzessin wieder nach Paris zurück und blieb dort, bis der Erbprinz von seinen Studien in Göttingen zurückkam nach Vollendung seines 20. Jahres und nun die Ehe mit ihr einging. Sie war nicht glücklich, diese unnatürliche Ehe, aber sie verlief wenigstens nach außen hin ungestört.

Der Fürst aber hatte seine Schulden bezahlt, er wurde Generalleutnant der französischen Armee und konnte sein Regiment Nassau Cavalerie errichten, an dem sein Herz hing . . . Er unterzeichnete seine Erlasse, ein solches Dokument liegt neben mir, gelb und mit verblaßter Schrift, „Von Gottes Gnaden Wir Fürst von Nassau, Graf zu Saarbrücken und Saarwerden, Herr zu Lahr und Mahlberg, Wiesbaden und Idstein", — es folgen mehrere Reihen hoher Würden, Titel und Orden, Maréchal de Camp der königlich französischen Armee, sogar ein königlich dänischer Elefantenritter kommt darin vor. Die Unterschrift füllte fast eine Seite. Sein Namenszug besteht nur aus einem verschnörkelten, eleganten L. . . . Wo ist das alles hin?

Die Revolution schwemmte über die Grenzen und vertrieb den Fürsten aus Saarbrücken, er mußte fliehen; der Erbprinz mußte von der anderen Seite der Saar, vom Halberg aus, zähneknirschend sein Stammschloß nieder-

brennen sehen, angezündet von betrunkenen französischen Revolutionären. Rot leuchteten die Flammen am Nachthimmel, auf der Saarbrücke unten drängten sich dieselben Bürger, die so oft das prächtige Feuerwerk im Schloßgarten bewundert hatten, rangen die Hände und jammerten laut . . . Der Fürst starb auf einer Reise in der Fremde, auch sein Sohn sah die Heimat nie wieder. Im Jahre 1812 machte er als württembergischer Offizier den russischen Feldzug mit und erlag auf dem Rückzug seinen Wunden in Wilna.

Von dem einstigen Glanz ist im wesentlichen nichts mehr übrig geblieben als der mit schönen Bauten geschmückte Ludwigsplatz, ein paar Barock- und Renaissancekirchen mit marmornen Sarkophagen der Fürsten und steinernen Schoßhündchen, die auf den Schleppen der Ahnfrauen liegen, fürstliche Wappen über reichgeschnitzten Kirchentüren und hier und dort, versteckt in einem verwilderten Berggarten ein kleines, elegantes Lusthaus und alte vergilbte Dokumente ... „Von Gottes Gnaden Wir Ludwig, Fürst von Nassau-Saarbrücken ..."

Der „Brockelhawe".

Von Dr. **Oskar Barth** - Gotha.

Ob es wohl heute noch im lieben, alten Saarbrücken Brockelhawe gibt? In meiner Jugend fehlte er in keinem bürgerlichen Haushalte, doch das sind nun schon weit über 40 Jahre her. Der echte Brockelhawe war jenes hohe, gebrauchte irdene Henkelgefäß von zwei bis drei Liter Fassungsvermögen, in dem die Saarbrücker Hausfrau Milch in den Keller stellte und so sauer und dick werden ließ. In diesem Zustande hieß und heißt das nahrhafte Milchprodukt in der Urschönheit unserer heimatlichen Mundart Brockel. Brockel und Bratkartoffeln waren in den Zeiten einfacherer Sitten ein vortreffliches Abendbrot; Liebhaber würzen sich ihre Brockel noch heute mit Zucker und Zimt. „Brockel" ißt man übrigens nur in Saarbrücken und Umgegend, anderswo spricht man phantasielos von dicker Milch.

Neben dem echten Brockelhawe gibt es nun noch einen unechten. Beiden gemeinsam ist die Höhe der Form und die Beschränkung ihres einzigartigen Namens auf unsere Saarheimat. Sonst haben sie wenig mit einander gemein, und der unechte Brockelhawe heißt im übrigen deutschen Vaterlande Seidenhut oder Zylinder. Die schönsten Brockelhawe dieser Art in Saarbrücken trugen nach meiner Erinnerung unzweifelhaft die alten Leichenbitter, jene braven Männer, die „die Leich" ansagten: „Eine Empfehlung von Herrn und Frau Karl Müller und der Herr Friedrich Lehmann, Frau Müllers Vater, wäre gestern Abend 10 Uhr sanft entschlafen. Die Beerdigung findet unter Beteiligung von Herren und Damen morgen nachmittag um 3 Uhr vom Sterbehause Eisenbahnstraße 240 aus statt." Als dienstliche Ausrüstung trugen diese Männer außer ihrer berühmten Leichenbittermiene eine schwarze Gewandung von anno dazumal und — umflort — besagten Brockelhawe von zart moosgrünem Schimmer, der auf noch ältere Zeit schließen ließ.

Nun lebte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Öwergaß (Schloßstraße) eine ehrbare alte Jungfer, die sich und ihren hochbetagten Vater redlich mit ihrer Hände Arbeit ernährte und u. a. auch eine Nähschule betrieb. Hier konnten die Saarbrücker Bürgerstöchter in Kreisen zu vier bis sechs nähen und flicken und stopfen lernen. Allgemein sprach man von ihr nur unter dem Namen Bas' Lore. Bas' Lore mochte wohl keine Alteingesessene

sein, denn sie kannte, wie wir sehen werden, den Brockelhawe offenbar nur in seiner ersterörterten Bedeutung und wußte insbesondere nicht, daß man, ohne den Begriffen Zwang anzutun, auch ihres Vaters vorsintflutlichen Hut gut und gern jener zweiten Kategorie von Brockelhawe zurechnen konnte.

Zu Baf' Lores Schülerinnen gehörte auch einige Monate Adler-Knipper's Linchen aus der Deutschherrnstraße, eine warmherzige Frohnatur, die immer ein Lied auf den Lippen hatte und einen vom Vater ererbten Sinn für Witz und Humor besaß. Kein Wunder, daß die Alte sie besonders ins Herz schloß!

Eines schönen Sommertages kam Linchen Knipper in die Nähschule mit den Worten: „Guten Tag, Baf' Lore! Soeben ist mir Ihr Vater mit dem Brockelhawe begegnet; er ist auf dem Wege zum Kirchhof." „Was?" ruft Baf' Lore entsetzt, „mein Vater mit dem Brockelhawe auf der Straß'? Ei, der alte Mann ist ja rein dordisch." Sofort hat das Jungvolk den Irrtum der Lehrerin erkannt und sich blitzartig mit Blicken dahin verständigt, sie in ihrem Irrtume zu belassen. „Ich muß ihm nohgeh'n, ich muß ihm nohgeh'n." Mit diesen Worten bindet sie sich die Schürze ab, eilt die Treppen hinab und jagt durch Öwergaß und Vorstadtstraße den Spuren des Vaters nach zum Kirchhofe. Dort findet sie auch richtig den alten Mann, wie er friedlich auf einer Bank sitzt und sich sonnt, aber von einem Brockelhawe sieht sie nichts, und auch der Alte weiß nichts davon. Da merkt Baf' Lore, daß man sie gefoppt und ihr einen schlimmen Streich gespielt hat, und tieftraurig kehrt sie in ihre Nähschule zurück. Der bloße Anblick der von den Mädchen von Herzen geliebten Lehrerin ließ hier eine sofortige Ernüchterung eintreten, und als sie gar schluchzt und klagt, so etwas habe sie von ihren Schülerinnen nie für möglich gehalten und am wenigsten von Linchen Knipper, da ist es um deren Fassung geschehen. Unter heißen Tränen schleicht sich die Attentäterin nach Hause. Am anderen Tage kommt sie wieder mit einem Blumenstrauß und einem selbstgebackenen Kuchen und „vor versammelter Mannschaft" tut sie freiwillig Abbitte. Da geht ein frohes Leuchten über die Züge der Alten: „Und du bist doch meine Beste." Damit streichelt sie ihr die Wangen. Und nun geht auch ein Leuchten über die bis dahin tiefernsten Züge der Jungen, und wie befreit atmet sie auf.

Nach vielen, vielen Jahren, als die Junge selbst eine schon alternde Frau war, hat sie ihren Kindern, zu denen auch der Verfasser zählt, dies Erlebnis ihrer Jugend erzählt. Dabei schimmerten ihre Augen feucht. Sie hatte ihre alte Baf' Lore nie vergessen und behauptete, sie seit jenem Streiche noch lieber gehabt zu haben als zuvor.

Anno 1865.

Von A. Z.

1. Wettstreit zwischen einem Kgl. preuß. und Kaiserlich franz. Trompeterkorps.

Im Jahre des Heils 1865 erlebten die Saarstädte ein seltsam friedliches Schauspiel. Kunde hierüber gibt uns eine unter Glas und Rahmen von Herrn Glasermeister Julius Becker aufbewahrte Rarität, die er mir in freundwilligem Entgegenkommen zur Verfügung stellte. Die Leser werden durch die nebenstehend in Faksimiledruck veröffentlichte Konzertanzeige einigermaßen überrascht sein, ist sie doch ein beredter Zeuge, daß dem Saarländer, ohne gereizt zu sein, jedes gehässige Gefühl gegen unsern lothringischen Nachbar ganz fern liegt. Sein übles Auftreten am Schlusse des Weltkrieges gegen

SAARBRÜCKEN.

Im

Stadtwalde hinterm Schanzenberg.

Sonntag den 28. Mai 1865:

Grosses militärisches

Doppel=Concert,

ausgeführt von

der Kapelle des Kaiserl. Französischen 7. Dragoner=Regiments aus Saargemünd und der Kapelle des Königl. Preuß. Rhein. Ulanen=Regiments Nr. 7,

unter Leitung ihrer beiden Dirigenten.

Anfang 3 Uhr. Entrée 5 Sgr.

Indem ich zu diesem Concerte hiermit höflichst einlade, bemerke ich, daß das obengenannte französische Musikcorps mit zu den besten der französischen Armeen zählt und glaube ich mit Recht einen seltenen Kunstgenuß versprechen zu dürfen.

A. Wagner.

2274

Für gute Restauration ist gesorgt.

☛ Wegen diesem Concert findet das bereits angezeigte im Brenner'schen Garten **nicht** statt.

deutsche Ziviliſten iſt natürlich nicht ohne Rückwirkung geblieben und hat das Band zerriſſen. Die Herren Nachbarn umarmten ſich auch früher nicht, aber viele freundſchaftliche Beziehungen machten damals den perſönlichen Verkehr von hüben und drüben angenehm. Wirtſchaftliche Angelegenheiten in Handel und Wandel griffen über die Grenze und trugen ſicher viel dazu bei, die Menſchen einander näherzubringen. Im bürgerlichen Leben herrſchte alſo zum Glück und Vorteil für beide Teile nicht die Atmoſphäre unſerer Tage. Es galten ehemals wohl im ganzen Verhältnis artige Beziehungen bis auf das bei uns ſtets ſehr empfindliche nationale Gefühl; man lebte daher etwa nach dem Wort: „Herze mich und küſſe mich, doch krünkle meine Krauſe nich!“ Gläubige Vorſchrift ſagt: „Laßt uns mit jedermann in Fried und Freundſchaft leben, — ſoweit es chriſtlich iſt!“ Der Nachſatz iſt gewiß dehnbar, aber er deutet vor allem hin auf Ehre und Pflicht, die nicht ins Gedränge kommen dürfen.

Bei dem Militär erſcheint anno 1865 die gegenſeitige Stimmung ebenfalls friedlich, ſonſt hätten wohl die Kommandeure nicht zu einem Wettbewerb ihrer Muſikkorps im Saarbrücker Stadtwald Ja und Amen geſagt. Die Kunſt, mit ſchmetternden Armeemärſchen und ſüßen Liedweiſen die ſtaunende Mitwelt weniger zur Kritik als zur Bewunderung herauszufordern, mag in allen Tonarten erklungen ſein. Wer war nun Sieger in dem muſikaliſchen Rennen um die Gunſt des Publikums? Darüber, ſo dachte ich, muß doch von Rechts wegen das einzige damalige Blatt, die „Saarbrücker Zeitung“, Auskunft geben. Ich ſuchte leider vergeblich. Angekündigt wurde dort auch das mit großer Spannung erwartete Konzert, aber über das Reſultat ſchweigt ſich der Redakteur in ſieben Sprachen aus. Wir dürfen daraus nicht etwa auf eine Niederlage des Kgl. Preußiſchen Trompeterkorps der 7. Ulanen gegen die Kaiſerlich franzöſiſchen Künſtler des 7. Dragoner-Regiments ſchließen. Es war damals noch nicht Gepflogenheit der Zeitungen, jede Regung in Geſang und Muſik mit ihrem Halleluja oder Miſerere zu heiligen oder zu verdammen. Ich ſtudierte mit Sorgfalt ſämtliche Nummern des Blattes im lieblichen, blühenden Maimond, der doch ſonſt einen ſchreibſeligen Ueberſchwang der Gefühle hervorzaubert, wie ſie auch jedem Redakteur erb- und eigentümlich ſind. Umſonſt. Der Herr Schriftleiter hat doch ſicher wiſſensdurſtig und neugierig wie ſeine Artgenoſſen der klingenden Stunde beigewohnt, aber über ſeine ſeeliſchen Eindrücke ſchweigt hier des Sängers Höflichkeit und überläßt artig das Urteil dem lieben verehrten Leſer. Den franzöſiſchen Beſuchern wird wohl die Marſeillaiſe Herz und Nieren geſtärkt haben, wie den deutſchen Hörer das choralartige „Heil dir im Siegerkranz“ als die Krone aller Kompoſitionen feierlich begeiſtert haben mag. Jedenfalls iſt das Bier reichlich gefloſſen, und der ſtets als unternehmungsfroher Wirt auftretende Siebert iſt auf ſeine Koſten gekommen.

Uns intereſſiert allerdings hier nicht das Geſchäft, auch nicht gerade die künſtleriſche Höhe der Blasmuſik, mehr jedoch das uns heute wunderlich anmutende Verhältnis gegenſeitiger Höflichkeit und die liebenswürdige, friedliche Geſinnung beider Teile. Nichts als der Wandel iſt beſtändig auf Erden, das trifft auch hier zu, denn das Verſtändnis für franzöſiſche Militärmuſik iſt uns völlig abhanden gekommen, ſie erſcheint in der Marſchmuſik ohne den faſzinierenden hellen Klang und den ſchneidigen Rhythmus deutſcher Infanteriekapellen etwas rückſtändig, obgleich unſere Muſikkorps nur 45, die franzöſiſchen aber wohlgezählte 68 Mann ſtark uns ihre Kunſt zu Gehör brachten. Das auf hoher Stufe ſtehende Verſtändnis der Saarländer für gute Muſik iſt nach dem Weltkrieg übrigens anfänglich auch von den Generälen ſchlecht oder vielleicht auch

nur nach ihrem eigenen Geschmack eingeschätzt worden. Glaubten sie doch, uns einen Genuß zu bereiten, als sie unter Begleitung von Fackelträgern und einem Haufen blitzender Bajonette die Kapelle eines Kolonial-Regiments durch die abendlichen Straßen führen ließen. Dies Musikkorps bestand aus etwa 50 Mann, die fast alle auf einer Art Schalmeien dudelten, quäkten und quietschten, daß uns Hören und Sehen verging. Eine krause, schrille Melodie von 12 Takten wiederholte sich tausend und abertausend Mal, eine Musik, die Steine erweichen und Menschen rasend machen kann. Wenn Gelächter töten könnte, wäre keiner dieser Wüstenkünstler wieder wohlbehalten in seine Kaserne gekommen. Noch eine bezeichnende Begleiterscheinung der Leistung möchte ich erwähnen. Man erzählte mir, das Verlangen nach einem Doppelkirsch sei in den Kneipen nie größer gewesen wie an jenem Abend. Der Fehlschlag des seltsamen Bekehrungsversuches an den „Barbaren" ist jedenfalls schnell gemeldet worden, er unterblieb fortan. Es tauchte später an öffentlichen Plätzen die Kapelle des 153. Inf.-Regts. auf, was sie bot, war leichte, gefällige Ware, nicht etwa schwierige Kompositionen, wie sie uns die Kapelle der 70er oft genug bei ihren öffentlichen Konzerten in der Luisenanlage bieten konnte und bei ihrem künstlerischen Fleiße auch bieten durfte. Dem Auftreten der 153. Regimentsmusik blieb ebenfalls der gewünschte Erfolg versagt. Nie haben es die Saarbrücker so eilig gehabt, aus dem Bereich der kunstvoll trillernden Klarinetten und der Flöten süßem Ton zu gelangen, als zu jener Zeit. Anfänglich schoben wohl einige Kindermädchen die Wagen mit den hoffnungsvollen Sprößlingen in die Nähe der Walzerklänge, aber häusliche Belehrung und Erziehung sah dann bald auch diese harmlose Jugend nur in respektvoller Entfernung auftauchen. Der Versuch an dem untauglichen Objekt wurde bald eingestellt, die Reklame war nutzlos verpufft. — „Sie konnten zusammen nicht kommen, das Meer war gar so tief!"

Auch diese unscheinbaren, mehr humoristischen Zwischenspiele in der großen Saartragödie mögen nicht vergessen sein. Sie bieten zwar nur ein kleines, aber bezeichnendes Streiflicht auf die Kluft zwischen hüben und drüben. 66 Jahre sind seit jenem denkwürdigen Doppelkonzert im Saarbrücker Stadtwald verstrichen, erbitterte und verbitterte Gegner stehen sich heute gegenüber. Aber die Zeit heilt alle Wunden, und vielleicht erleben unsere Nachfahren nach abermals 66 Jahren die Wiederholung des an sich gewiß wünschenswerten Schauspiels.

2. Ein bisher unbekanntes Gedicht Gottfried Kinkels.

„Wer suchet, der findet!" Ich blättre in dem Jahrgang 1865 der „Saarbrücker Zeitung" und suche zwischen den kurzen, nüchternen Artikeln nach Meldungen über das oben erwähnte Doppelkonzert. Da fällt mir in der Nummer vom 25. Mai ein spaltenlanger, flott geschriebener Bericht auf; das Deutsche Turnfest in Paris hat es dem Blatte angetan. Es hat einen tüchtigen Korrespondenten, in ihm pulst das so leicht begeisterungsfähige Journalistenblut. Die deutsche Kolonie in der Seinestadt — meist wohl wegen ihrer freiheitlichen Gesinnung verbannte Landsleute — hat die Jünger Jahns im Reich zum Deutschen Turnfest 1865 eingeladen, die Tagung in der französischen Hauptstadt abzuhalten. In hellen Scharen sind sie herbeigeeilt, vor allem viele Turner aus dem Saargebiet, deren Vereine von jeher Hort und Herd in dem Streben nach einem geeinten und freiheitlich regierten Vaterland gewesen sind.

Der Gruß der Kolonie an die Erschienenen hat heute für uns Saarländer noch seine eigene Bedeutung. Er mag daher hier folgen:

Euch ein jubelndes Willkommen,
Die ihr fern im Vaterland
Habt der Brüder Ruf vernommen,
Seid mit frohem Muth gekommen
Zu der Seine stolzem Strand.

Zwar hier wehen andre Fahnen
Von den Zinnen allerwärts,
Doch in Thaten wie in Worten
Wahrt der Turner allerorten
Unbeirrt sein deutsches Herz. —

Wohl viel Herrliches und Großes
Lebt im weiten Frankenreich
Aber für uns deutsche Söhne
Kommt auf Erden nichts der Schöne,
Nichts dem Reiz der Heimath gleich.

Drum in unser laut Willkommen,
Brüder, mischt der Wunsch sich ein:
Rückgekehrt nach wenig Stunden,
Kündet, wie ihr uns gefunden,
Drüben über'm grünen Rhein!

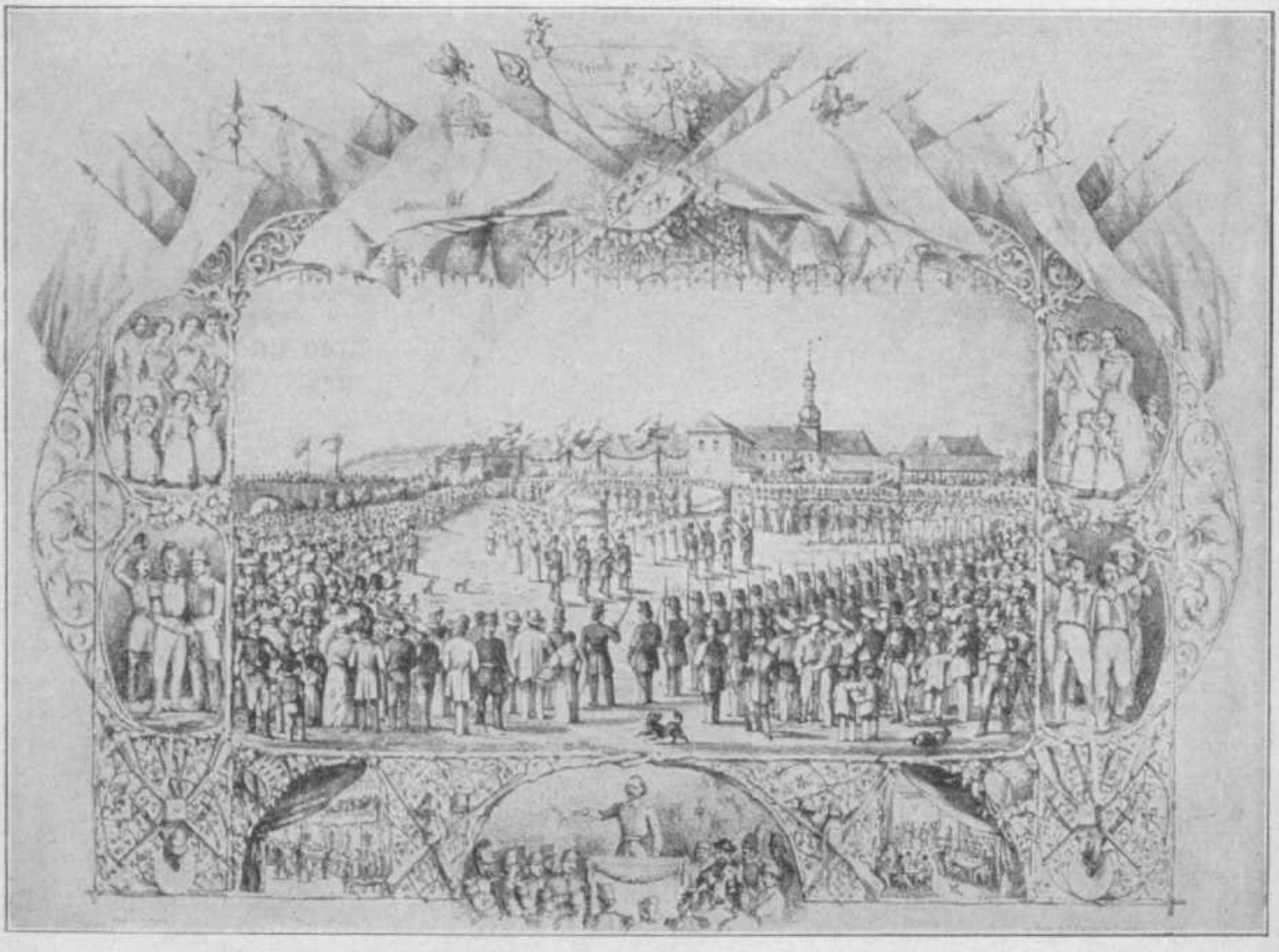
Die Begeisterung auf dem Feste erreicht ihren Höhepunkt, als unvermutet Gottfried Kinkel erscheint. Als Professor an der Universität Bonn ist er mit Wort und Schrift 1848 für die revolutionäre Bewegung eingetreten. Nach dem Zusammenbruch des Aufstandes in Baden, an dem er sich mit Leib und Seele beteiligt hat, wird er in Preußen zu lebenslänglicher Festungshaft verurteilt. Es gelingt aber Karl Schurz, auf abenteuerlicher Fahrt von der Schweiz nach Spandau zu kommen, den Freund aus der Haft zu entführen und nach London in Sicherheit zu bringen. Nichts hält den Feuergeist zurück, die freiheitlich gesinnte Jugend in Paris zu begrüßen, er ist der gefeierte Held des Tages. Seinem Hoch „auf den deutschen Geist" folgt das gemeinsame Absingen des Bundesliedes von Ernst Moritz Arndt: „Sind wir vereint zur guten Stunde". Tief bewegt erfreut dann Kinkel die ihm stürmisch Huldigenden mit einem, uns bisher unbekannten Gedicht, das wahrscheinlich erst während der Versammlung niedergeschrieben ist. Wir haben hier augenscheinlich in Goethes Sinn und Art ein Gelegenheitsgedicht, das im Augenblick kühn und packend aus der Seele strömt. Der eifrige Berichterstatter hat es notiert. Es sei hier wiedergegeben, ein Ruf der Sehnsucht, dessen leider nur äußere Erfüllung wir erlebten, um dessen innere Hoffnung wir aber noch ringen.

Steig empor, o deutscher Einheit Halle,
Freiheit, lege du den ersten Stein!
Weht die Fahn' einst dort, so zieh'n wir alle
Jauchzend in die Heimat wieder ein,
Und im freien Land drücken wir die Hand
Euch, ihr deutschen Brüder überm Rhein!

Und zuletzt nun auf von euren Sitzen!
Höchsten Eid dem Vaterland gezollt!
Füllt das Männerherz mit Wetterblitzen,
Denn hier wallt die Fahne schwarz, roth, gold.
Schwört's mit heil'gem Muth:
Nie im Kampf geruht!
Bis sie über Deutschland sich entrollt!

„Deutscher Einheit Halle!“ Darin sieht Kinkel hoffnungsfroh Kraft und Macht unseres Volkes, emporgewachsen aus der allen inneren Zwist überstrahlenden Liebe zum Vaterland. Er ahnte nicht den heutigen Bruderhaß und den wirren Kampf der Parteien, wie er jetzt das Reich zermürbt und zur Ohnmacht verurteilt. Er will und hofft auf den einen Geist, der alle Herzen emporreißt und vor dem unser Erbübel, die Zwietracht, wie giftiger Nebel zerstiebt.

Der innern Einheit Halle sucht, ihr findet,
Was Deutsch allein zu neuer Blüte bringt:
Wenn Selbstsucht weicht und Ehre alle bindet,
So geht die Sonne auf, die unsre Nacht verschlingt.



Fahnenweihe der Bürgergarde 1848.

Freiherr von Knigge über die Schwesterstädte an der Saar.

„Die Einwohner von St. Johann stehen in Ansehung der Höflichkeit ein wenig mit den Sachsenhäusern in Frankfurt am Main in gleichem Rufe; in Saarbrück selbst hingegen habe ich die Leute immer sehr gesittet und gegen Fremde zuvorkommend gefunden. Was mich noch freut, ist, daß ungeachtet der Nachbarschaft von Frankreich sich hier unter den Bürgern aller Klassen so viel teutsche Gradheit und Biederherzigkeit erhalten haben.“

Freiherr von Knigge, dessen Buch über den Umgang mit Menschen noch heute Ruf und Ruhm genießt, lebte etwa 1785 als Gast des Fürsten Ludwig im Saarbrücker Schloß. Er lernte die strebsame Bürgerschaft kennen und faßte sein Urteil in obige Worte zusammen.

Die alt' Denig's.

Eine Jugenderinnerung von Schreinermeister **C. Schumann.**

So mir einer sollte durch die Hintergasse kommen, das zweite Haus rechts vom alten Stadttor, das fest wider die alte Stadtmauer gebaut ist, das ist's. Dort hat sie gewohnt, hoch oben unterm Dach, wo die blanken Fensterscheiben mit dem breiten Blumenbrett in der Sonne blinkten.

Zwar das Schild mit der Aufschrift: hier wohnte die beste aller Mütter, ist noch immer nicht angebracht, weil — ja vermutlich, weil die alte Denig's nur so ein altes Hutzelweibchen war, das Tag für Tag von einer Waschbütte zur andern wandern mußte. Aber das tat sie immer mit viel mehr Vergnügen und froher Laune, wie mancher Hohe, der mit den Talern nur so um sich wirft. Blitzsauber wie ihre Fensterscheiben, war stets auch ihre Schürze, und die Haube war weißer wie die Blüten am Kirschbaum nebenan in Pfarrers Garten hinter der Stadtmauer.

Die alt' Denig's war unsere nächste Nachbarin, und wenn meine Mutter mir den Wams, Schuhe und Strümpfe am Abend vom müdgespielten Leibe nahm und befahl: „Nimm dei' Katz und dann marsch mit dir in den Essig", so nahm ich wohl mein Mohrchen unter den Arm, lief mit ihm die Treppe hinauf in mein Gelaß unterm Dach, wo meines Vaters Vorratssärge übereinander aufgetürmt standen, legte mich breit ins schmale Fenster der Dachhaube, um noch eine Lunge voll würziger Frühlingsluft zu schnappen. Während Mohrchen mir auf der Schulter sein Vergnügen ins linke Ohr schnurrte und um den Hals herum mit dem seidenglänzenden Schwanze mir die Bubenbacken streichelte, lauschte ich noch den Trillern und Seufzern der Nachtigallen in den blühenden und weithin duftenden Hollerbüschen hinter der Stadtmauer.

Aber schöner noch, weit schöner erschien es mir, wenn zwischen den Gesängen der Nachtigall, der Sang der Alten zwischen den Levkojen und Fuchsien am Fensterbrett erklang, wenn die schönen alten Weisen, mit denen gute Mütter ihre abendmüden Kinder in den Schlaf singen, von sorgenden Mutterlippen zum Himmel sich schwangen, die wie ein Gebet zu den Sternen ziehen.

Und zwischen Sang und Klang erschien ab und zu ihre kirschblütenfarbige Mütze hinter den Blumen am Brett, weit aus der Stirne gerückt, daß der schnurgrade Scheitel zwischen den Wellenlinien des grau angehauchten Haares wie ein scharfer Schnitt in den Abendfrieden leuchtete, während die runzliggelatten Finger emsig den Blumenstöcken kühle Labung spendeten. Und wenn zwischendurch ihr Sang verklang und die müde Stimme neue Lieder suchte, so war es mir, als hörte ich ein vernehmlich Seufzen, ein Sehnen nach Kindesliebe und heimlicher Freude zwischendurch.

Aber der sie ihr geben sollte, lag hilflos in röchelndem Schlaf auf seinem Bettschragen, lallte wirres Gerede und hüllte mit seinem Atem das Zimmer in einen Duft von Fusel und kratzenden Schnaps. Und so oft ihre zitternden Hände aus der neben dem Lager auf einem Schemel stehenden Schüssel mit kaltem Wasser, einen neuen kühlen Lappen auf seine fiebrige Stirn legten, schrie er erschrocken auf und schlug mit strampelnden Bewegungen nach ihnen.

Sorglich lächelnd nahm sie's entgegen, goß das von steten heißgewordenen Lappen angewärmte Wasser in die Dachrinne und eilte flügelnden Trittes über die steile schmale, unter jedem Tritt wie empört ächzende Stiege zum nahen Brunnen, neue Kühlung schöpfend. Blieb im Hin- und Herwandern wohl vor seinem Lager stehen: Mein Sohn? Bist du mein Sohn? so, als

hätte sie etwas anderes von ihrem Leben und ihrer Zukunft erwartet. Und doch, so wie man Schwerkranke liebend pflegt, galt ihm immer wieder ihre nimmermüde Fürsorge durch die Nacht, bis der nahende Morgen erst ihr den längst verdienten Schlummer brachte. Doch pünktlich, als wären ihre Nächte eitel Vergnügen, zog sie anderen Tages fröhlichen Gemütes neuem Tun an neuer Waschbütte entgegen.

Etwas später, so gegen Mittag, öffnete sich dann die Türe ihres Hauses etwas zaghaft wieder und fast schleichend schob sich eine an sich robuste Mannsgestalt durch ihren Spalt auf die Gasse. Schwankenden Schrittes noch, mit verglasten Augen, eilte sie dann einer kleinen Seitengasse entgegen, um im Rahmen eines dunklen Wirtslokals zu verschwinden.

„Welch ein Lump!" schüttelten dann am Abend ehrsame Bürger und Bürgerinnen grollend aus ihrer über alle Zweifel erhabenen Tugendhaftigkeit hervor, ihre zur Faust geballten Hände hinter gardinengeschmückten Fenstern, wenn ein Schwerbetrunkener, verfolgt von einer lachenden und johlenden Menge, von einer Straßenseite zur anderen torkelte, mit stets mißglückenden Versuchen, stehen zu bleiben, um die ihm nachgerufenen Schimpfworte lallend zu erwidern.

„So ein Lump!" schimpften auch brave Polizeidiener, wenn sie durch den immer größer werdenden, durcheinander schreienden Haufen in ihrer Behaglichkeit beim Schafkopfspiel in der „Grünen Hand" gestört, ihr Bier stehen lassen mußten, um den frevelnden Verursacher dieser gesetzeswidrigen Sache empört festzunehmen. Schadenfroh schmunzelnd blieb dann noch die eine oder andere gutbürgerliche Ehrsamkeit pfeiferauchend an einer Ecke stehn, um der in dicke Sorgen ob ihrer täglichen Heimkehr gewobenen Alten daumenwinkend die freudige Mär brühwarm zu überreichen: „Dort owwe hannse ne widder, eire Fritz!" Damit aber nur ein gewohntes „Aach Gott!" auslösend und „Sie sollne doch gehn lasse, er dut doch känem Kind ebbes!"

Nein! Er tat nie und niemand etwas zuleide, im Gegenteil, er half, wenn er nüchtern war, jedem und jedermann, wo er konnte mit angreifen. Gerne! Für ein Vergeltsgott!

Und in später Abendstunde, wenn die Wache ihren Schafskopp in der „Grünen Hand" ausgeklopft hatte, schlich ein verhutzelt Weiblein mit einer Flasche frischen Wassers um das Arrestlokal und beschwor und bettelte so lange, bis sie sicher war, den Brand in der Kehle ihres Sohnes gelöscht zu haben.

Ach Gott ja, er war nicht schlecht, nur krank! Sie wußte es, es kam vom Vater, der es ihm ins Blut geimpft. Und's war doch ihr einziger! Warum sollte sie sich nicht seiner unverschuldeten Krankheit willen um ihn sorgen?

Sein Geschick erfüllte sich. Es war am Tage vor Weihnachten. Draußen knirschte der Schnee unter den Füßen und dicke Eiszapfen hingen an Dächern und Kandeln. Da geschah das Unglück. Die Treppe ächzte und glättete sich immer mehr, die zur Dachkammer führte, und als er schon den Fuß auf den obersten Tritt setzen wollte und die Handlehne fahren ließ, rutschte er aus. Da lag er nun unten — ein Zittern ging durch den mächtigen Körper, ein letztes Zucken, einem nutzlosen Leben hatte der Himmel das Ziel gesetzt. Er hatte aber auch einer Mutter das Herz gebrochen. Wie ein todwundes Reh stand sie vor meinem Vater und bestellte des Sohnes Sarg. Und als mein Vater etwas von einem Armensarg fallen ließ, röteten sie sich ihre blassen, eingefallenen Wangen, sie griff in ihre Rocktasche und zog einen umfangreichen,

klingenden Beutel hervor. „Einen schönen Sarg will ich!“ meinte sie bestimmt; „was er kost', is egal, ich zahl's.“ Und sich leichthin mit dem Zipfel ihrer Schürze über die Augen wischend, noch: „und er hat sich doch noch so auf Weihnachten gefreut! — Das ist nun sein Christkind!“ —

Aber als wir mit Mühe und Not die schwere Lade die enge Treppe zur Dachkammer gebracht und ihn hineingelegt hatten, bat sie: „Nicht den Deckel schließen! Ich zünde ihm erst noch sein Bäumchen an!“

Stumm verabschiedeten wir uns.

Mein Schicksal.

Bergmannslos an der Saar.

Es schildert hier ein jetzt in Westfalen lebender Bergmann unter dem Decknamen Karl Kern sein Schicksal an der Saar, wie es so viele erlitten haben.

Leise sank die Dämmerung herab und legte sich dichter auf Flur und Feld. Die Luft war klar. Das Abendgeläute ertönte aus den umliegenden Dörfern, man hörte sogar die Glocken von Saarbrücken herüberklingen. Karl Kern saß in seinem Garten auf der selbstgezimmerten Bank und gab sich scheinbar ganz dem Zauber des Abendfriedens hin. In Wirklichkeit war er vor dem forschenden Blick seiner Frau aus dem Hause geflohen, seine Gedanken zu ordnen und mit sich ins reine zu kommen.

Doch die eigentümliche Wirkung der immer stiller und traumseliger werdenden Abendstunde machte sich bei dem Einsamen geltend, der Zauber umwob ihn eindringlicher; stärker denn je brach das Heimatgefühl aus dem Innern seiner aufgepeitschten Seele hervor. Heimat, seine schöne Saarheimat, sein alles, der Rahmen, in dem sich sein ganzes Leben bewegt. Die leicht umflorten Blicke schweiften über das schmucke Eigentum, das saubere Häuschen, den Garten und den daneben liegenden Acker. Die Gedanken jagten, verwirrten sich — da schreckte der Grübelnde auf. Seine Frau war, ohne daß er es merkte, den Gartenpfad entlang gekommen und stand vor ihm. „Karl?“ Eine Welt von Sorge und Zweifel, voll banger Fragen lag in diesem Anruf.

Karl Kern strich sich über die Stirn, als wolle er die stürmenden Gedanken bannen. „Komm, setze dich ein wenig, der Abend ist so schön — zu schön“, wiederholte er. Wie immer fühlte er, daß ihre Nähe ihn besänftigte. Ihre Hand stahl sich in die seine. „Karl, was ist dir? Du bist seit einigen Tagen so eigen. Hast du kein Vertrauen mehr zu mir? — du weißt doch, daß ich mit dir leide.“

Da faßte er ihre Hand fester und nach einer Weile begann er, in sich überstürzenden Worten sein Herz auszuschütten: „Du weißt, wie man unseren Nachbar Schmidt hetzte, wie man ihn aus nichtigem Grunde mit seinen zehn Kindern auf die Straße setzte. Wie man ihm drohte, ihn auszuweisen. Wie sich die Agenten um ihn drängten, die ihn zu bewegen suchten, sich in die berüchtigte französische Naturalisationsliste einzutragen. Du selbst hast ja die Tragödie der Verzweiflung, die sich in unserer nächsten Nähe abspielte, miterlebt. Schmidt ließ sich, nach welchen inneren Kämpfen, das läßt sich nicht ergründen, naturalisieren. Seine zehn Kinder, seine kranke Frau, kurz seine häuslichen Verhältnisse zwangen ihn dazu. Wer will ihn darum verachten? Aber er krankt innerlich seit diesen sechs Wochen der Entscheidung. Er geht zugrunde, seelisch zugrunde dabei, obwohl man ihn zum Aufseher gemacht hat, obwohl er Aussicht hat, über kurz oder lang Steiger zu werden.“

„Ja, du hast recht, er wird nicht glücklich dabei. Ein glücklicher Mensch sieht anders aus."

„Aber, Lisa, jetzt ist die Reihe an mir. Schon längere Zeit merkte ich, daß man mich auf irgendeine Weise packen will. Ich dachte an die Folgen und nahm mich höllisch zusammen. Aber trotzdem, gestern kam es zur Katastrophe, und nun naht die Entscheidung auch für uns heran. Gestern gab es an meinem Ventilator eine kurze Störung. Ich ließ den Ventilator stehen und besserte mit meinem Kameraden, der die Putzschicht hatte, den Fehler aus. Schon stand der Ingenieur hinter uns und fragte in seinem gebrochenen Deutsch: „Wer schuld?" Ich antwortete ihm, daß die Schuld niemand treffe, daß nur eine Schraube sich verbogen habe und der Ventilator in zehn Minuten laufen könne. Er sagte: „Niemand schuld? Ist nicht wahr, ist Lüge!" Ich sagte, noch immer gelassen, daß es wahr sei, darauf er mit höhnischem Lächeln: „Deutscher lügt!" Ich verbat mir das, seine Antwort war: „Am ersten nicht mehr arbeiten!" Heute mittag war ein französischer Sekretär bei mir, er hätte von dem Zwist mit dem Ingenieur gehört, es täte ihm leid. Sie wüßten alle, daß ich ein tüchtiger Maschinenwärter sei, der schon vorwärts kommen könne. Allerdings sei es besser, wenn ich mich naturalisieren ließe. Ich solle mir die Sache überlegen. Siehst du, liebe Frau, so stehen die Dinge. Ist es auch für mich eine Unmöglichkeit, irgendwelche unehrenhafte Zugeständnisse zu machen, so ist es auch schwer, alles hier, wo mich alles doch so manchen Schweißtropfen gekostet hat, zu verlassen und in die Fremde zu ziehen."

„Ich sah es kommen, Karl, und nun, da es so weit ist, trifft es einen doch hart. Gehe reiflich mit dir ins Gericht und treffe deine Entscheidung, wie du es für gut hältst." Er sah es in der Dunkelheit nicht, daß trotz ihrer tapferen Worte die Tränen ihr über die Wangen liefen. — Eine Zeitlang blieben sie noch sitzen, alles Für und Wider überlegend. Während sie sich im Prinzip darüber schlüssig waren, daß sie ihre Nationalität um keinen Preis verkaufen könnten, kamen sie wegen ihrer Zukunft doch zu keinem Entschluß. Endlich standen sie auf und gingen langsam dem Hause zu, um sich zur Ruhe zu begeben.

Doch die Ruhe floh die beiden aufgeregten Menschen. Während er sich schlafend stellte, zog die ganze Vergangenheit an seinem Geiste vorbei, in qualvoller Verzweiflung wälzte er sich in den Kissen. Sie dagegen fühlte ihre ganze zur Schau getragene Tapferkeit hinsinken und weinte leise.

Einige Tage später. Karl Kern war mit sich ins reine gekommen. Als die erste Verzweiflung vorüber war, hatte der alte deutsche Stolz immer mehr die Oberhand gewonnen. Auf der Zeche fragte er bei der Verwaltung kurz und bündig an, ob die Entlassung bestehen bleiben solle. Als das bestätigt wurde, versuchte er in der Eisen- und Maschinenindustrie des Saargebietes unterzukommen. Das schlug fehl, es schien, als sträubten sich alle Verwaltungen, einen von der französischen Verwaltung entlassenen Arbeiter einzustellen, aber die ganze Industrie war zu jener Zeit auch bereits sehr übel dran. Es nahm die Organisation der Heizer und Maschinisten sich der Sache an, sie wurde in Versammlungen besprochen. Inzwischen hatte sich der Gemaßregelte mit einem ihm wohlgewogenen Oberbeamten auf einer der westfälischen Zechen in Verbindung gesetzt und dort eine Stelle als Maschinenmeister erhalten.

So war der letzte Abend im alten Heim herangekommen. Eine stille Wehmut hatte die beiden Menschen erfaßt, die morgen die Stätte verlassen sollten, an der die Erinnerung der Kindheit, ihr Glück und ihr Streben hing. Auch den beiden Kindern war eine Ahnung großer Tragweite aufgegangen. Wie hatte

die kleine Liese geweint, als die Kuh aus dem Stalle geholt, die Hühner weggefahren wurden. Frau Liese glaubte sich unbeobachtet, sie saß in ihrer Kammer und trocknete verstohlen ihre Tränen. Da kam die Kleine und weinte mit ihr. Auch Peter, ihr Bruder, schlich den ganzen Tag traurig umher.

Endlich war alles erledigt. Es waren alle überflüssigen Sachen verkauft, die Möbel verpackt. Haus, Garten und Land aber waren an Bekannte vermietet, zu einem Verkauf hatten sie sich nicht entschließen können; denn sie hofften und hoffen noch heute, daß es ihnen einst vergönnt sein werde, in die Heimat zurückzukehren und dann wollten sie doch wissen, wohin sie gehören. Jetzt saßen sie noch auf ihrer Bank im Garten, zum letzten Male, und nahmen still, Hand in Hand, Abschied von der Heimat.

Von der Rheinbrücke her klang das Poltern und Rattern des fahrenden Zuges. Unter seinem kraftvollen Hasten veränderte sich fortwährend das Panorama, das das Auge trunken, das Herz schneller schlagen ließ. Eben noch der Rhein mit seiner grünschillernden, sagenreichen Tiefe, mit seinen sonnigen Hängen und sprühendem Leben, wie es eben nur der alte Rheingott zu geben vermag. Doch alles glitt vorüber. Bald umlagerten die dampfenden Fabriken des Niederrheins gleich Vorposten der Industrie Westfalens den Bahndamm. An einem Wagenfenster standen zwei Kinder und genossen mit leichtlebiger Kinderbewunderung die bunte Kinoschau, die sich ihnen bot. Hinter ihnen die Eltern. Die schweren Ketten des Zweifels und das Hangen und Bangen waren von ihnen abgefallen, es war, als hätte die würzige deutsche Luft am Rhein ihre Zauberwirkung besonders auf den Mann ausgeschüttet. Seine ganze Gestalt hob sich wie in neuer Tatkraft. Lebensmut blitzte aus seinen Augen. Auch die Frau sah wieder mit frohem Mute in die Zukunft, sie flüsterte ihm zu: „Heute freue ich mich, du hast recht gehandelt, wenn uns das Vaterland stirbt, stirbt mit ihm unsere Ehre. Aber diese heilige Waffe wollen wir einst blank und rein unserer alten Heimat wieder zuführen. Es kommt der Tag, der dem heute Wehrlosen Gerechtigkeit bringt, und an dem uns der Dank deiner Kameraden an der Saar für unser Leid entschädigt.“ „Hoffnung“ fauchte die Maschine, „Hoffnung“ klang es aus dem Gestänge der Räder, die zu neuem Glücke rollten. Es kam, aber eines konnte es nicht ausfüllen, es blieb in den Herzen die unstillbare Sehnsucht nach Heimat und Herd an der Saar.

Der schwarz' Domino ....

Von **Liesbet Dill.**

„Ihr liewe Kinner, was han mir an dene Bub gehonk“, pflegte Tante Auguste zu sagen, wenn sie von ihrem Neffen Edgar sprach. Er wurde im Hause seiner Tante erzogen, sie hatte ihn adoptiert, da seine Eltern noch sechs andere Söhne hatten. Sie konnten ihren Jüngsten entbehren und Tante Auguste hatte keine Kinder. Edgar kam nur zu den Ferien heim ins Köllertal. Sonst lebte er bei seiner Tante. Es war kein ruhiges Leben, weder für ihn noch für Tante Auguste.

Ihre blanken grauen Luchsaugen schienen alles zu sehen oder gesehen zu haben, und Edgar mit seinen langen Gliedern, die überall anstießen, der wilden, blonden „Haarbürscht“, den aufgerissenen Taschen und den Tintenpfoten, hatte schon als Quartaner des Saarbrücker Gymnasiums seine Tante gehaßt, weil sie überall Tintenflecke sah. Es war ein ewiger Kampf zwischen den beiden, die ganze Schule hindurch, um die Zeugnisse und das Sitzenbleiben, das

Schwimmen, wenn die Weiher schon zufrieren wollten, oder das Schlittschuhlaufen, wenn sie noch nicht zugefroren waren, die nassen, versteckten Hosen, die sie aus der Remise unter der Haferkiste hervorholte, das Weihnachtszuckerzeug, das sie in eine doppelt verschlossene Stube versteckte, aus der er es stiebitzte, indem er einfach durch das Fenster einstieg. Sie mochte den Honig und die Würste hängen, wohin sie wollte, Edgar entdeckte sie in und auf und hinter den Schränken.

„Un dem Bub Maniere beizubringe! Schling nit so", sagte sie. „Halt Dich grad, Haltung, Lümmel" . . . Es war eine energische, kleine Dame, die Edgar, wenn er zu spät heimkam, mit dem Teppichklopfer an der Treppe erwartete. Aber am nächsten Tag kam er genau wieder so spät zu Tisch. Immer wieder erfand er einen Hemmungsgrund oder ein Hindernis zur pünktlichen Heimkehr in Gestalt eines Lehrers, der ihn zu einem Spaziergang genötigt hatte oder eines Onkels, der ihn aufgehalten hatte, um ihm Grüße an Tante Auguste aufzutragen, was sich nachher alles als Lügerei herausstellte.

Als er ihrer Rute entwachsen war, kamen die Stehkragen dran, die Zeiten der eingeschmuggelten Bücher, die er nachts verschlang und die sie kunstvoll unter seiner Matratze hervorzauberte. Indianergeschichten von wilder Phantasie, wie sie nur ein Mann zu erfinden vermochte, der niemals unter Indianern gelebt. Dann kamen die Zirkuskarten, die heimlich entwendeten Groschen aus ihrem Pompadour, den sie überall hinversteckte und den Edgar doch fand, denn das einzige, was die beiden gemeinsam hatten, waren ihre grauen Luchsaugen. Und ebensogut wie Tante mit Brille, sah Edgar ohne diese . . .

Tante Auguste war nur deshalb nicht dick geworden, wußten alle Bekannten, weil sie mit diesem Edgar in einem Hause und unter einem Dache lebte. Sie kam nie zur Ruhe und er auch nicht . . . „Du hascht gar kei Bildungsdrang", klagte sie, wenn sich Edgar an Volksbildungsabenden unter wichtigen Vorwänden vom Vortrag „drückte".

Seit er die Bonner Universität bezogen hatte, war er ihrer Zucht entwachsen. Nun setzte sie ihre Erziehungsversuche in Briefen fort. „Hast Du an Deine Wäsche gedacht? Hast Du sie auch abgezählt? Vergiß nicht, mir Deine Strümpfe zu schicken und die Aepfel zu schälen und abzuschließen, sonst gehen sie Dir dran" — — das schrieb Tante, wenn diese Aepfel längst mit den Schalen vertilgt waren. „Vergiß nicht, Tante Emma Deinen Antrittsbesuch zu machen, sie würde das sonst übelnehmen. Ich erwarte Dich in den Weihnachtsferien, aber melde Dich rechtzeitig an" usw. Sie schrieb ihm den besten Zug und versprach, ihn vom Bahnhof abzuholen.

Aber Edgar zog es vor, in den Weihnachtsferien nicht zu kommen und meldete sich auch nicht an, sondern fuhr mit seinen Skiern auf den Feldberg . . .

Tante Auguste hatte erfahren, daß Edgar in Bonn auf den Tanzböden öfters zu sehen sei als in den Hörsälen und sich die jungen Damen um ihn rissen, trotzdem er „sei schrecklich Bürscht" immer noch trug, obwohl sie ihm in jedem Brief befahl: „Laß Dir Dein Haar schneiden. Ein Student muß auf sich halten." Aber Edgar rührte sich nicht. Seit er in Bonn Jura studierte oder es zu studieren vorgab, schrieb er nicht mehr. Weder vor dem Ersten, noch nach dem Ersten. Darüber war Tante Auguste am erstaunte sten. Er wohnte bei einer Witwe Niedergesäß „in ere Filla" am Rhein in der Uferstraße. Von was er diesen Luxus bestritt, war ihr rätselhaft. Sie schrieb ihm jeden dritten Tag: „Weshalb schreibst Du nicht, weshalb schickst Du Deine Wäsche nicht? Und weshalb läßt Du nichts mehr von Dir hören?"

Aber Edgar schwieg. Dann setzte sie ihm Termine: „Wenn ich bis zum soundsovielten November keinen Brief von Dir in Händen habe, nehme ich an, daß Du meiner Unterstützung nicht mehr bedarfst, also“ — — usw. Aber auch darauf kam kein Brief. Dann sandte sie Depeschen: „Immer noch keine Nachricht, was soll das heißen?“ Oder „Bist Du krank, daß Du nicht schreiben kannst?“ Aber selbst die Depeschen fanden keinen Widerhall.

Als Karneval nahte, schrieb sie Mahnbriefe. „Sieh Dich Fastnacht vor, vermeide den Trubel und diese unsinnigen Feste, es ist eine ernste Zeit“ usw., Briefe, von denen Edgar längst nur noch die Ueberschrift oder was am Rand geschrieben stand, las, da er das übrige auswendig wußte. Als auf diese Briefe auch keine Antwort eintraf, schickte sie ein Telegramm mit bezahlter Rückantwort.

Die Depesche kam am Fastnachtsmontag an, als Edgar gerade damit beschäftigt war, sich einen blonden Spitzbart anzukleben und als Schneider Wibbel auf den Fastnachtsball zu gehen. Er setzte sich hin, schrieb einen Zettel und sagte zu seiner Wirtin „Tragen Sie das aufs Telegraphenamt“. Dann fuhr er ins Orpheum als Schneider Wibbel.

Tante Auguste saß beim Kaffee bei ihrer Freundin Marieche, mit der sie die Wohnung teilte, als ein Postbote in fliegender Eile eine Depesche aus Bonn brachte. Sie setzte ihre Brille auf und las: „Neffe Edgar vorige Woche plötzlich verstorben und auf seinen Wunsch in aller Stille begraben. Witwe Niedergesäß.“

Die flatternde Depesche in ihren Händen, stieß sie hohe Vogelschreie aus und setzte sich mit der entsetzlichen Nachricht auf die Chaiselongue. Sie las sie der bestürzten Freundin mit gebrochener Stimme vor. Edgar, ihr Sorgenkind, ihr geliebter Neffe, war nicht mehr. An was mochte er wohl verstorben sein, der unselige Junge? Sie machte sich Vorwürfe wegen ihrer Briefe. Vielleicht war er schon lange krank gewesen und wollte sie nicht ängstigen, vielleicht hatte er Schulden gemacht oder war einem Hochstapler in die Hände gefallen, der ihn ausgebeutet hatte? Oder gar in die Hände eines leichtfertigen Frauenzimmers geraten? Oder war's ein Unglücksfall? Diese unbekannte Witwe Niedergesäß mußte es wissen . . .

„Auf nach Bonn“, sagte die Freundin, die energisch, von starker Gestalt und kräftigen Nerven war. Am anderen Morgen kleideten sich die beiden in tiefe Trauer, setzten altmodische Hüte mit langwallenden schwarzen Kreppschleiern auf, verbargen ihre breithüftigen Gestalten unter schwarzen Tuchmänteln, auf die sie Trauerflore hefteten, kauften zwei prächtige Kränze und fuhren nach Bonn.

Unterwegs sahen sie Konfetti und bunte Papierschlangen an den entlaubten Bäumen hängen. Am Rhein war der Karneval im vollen Gang. Tante Auguste wandte ihre Augen mit Wehmut ab von diesem fröhlichen Treiben. Spät abends kamen sie in Bonn an, wo sie zunächst in einem Hospiz abzusteigen gedachten, aber unterwegs an einem Café ließ Tante Auguste halten, um für die kommende Nacht einen Schlummerpunsch zu sich zu nehmen. Sie war erschöpft, denn der Zug hatte stark „geschokkelt“, sie konnte das Bahnfahren nicht vertragen und war sehr aufgeregt von dem, was sie morgen im Hause Niedergesäß alles erfahren würde. „Ich wollt, es wär schon vorüber“, seufzte sie.

„Ach du liewe Zeit“, sie waren in ein Café mit Musik geraten. Ihre schwarzen Kleider und Krepphüte paßten wenig zu dem vergnügten Treiben. Ihre Kränze hatten sie in der Garderobe gelassen. Die jaulende Jazzmusik

Das Schlafmittel. „Ich mache das nicht mehr mit", klagt eine Frau, deren Mann an Schlaflosigkeit leiden will. „Alle zwei Stunden soll er einen Eßlöffel voll Medizin nehmen, aber jedesmal ist er nicht wach zu kriegen. Wie mir zum Hohn schnarcht er regelmäßig, daß man's in der Nachbarschaft hören muß."

SANICENTRAL

AKTIENGESELLSCHAFT

SANITÄRE ANLAGEN
CENTRALHEIZUNGEN
LÜFTUNGS-ANLAGEN

SAARBRÜCKEN 3
MAINZER STRASSE 225

Allgemeine

Saarländische

Versicherungs-Aktien-Gesellschaft

Saarbrücken

Feuer-u. Einbruchdiebstahl-Versicherg.
Unfall- u. Haftpflicht-Versicherungen

Günstige Prämiensätze · Höchste Deckungssummen
Rasche und kulante Schadensregulierung
Unverbindliche Offerte · Vertreter an allen Orten

Die Einzige Einheimische Versicherungs-Gesellschaft dieser Art im Saargebiet

Aus der Redaktion. „Und das Unglück schreitet schnell!" Schriftsteller: „Haben Sie bereits Zuschriften über meine von Ihnen veröffentlichte Arbeit erhalten?" „O ja, ein Herr mit demselben Namen wie Sie hat uns gebeten, darauf hinzuweisen, daß er nicht mit Ihnen identisch ist."

Heckel & Nonweiler

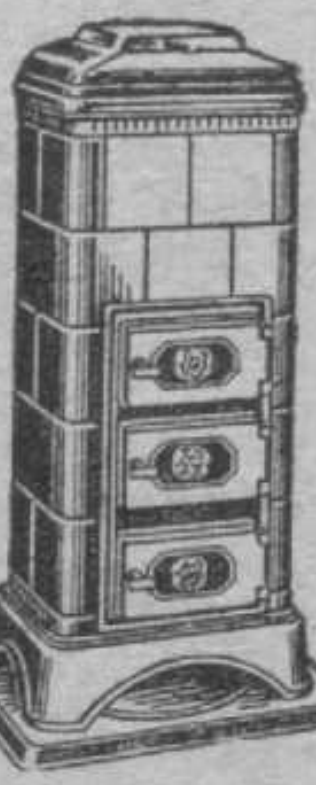
G. m. b. H.
Fernsprecher 78, 4226-27
Gegründet 1870

Saarbrücken

Fabrik für gesundheitstechnische Anlagen

Zentralheizungen, Sanitäre Einrichtungen, Gas-, Wasser- und Dampfleitungen

Be- und Entwässerungen, Mechanische Werkstätte. Autogene Schweißungen, Kühlsysteme für Brauereien usw.
Handelsabteilung



Küppersbusch

der Allerbeste!

Spar-Gasherde
Kohlenherde
Kombin. Herde
Dauerbrandöfen

Jean Gläser, Saarbrücken 3

Bahnhofstr. 8, 10 u. 26 – Tel. 420, 421 – Bahnhofstr. 8, 10 u. 26

tat Tante Auguſtes Herzen weh. Im Hintergrund wurde getanzt und geſungen. Gläſer klangen, Tamburins klirrten. Auf der Tanzdiele drehten ſich im fröhlichen Durcheinander eine Fülle von Tirolerinnen und Rokokodamen, neapolitaniſche Fiſcherinnen und Spanierinnen, zwiſchen denen Clowns mit Pritſchen umherſprangen, ſpaniſche Ritter und Dominos in allen Farben. Durch ihren ſchwarzen Schleier ſah ſie wie im Nebel die Geſtalt eines auffallend langaufgeſchoſſenen jungen Mannes im ſchwarzen Domino, der eine weiße Pirette umherwirbelte und ſich auf eine merkwürdig bekannte Art bewegte. Er hatte lange Arme, lange Hände und ſehr lange Beine und eine helle Bürſte auf dem Kopf. Ihr ſchwindelte, ſie ſchaute raſch fort und ſagte zu der Freundin: „Guck emol, Marieche, wann ich nitt wißt, daß der arm Bub geſchor wär, ich dät meine, der ſchwarz Domino wär er ſelwer."

Infolge des Schlummerpunſches verbrachte ſie die Nacht verhältnismäßig ruhig. Am anderen Morgen, am Aſchermittwoch, gleich nach dem Frühſtück, fuhren ſie mit ihren Kränzen zu Edgars Wohnung. Die Ufergaſſe lag nicht gerade in der feudalſten Gegend, ſondern ziemlich weit draußen am Rhein, und es war keine „Filla", die er bewohnt hatte, ſondern ein einfaches, weißgetünchtes Häuschen. Es roch nach gekochter Wäſche und es lagen keine Läufer auf der Treppe.

Zaghaft klingelte Tante Auguſte. Eine dicke Frau, die ſich den Seifenſchaum an der blauen Schürze abtrocknete, ſteckte das runde Geſicht zur Türe heraus und fragte: „Wat is?"

Die Damen in Trauer mit den Kränzen fragten nach dem verſtorbenen Edgar.

„Wat woll'n Sie denn von dem?" Die Frau ſtemmte die Hände in die Seiten. „Der is für niemand zu ſprechen."

„Mache Sie kein Geſchichte", ſagte Tante Auguſte, „un laſſe Sie uns bitte enin. Ich bin ſei' Tante."

„Dat kann jeder ſagen", ſagte die Frau und ſtemmte ihre kräftigen Arme ſchützend vor wie die Wotanstochter ihren Speer. „Und wenn Sie zehnmal ſei Tant' ſiin, et darf niemand zu ihm, dat hat er mir verboten."

„Der Verſtorbene?"

„Ach wat, der Herr Edgar."

„Aber mein Neffe iſt doch tot?" rief die verſtörte Tante.

„Dod? wat?" ſagte die dicke Zimmerwirtin. „Dä ſchläft da drin in ſinge ſchwarze Domino, in dem er heut morjen heimjekommen is, ſinge Kater aus."

„Sprechen Sie eigentlich von meinem Neffen Edgar?" fragte Tante Auguſte erſtarrt.

„Ja, natürlich, von wem denn ſonſt? Er wohnt ja bei mir — —"

„Aber er iſt doch geſtorben!" Die Freundin ſchwenkte die Depeſche.

„Ach wat", ſagte die Wirtin, „der ſchnarcht janz friedlich da drin, hören Sie doch. Un wenn Sie't partout nicht glauben wollen, da, gucken Sie" — — Damit öffnete ſie die Tür zu Edgars Schlafzimmer. Und das erſte, was Tante Auguſte ſah, war eine wohlbekannte leuchtend blonde Haarbürſte in den Kiſſen. In ſeinem ſchwarzen Domino, wie er ſich hingelegt hatte, ſchlief Edgar friedlich ſchnaufend ſeinen Faſtnachtsrauſch aus. Ohne ſich ſtören zu laſſen, daß drei Damen ſein Zimmer betraten und vor ſeinem Bett ſtanden und ihn ſtaunend und ſprachlos betrachteten.

„Er is es wees Gott", stammelte Tante Auguste, der die Knie zitterten. „Awer die Depesch' . . . das schrecklich Telegramm, do wo ich kritt han!" „Dat wird'n Fastnachtsjux gewesen siin, Madamche", sagte seine Wirtin. „Lassen se den nur schlafe, morjen früh ist er widder lebendig un alles in Ordnung." Und schnell und energisch schloß die derbe Wirtin die Türe hinter den beiden völlig verstörten Damen in tiefer Trauer.

Dieser Bruder Lustig — Edgar habe ich ihn getauft — wurde nach tollen Jugendstreichen ein hochgeschätzter, sehr humaner Landrichter und blieb der Stolz seiner Tante. Sie ruht auf dem alten Friedhof in Saarbrücken, wo ihr Grab stets gepflegt erschien. Aus weiter Ferne trieb es ihn jährlich zur Ruhestätte der guten Seele, um ihrer zu gedenken und ihr für alle Herzensgüte, Geduld und Liebe zu danken.

Jugenderinnerungen an den Schloßplatz.

Von **Marie Prietze.**

„Liefree" um's Mäuerche rum!

Gibt es wohl noch Saarbrücker Kinder, die „Liefree" ums Mäuerche rum spielen können? Ob das Mäuerche überhaupt noch so dasteht zwischen Schloßplatz und Talstraße mit dem Treppchen an seinem östlichen Ende? Wir Kinder vom Schloßplatz spielten an schönen Frühlings- und Sommertagen mit Begeisterung das schöne Spiel, dessen seltsamen Namen ich übrigens nie geschrieben gesehen habe. Was er eigentlich für einen Ursprung hatte und was Liefree heißen sollte, war uns völlig schnuppe. Es war ein „Rohläfches"spiel, das nur an diesen Ort gebunden schien. Einer von uns stand am Treppchen, wo die Mauer am höchsten war, die anderen am entgegengesetzten flachen Ende. Auf das Kommando „Liefree" stürmten beide Teile, so flink es ging, an den Platz des Gegners, indem die Einzelläufer oben auf der Schloßplatzseite der Mauer, die anderen auf der Talstraßenseite laufen mußten. Der Haupttrick war dann, daß die Gruppenläufer so schnell wie möglich zum Schluß auf das Treppchen gelangten und sich da duckten, während der beim flachen Ende angekommene Einzelläufer nach rascher Wendung sehen mußte, ob er noch einen der anderen mit den Augen erwischte. Wer von ihm als letzter beobachtet war, ehe er aufs Treppchen gelangte, mußte dann an seiner Stelle Einzelläufer werden. Ich weiß noch, daß die größeren Geschwister sich einmal darüber unterhielten, ob wohl Liefree von livrer — überliefern — herrühren könnte.

Bei einem anderen Nachlaufspiel konnte man an vorher bestimmten Freiplätzen durch den Ruf: „Mein Herz ist frei" vor dem Angeschlagenwerden bewahrt bleiben. Angenehm gruselich spielte sich im Dämmern auf dem damals noch ganz freien, nur durch sein altes Wackenpflaster ausgezeichneten Schloßplatz: „Ein Uhr, er kommt noch nicht!" Dabei gingen wir, in langer Reihe untergefaßt, nebeneinander her, während uns in einiger Entfernung ein einzelner Mitspieler folgte. Im Sprechchor wurden dann alle Stunden hergebetet mit dem Refrain: „er kommt noch nicht!" Das unheimliche dabei war, daß der stille Verfolger bei jeder Stundenansage etwas näher geschlichen kam, um bei „12 Uhr, er kommt!" mit lautem Gebrüll über uns herzufallen. In höchstem Grausen liefen wir dann laut quietschend auseinander, während der Verfolger einen von uns zu fangen suchte. Gelang es ihm, dann mußte der an seine Stelle treten und das Spiel begann von neuem. Ich wüßte nicht, daß wir

jemals bei unseren Spielen ein Verkehrshindernis gebildet hätten. Die Elektrische gab es noch nicht, das Bismarck- sowie das Ulanendenkmal waren noch nicht errichtet, auch die Anlagen kamen erst viel später. Wir herrschten frei im weiten Raum und tollten uns nach Herzenslust aus.

Der Herr „Schandarm".

Im alten Rathhaus mit th saß unten in der Polizeiwachtstube der Furcht einflößende Herr „Schandarm", aber wir standen auf ganz gutem Fuße mit ihm. Sein Hund „Wiedu", dessen witzigen Namen wir aber immer Widdu aussprachen, war ein harmloser, hellbeigefarbener Kerl. Sein Herr winkte uns manchmal gnädig heran, drückte uns einen Groschen in die Hand, wofür wir ihm im Wirtshaus an der Schloßbergecke beim Buleballerich einen Schoppen Bier holen mußten. Wir empfanden das als besonderes Vertrauenszeichen und fühlten uns sehr gehoben. Von höchstem Interesse war es uns immer, wenn der „Schandarm" einen Betrunkenen oder anderen Uebeltäter ins Kittchen nach der Hintergaß abführte. Wir gaben dann alle dem armen Sünder das Ehrengeleit und freuten uns besonders, wenn die Sache durch Widersetzlichkeit des Abgeführten noch aufregender wurde. Nur einmal kam mein jüngster Bruder in Konflikt mit der Polizei. Er hatte eine besondere Leidenschaft zu „kokeln", die sich, als er größer wurde, zum Abbrennen von Feuerwerk steigerte. Gewöhnlich geschah das an lauen Sommerabenden in unserem schönen Garten hinter dem Haus und verlief programmäßig mit bengalischem Licht in grün und rot, Knallfröschen, Rädern, Sternenregen und Raketen unter anerkennenden Ahs! und Ohs! unsererseits. Aber einmal flog eine Rakete so unglücklich davon, daß sie gerade ins Landratsamt durchs Fenster sauste. Der Erfolg war ein Strafmandat und das Verbot solcher feuergefährlichen Spielerei.

Viehmarkt auf dem Schloßplatz.

Viehmarkt und Krammarkt wurden noch in meiner Jugend auf dem alten Schloßplatz abgehalten, sie waren für uns besonders schön, und wir bedauerten es nur immer sehr, daß wir ersteren nur früh vor der Schule besichtigen konnten, denn mittags war er schon geräumt. Der Jahrmarkt wurde dafür um so ausgiebiger nachmittags besucht. Wie lange wählte man, um die vom Vater bewilligten zwanzig Pfennige auch wirklich vorteilhaft anzulegen. Und doch kam es zuweilen vor, daß man von den Geschwistern daheim gründlich ausgelacht wurde, wenn man auf ein wenig geschmackvolles Wertstück hereingefallen war, das vorher in der Bude doch so verheißungsvoll geglänzt hatte, oder wenn sich das feine Zuckerwerk als Schaum oder Klebstoff erwies. Da tat man doch besser daran, sich im Laden bei Frau K. für fünf Pfennig feinste Schillerlocken, Eicheln oder Kißchen zu erstehen.

Die stolze Stunde des Schloßplatzes.

Die schönsten Stunden für den damals so ruhigen Schloßplatz und seine Anwohner schlugen aber, wenn Paroleausgabe zu Kaisersgeburtstag stattfand. Alle guten Freunde stellten sich dann dazu bei uns ein, um von unseren Fenstern aus dieses prächtige, farbenglänzende Schauspiel mitzuerleben. Hei, wie schmissen da bei den schmetternden Klängen des Preußenmarsches die Herren Leutnants und die Mannschaften die Beine beim Parademarsch zum Schluß, und wie weh müssen sie ihnen dabei getan haben bei dem schauderhaften alten Wackenpflaster! Doch diese Erwägung kommt mir jetzt erst. Damals sah man nur den Glanz und die Strammheit unserer 70er und war so stolz darauf, als wäre man selbst der Kaiser oder zum mindesten der Kommandierende General.

† Maybach.

Erlebtes und Erschautes von **G. Klein.**

Ein Tag wie jeder andere. Ein stiller Oktobertag. Fein und pulverig rieselt Regen. Im Bergmannsdorf richtet die Hausfrau schon das Mittagessen, der Tisch ist gedeckt. Hungrig stehen die Kleinsten und warten auf den schweren wohlbekannten Schritt des Vaters. Die Zeit ist schon vorbei. Wo Vater heut nur bleibt? Die Frau guckt straßauf, wartet, aber immer noch kommt der Vater nicht.

Der Schrecken im Dorf.

Plötzlich, wie ein wildes Tier, springt panischer Schrecken ins Dorf. Erst schleicht es ganz heimlich, ein Geraune, ein Tuscheln geht durch die Straßen. Keiner weiß etwas bestimmtes. Ein Unglück, heißt es, nein, nicht schwer, es wird irgend eine Kleinigkeit passiert sein. Frauen ergehen sich in Vermutungen, Männer, alte Pensionäre, die die Grube kennen, geben fachmännischen Aufschluß. Dann stehen die Leute schon in Haufen zusammen, heftig und viel wird geredet. Einer kommt, ein Junger, der auch in Maybach schafft: „Wenn dort etwas passiert sein sollte, dann ist's schlimm," sagt er, „die Grube steckt voll Gas und Feuer."

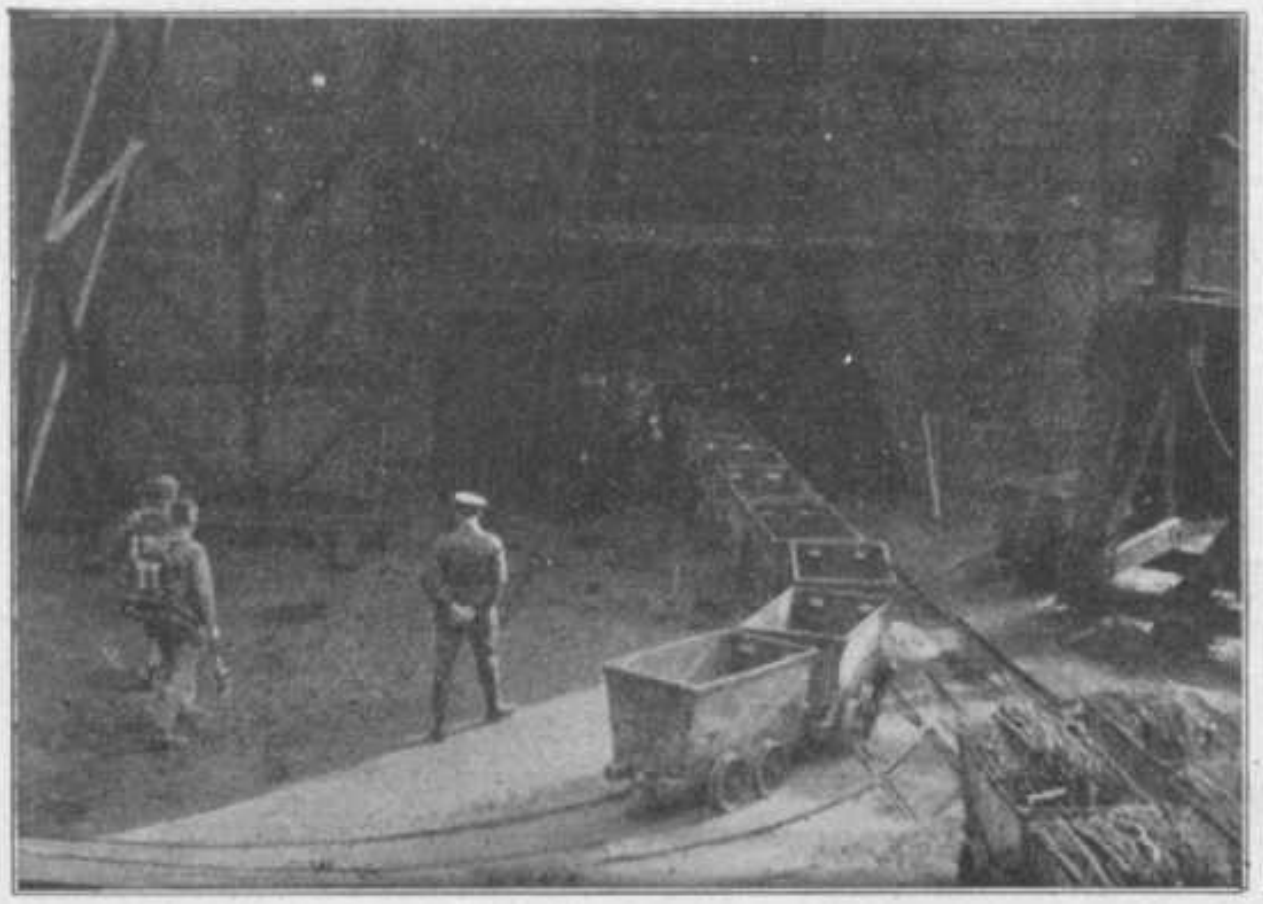
Die Frauen sind schon verzweifelt. Wirr und hastig kommen die Fragen. Wo bleibt die Frühschicht? Noch niemand ist da von der Frühschicht, mein Mann auch noch nicht. Ach Gott, wenn ihm nur nichts passiert ist. So gehen Hoffnung, Angst und Bangigkeit durch den Ort, graue Sorge geistert durch die Stuben. Viele sind es aus dem kleinen Ort, die noch nicht zurück sind. Die Hälfte der Männer schafft in Maybach.

Ein Schrei. Hart und grell klingt er. War's Freude, war's tiefe Angst? — Nein. Dort kommt einer gelaufen. Der Vater ist's. Wie er's eilig hat heimzukommen. Schon stürmt die Frau ihm lachend und weinend entgegen. Und nur einige Schritte von den eben noch heftig debattierenden Menschen fliegt eine Frau an den Hals des schwarzen Bergmanns. Eine Freude, eine Wiedersehensszene, die so mitten im grauen Alltag, so mitten in Angst und Sorge erschütternd wirkt.

Er bringt die ersten sicheren Nachrichten. Nein, von der Frühschicht ist alles ausgefahren. Nur die Mittagsschicht hat's betroffen. Wer von der Frühschicht

noch nicht da ist, hilft bei den Rettungsarbeiten. Wie ein Lauffeuer geht die tröstliche Kunde durch's Dorf, denn gerade zur Frühschicht waren die meisten Männer des Ortes eingefahren.

Die Leute, die in den Gassen wohnen, hören die Kunde etwas später. Plötzlich steht eine Mutter im Menschenknäuel. „Unser Willi," sagt sie, „ist heute mittag angefahren. Der kommt noch. Der kann gut laufen. Dem ist nichts passiert. Nein, der Willi kommt!" Und keiner wagt der Mutter die Hoffnung zu rauben. Mit unerschütterlicher Geduld, stundenlang steht die Frau an der Straße, blickt immer nur die Straße hinab, wo er herkommen muß. Der Vater, selbst alter Bergmann, geht mit hundert anderen Bergleuten nach der Unglücksgrube. Es dunkelt schon, als der gramgebeugte alte Mann zurückkehrt. Schwer und langsam ist der sonst noch feste Schritt, und als er ganz unten noch allein um die Ecke biegt, sinkt die Frau oben an der Straße lautlos zusammen.



Die beiden Brüder.

„Erwin, mach' doch, daß Du fertig wirst, der Joseph geht schon, steck Dein Schichtbrot ein und mach', daß Du fortkommst!" „Ach Mutter, dränge doch nicht so. Mir schmeckt's heut noch nicht. Weißt Du, wenn man acht Tage Urlaub hatte, dann ist die erste Schicht nichts schönes." „Na Erwin, Du wirst doch nicht etwa daheim bleiben wollen? Heute sind die Zeiten so schlecht, daß man keine Schicht versäumen darf. Geh' nur, mach' Dich fertig. Der Zug geht gleich. Hast Du Dein Brot?" — „Also, adieu Mutter!" „Gut Schicht, Ihr Bube!" Freundlich lächelnd guckt die Mutter ihren zwei strammen Buben nach. Gut gezogen, anständig, nett und folgsam, sind die beiden der Mutter ans Herz gewachsen. Die Buben sind fort. Jetzt schnell wieder Essen gerichtet. In zwei Stunden muß der Vater von der Frühschicht kommen. — — —

Längst ist die Zeit vorbei. Vater kommt nicht. Wo er nur bleiben mag? Schon geistert die Unglücksbotschaft durch's Dorf. Sterbensschwach wird's der Frau. Was machen? Wohin? Es hilft nichts. Helfen kann nur Hoffen, Harren und Beten. Und sie holt den Rosenkranz, weint und betet mit tiefgläubigem Herzen.

Ein schwerer, harter Schritt. Im Dunkel vor der Tür steht der Mann. Stumm geht er ins Haus. Still sitzt er, den Kopf in beide Hände gestützt. Jetzt erst kommen dem alten, harten Knappen die Tränen. Und nun weiß die Mutter, daß ihre Söhne verloren sind. Kein Wort hört man. Nur bitteres unterdrücktes Schluchzen. Die Fittiche des Todesengels rauschen durch das Haus.

Endlich faßt sich der Mann und erzählt. „Ich war schon ausgefahren. War gewaschen, hatte die Lampenmarke abgegeben, als ein Getöse wie von einem Erdbeben durch die Erde ging. Was war das? Mein Gott, als alter Bergmann wußte ich sofort, das war eine Schlagwetterexplosion. Meine beiden Buben

sind unten. Sofort mit den ersten Rettungsmannschaften ohne Sauerstoffgerät bin ich eingefahren. Schwefeliger Qualm schlägt uns entgegen. Rufen, Schreien hört man in den Strecken. In wilder, blinder Hast kommen aus allen Richtungen halbangezogene nackte Knappen gerannt. „Abteilung 9. Furchtbare Explosion. Alles in Trümmer." Das ist alles, was die furchtbar erschreckten Menschen sagen können. Langsam gehen wir vor, dem Arbeitsfeld von Abteilung 9 zu. Schwach nur leuchten die Grubenlampen. Ringsum Staub und Qualm. Wir finden die ersten Toten. Und dann — finde ich meine beiden Buben. Auf der Flucht hat sie das Gas erreicht. Sie liegen zusammen, halten sich im Tod noch eng umschlungen. Der eine hat beide Arme fest um den Hals des anderen gelegt, so, als wollten sie zusammen Schutz vor dem Ungeheuerlichen suchen. Friedlich lächelnd liegen sie beieinander. Die lächelnden Gesichter zeigen, daß einer dem anderen doch den frühen Tod leicht gemacht hat. Und dann habe ich meine beiden toten Buben zutage gebracht."

Kein Wort weiter konnte der Mann mehr sprechen. Und vor dem tiefen namenlosen Leid, vor dem schaurigen Erleben des armen Vaters war es zwecklos, Worte des Trostes zu suchen.

Hart und schwer hatte es den Mann gepackt. Er war an dem einen Tag alt und grau geworden. Und doch ein harter Bergmann — ein echter Knappe.

Kameradschaft.

Ein furchtbares Beben geht durch den Berg. Staub und Qualm erfüllen Strecken und Querschläge. Die Lampen erlöschen. Erschrocken und dunkel stehen die Knappen. Etwas Schreckliches muß passiert sein. Schwefelig beißender Qualm steigt auf, zieht mit der Luft durch die unterirdischen Gänge, füllt die Lungen und macht das Atmen schwer. Ekler Brandgeruch gesellt sich hinzu. Jeder weiß, was das bedeutet.

Ein Laufen hebt an. Ein Rennen und Hasten ums nackte Leben, und der Tod läuft mit um die Wette. Keuchend und stampfend rennen die Leute den Hauptstrecken, dem freien Wetterstrom zu. Keine Zeit, um den abgelegten Schweißkittel zu greifen, keine Zeit, um irgend etwas mitzunehmen. Halb angezogen, teilweise ohne Schuhe und Strümpfe, läuft alles. Jeder warnt und ruft, um abseitsschaffende Kameraden auf die drohende Gefahr aufmerksam zu machen.

Jäh wird der Lauf unterbrochen. Umgestürzte Kohlenwagen, ein niedergegangener Bruch versperren den Weg. Zurück, wieder zurück ins Verderben. Ein anderer Weg muß eingeschlagen werden. Hier geht's nicht weiter.

Plötzlich ein leises, unterdrücktes Stöhnen. „Du, Kumpel, langsam, ein Kamerad liegt hier. Wir müssen ihn mitholen, denn hier sucht und findet ihn niemand. Komm, hier im Querschlag muß es sein." Verteufelt, hier steht auch noch Gas. „Halt, dort muß er liegen, seine Lampe brennt noch. Gott sei Dank, wenigstens eine Lampe." „Kumpel, Wasser," ist das erste, was der Verletzte verlangt. Und trotz der immer stärker werdenden Gefahr geht einer mit der Lampe auf Wassersuche.

Schwer verbrannt ist der Verletzte, an Gehen oder Tragen nicht zu denken. Die Strecken sind zu niedrig.

Gierig schlürft der Verletzte das schale Wasser. Ein Kohlenwagen wird aufgestöbert, der Verletzte, so gut es eben geht, hineingebettet, und unter ungeheuren Anstrengungen fahren die zwei Knappen ihren verletzten Kameraden zum Förderschacht.

Die Rettungsleute.

Junge, prächtige, gesunde Menschen. Stramme, tapfere Kerle. Achten weder Gefahr noch Hindernisse, weder Schrekken noch den grausigen Tod.

Vier Tote, bis zur Unkenntlichkeit verbrannt, bringt der Förderkorb nach oben. Zwei Rettungsleute begleiten den traurigen Zug, entsteigen dem Korb, den Helm unterm Arm.

„Wie sieht's aus unten?" „Du, das kann man nicht sagen, das ist so erschütternd, so grausig, so furchtbar, daß man darüber kaum reden kann. Weißt Du, ich bin jetzt schon zum drittenmal eingefahren. Toll sieht's da unten aus. Schwer ist's zu arbeiten mit dem Rettungsgerät. Die Hitze bringt uns nahezu um. Der Schweiß fließt in Strömen. Atmen ist nur noch ein pfeifendes Keuchen."

„Wie bringt ihr denn die Leute heraus?"

„Ja, dazu muß man Nerven haben. Das ist bei Gott keine leichte Sache. An Tragen ist meist nicht zu denken. Die Strecken sind zu. Die Stempel geknickt. Das Hangende nachgebrochen, beladene und unbeladene Kohlenwagen überall zwischen die stürzenden Stempel gezwängt. Viel harte Arbeit kostet es schon, überhaupt vorwärts zu kommen. Meist sind die in der Eile hergestellten Durchbrüche so eng, daß wir gerade durchkriechen können. Fast alle Toten müssen wir eben mit untergeschobenen Decken über Geröll und Kohlen schleifen. Weißt Du, die Einzelbilder, die man sieht, sind herzergreifend. Einen haben wir gefunden, der hatte die Hände wie zum Gebet gefaltet, der andere hatte die Finger tief in den Boden verkrampft, einer stand aufrecht neben einem starken Holzpfeiler, schwarz, bis zur Unkenntlichkeit verbrannt. Wieder einen anderen haben wir oben aus einem Gewirr von Holz, Gestein und Faschinenbündeln herausgezerrt. Die Explosion hatte ihn mit einer derartigen Gewalt nach oben geschleudert und er war so fest eingeklemmt, daß wir lange schwer schaffen mußten, um ihn überhaupt freizubekommen.

Grausig ist's. Und mit zäher Kraft hält der Berg seine Opfer gefangen. Entschuldige bitte. Gleich muß ich wieder einfahren. Es liegen noch so viele unten. Aber lebend werden wir wohl keinen mehr heraufbringen."

Festen Schrittes ging der Rettungsmann dem Schachteingang zu. Ein herrliches Beispiel treuer Kameradschaft und heroischen Opfermutes.

Selig sind die Langsamen.

„Jakob, dann mach doch, daß Du endlich fertig wirst. Der Peter geht schon und Du sitzt immer noch am Mittagstisch. Du bist ein richtiger Gottestrendler. Jeden Tag die gleiche Leier. Immer muß ich an Dir schwätzen und schaffen, daß Du überhaupt fortkommst. Guck' nur, der Peter geht schon."

„Ach, hör' doch auf mit Deinem Gejammer. Es ist noch Zeit. Meine Uhr geht richtig und nach der geh' ich fort."

„Du mit Deiner Uhr," sagt die Mutter. „Zweimal hast Du in den letzten vier Wochen keine Schicht gekriegt, immer wegen der Uhr. Der Zug wartet doch nicht auf Dich."

„Papperlapapp, ich hab' noch Zeit. Alles übrige ist mir egal. Ich muß doch schaffen geh'n und nicht Du," sagt Jakob und drückt sich noch ein Weilchen. Dann rollt er seinen Schweißkittel fein säuberlich zu, grad so, als ob dies die wichtigste Arbeit von der Welt wäre, bindet fachmännisch sein Hängeseil drum, wirft's Bündel über die Schulter, steckt sein Schichtenbrot ein und geht ganz gemächlich mit einem mürrischen Gruß hinaus.

Meist haben die Mütter recht. Der Zug und Bruder waren fort, als er zum Bahnhof kam, und Jakob konnte mit seinem säuberlich geschnürten Bündel wieder nach Hause gehen. Den Empfang daheim kann man sich ausmalen. Muttern hat keine zarten Ausdrücke gebraucht, hat geschimpft und gewettert — aber an der Tatsache, daß Jakob für den Tag keine Schicht bekam, war leider nichts mehr zu ändern.

Und diese Trägheit hat den zweiten Sohn der Mutter vor dem schrecklichen Schicksal des ersten bewahrt. Peter, der Aelteste von beiden, ist unter den Opfern von Maybach gewesen. Ein Trost nur blieb der schwergeprüften Mutter, daß die unrichtig gehende Uhr den zweiten ihrer Söhne vor dem furchtbaren Bergmannstod verschont hat.

Und heute noch, wenn man dem Jakob begegnet und das Gespräch trifft sich, oder wenn die Mutter wegen seiner Trendelei wieder schimpft, dann gibt er nicht ganz zu Unrecht zur Antwort: „Selig sind die Langsamen . . ."

In Memoriam.

Alle Wunden heilt die Zeit. Wie aus weiter Ferne dringt heute die Kunde des schrecklichen Geschehens an unser Ohr. Verblaßte Erinnerungen drängen sich auf, und doch, wer könnte jetzt schon die braven Knappen vergessen haben, die auf so tragische Weise ums Leben kamen.

Die Frauen, denen der Gatte genommen, die Kinder, die den Vater verloren, die Mütter, die ihre Söhne nur noch als schwarze Mumie wiedersahen, ihnen allen ist das wundwehe Herz noch nicht geheilt. Und doch, wie erhebend war die spontan einsetzende öffentliche Teilnahme. Wie ein Mann stand das ganze Saarvolk zu seinen Bergleuten, ein Zeichen innerer Verbundenheit, volkhafter Zusammengehörigkeit.

Ueber den Gräbern der Knappen wölben sich die Hügel, verwitterte Kränze, verblaßte Schleifen, reden heimlich-leise von den Tagen der Trauer, die ein ganzes Volk erschütterten. Blühende Sommerblumen leuchten zwischen den düsteren Kreuzen, als wollten sie alles vergessen lassen, den Kummer und die Herzensnot.

Uns bleibt eins zu tun. Derer zu gedenken, die so jäh und rasch, in der Blüte der Jahre, der Berggeist aus unserer Mitte gerissen, und ihrer nicht zu vergessen.

Die Schatzgräber vom Litremont.

Von **Claus Schmauch.**

Wer den Litremont nicht nur vom hohen Kreuz aus kennt, sondern ihn kreuz und quer durchwandert, wird besonders in der Düppenweiler Schlucht auf alte, verschüttete Erzlöcher stoßen, von denen die ältesten vielleicht bis in die Römerzeit zurückreichen, während die jüngsten noch während dem Weltkriege abgebaut wurden. Wer in der Düppenweiler Schlucht das viele Wasser sieht, das dort aus dem Berginnern zu Tage quillt, kann leicht verstehen, daß der Erzabbau stark unter diesem Wasserreichtum litt. Mancher Stollen wurde von diesen unterirdischen Adern überschwemmt, brach zusammen und war nicht mehr zu benutzen. Diese Kupfererzfunde am Litremont haben in den Primsdörfern manch sagenhafte Ausdeutung gefunden. Wenn man den Alten glauben will, liegt im Litremont ein großer goldener Schatz, den Maltix, der neben seiner Jagdleidenschaft noch ein ganz schlimmer Raubritter war, dort in einer eisernen Truhe vergraben hatte. Durch seinen plötzlichen Todessturz oberhalb der Nalbacher Mühle war er verhindert, irgend jemand die genaue Lage des Schatzes anzugeben. — Die Erzgräber haben bei ihren Arbeiten immer danach gesucht, ohne ihn zu finden. Mancher hat sogar seinen Stollen, trotzdem er kein Erz mehr abwarf, weiter getrieben in dem Glauben, die eiserne Truhe mit den Maltixschätzen zu finden. Aber jedesmal, wenn sie schon im Steingeäder blaue Flämmchen, die über dem Schatze schweben sollen, aufzucken sahen, brach eine Wasserflut über die Sucher und der Stollen stürzte zusammen. Das viele Wasser aber kommt, wie die Alten versichern, von einem großen unterirdischen See. Wenn dieser See einmal ausbricht, so glaubt man, ersäuft das ganze Primstal in einer zweiten Sintflut.

Durch den Erzabbau ist auch die Sage von dem unterirdischen Gang nach der Siersburg entstanden. Es war sehr natürlich, daß die Erzgräber manchmal einen alten Stollen aufschlugen, über den sie sich ihre eigenen Gedanken machten und ihn für einen unterirdischen Gang nach der Siersburg hielten, deren Besitzer ja stets mit den Herren von Litremont befreundet waren. Fragt man aber die Sagenhüter, warum heute kein Erz mehr abgebaut wird, dann legen sie die Finger an den Mund, machen „Pst“ und erinnern an die Franzosen. Diese sollen nicht auf den unermeßlichen Erzreichtum des Litremont aufmerksam gemacht werden. Ja, die deutsche Verwaltung der Dillinger Hütte hätte sogar, ehe die Franzosen anrückten, die Erzlöcher und Stollen zuwerfen und mit Rasen bedecken lassen. Wenn das Werk wieder in deutschen Händen sei, werde auf dem Litremont ein großes Erzbergwerk entstehen mit elektrischem Pumpen- und Preßluftbetrieb, worin alle Arbeitslose des Primstales genügend Verdienst und Beschäftigung finden würden. — Wir sehen, auch heute im Zeitalter der Aufklärung und der fast schrankenlosen Erkenntnisse der Naturgeheimnisse treibt die Sage im Volke noch immer ihre Blüten. Es bildet sich noch immer seine eigenen Ansichten über die Dinge, die es sich nicht absprechen läßt und weitererzählt von Glied zu Glied. In Wirklichkeit ist der Erzabbau am Litremont eingegangen, weil er nicht rentabel war und die Erzablagerungen nur nestweise vorkommen.

Wo sind im Saargebiet französische Schulen? Wie sehen sie aus?

Der „Bahnschutz“ rückt ab.

Unsere Bilder erinnern an den 12. Dezember 1930, den Tag, an dem der letzte fremde Soldat das Saargebiet und damit deutschen Boden verlassen hat.

Mit dem Abzug der „glorreichen“ Rheinarmee hat ein Kapitel sein Ende erreicht, das die französischen Aspirationen auf unsere Heimat, das heiße Mühen um deutsches Land, der Welt offen enthüllte.

Erinnern wir an den Kampf, den alle Parteien und auch unsere Reichsregierung beim Völkerbund in Genf zu führen hatte, nur um zu verhindern, daß durch ein hervorragendes Auslegungskunststückchen der landfremden Regierungskommission aus der illegalen Truppe eine Garde zum Schutze der französischen Saarinteressen geschaffen wurde. Das durchsichtige Ränkespiel des damaligen Präsidenten Rault war durchschaut, und aus den Eroberer-divisionen von 1919 war eine kleine gemischte Schutztruppe geworden.

Claironsgeschmetter, Trommeln und Musik begleiten den Marsch der Abteilung zum Hauptbahnhof, wo die Mitglieder der Regierungskommission, mit Ausnahme des saarländischen Mitgliedes, den Zug erwarten und vorbeidefilieren ließen. Das letzte militärische Schauspiel war kläglich. Die Einen, die Uniformierten sind fort, wann gehen die anderen??.

G. K.

Ein langer Sonntag.

Von Schreinermeister **C. Schumann**-Saarbrücken.

Saß der Schuhmacher Walter in der Hintergasse in dem Winkel seiner Küche, der seine Werkstatt darstellte, vor seiner Schusterbank am Fenster auf seinem Dreibein und blinzelte, den Knieriem tatlos in der Hand haltend, nachdenklich in seine Schusterkugel, in deren wassergefülltem Kristall goldne Sonnenstrahlen funkelten.

Fastnacht war morgen! Dicke Eisblumen malte verspäteter Frost ans Fenster, lange schwarze Spinnenfäden schwangen sich leise in dem vom heißen Ofen aufsteigenden Brodem; irgendwo summte ärgerlich eine Fliege, einen Ausweg suchend, im Innern eines Topfes und die Saiten der Gitarre an der weißgetünchten Wand klangen kaum hörbar im kosenden Licht der Wintersonne.

Fastnacht war morgen! Und lange war's her, daß er zum letzten Male sie liebkosend an die Brust gedrückt, sie, die er sonst im frohen Kreise zu Schelmenliedern geschlagen, als seine Frau noch jung und hübsch und nett war und noch nicht den leibhaftigen Satan im Genick hatte.

Schlimmer konnte Beelzebub in der Hölle nicht sein, wie sie! Ihr ewiges Keifen, ihr Drangsalieren am Tag, ihr Schelten in der Nacht, wenn er mal quiekschvergnügt von lustiger Gesellschaft nach Hause kam, lagen wie Wagenlasten ihm auf dem Gemüt.

Aber morgen war Fastnacht! Langsam reifte in ihm der Entschluß, mal wieder lustig und mit den andern fröhlich zu sein, Schelmenlieder zu singen, daß es eine Art hatte. Was hinderte ihn denn daran? — Seine Alte? — Ach wo! Die erfuhr einfach gar nichts davon! Sonntags lieferte er doch immer seine Schuhe ab, und da blieb er einfach geschäftlich aus! Sela!

Und schon hatte er die alte Vertraute seiner lustig verbrachten Tage von der Wand genommen, stimmte an rangsenden Wirbeln ihre Saiten, räusperte sich bellend und von den rauchüberhauchten Wänden klang klar und rein das alte Fasnachtsbozenlied:

's is Fasenaacht, 's is Fasenaacht,
Die Kiechelcher sinn geback!
Eraus drmit, eraus drmit,
Mir schtecke-se in de Sack!

Sperrangelweit flog die Türe auf. Mit wütend blitzenden Augen stand seine Frau in ihrem Rahmen. „Hascht' sunscht nix ze duhn?" grollte sie ihn an. „Schaff Dein Arwet, daß Geld ins Haus kummt!"

Lächelnd, ohne auch nur auf ihr Schimpfen im geringsten einzugehen, hing er das Instrument, die Strumpel, wieder an ihren Platz. Die Sache war für ihn erledigt: es blieb bei seinem Entschluß!

Morgen ist Fastnacht! — — —

Ruhig, wie selten verging die Nacht. Am Morgen, wie immer am Sonntag, packte er die fertigen Schuhe in seine grüne Schuhmacherschürze und, als seine Frau die Küche verlassen hatte, um im Nebenzimmer nach den Betten zu sehen, geschwind seine Gitarre unter den Arm und war — husch — die Treppe hinab, so daß er kaum noch vernahm, wie ihm seine Frau nachrief: „Um zwelf werd gess!" „Meinetweje!" dachte er, längs der Häuser der altgewohnten Gasse hinrutschend, lieferte seine Ware ab und saß um zwölf Uhr in der „blauen Hand", hatte die Gitarre an der Brust und sang mit gleichgesinnten Bürgern lustig drauflos. Es war doch nur einmal Fastnacht im Jahr!

Als die nahe Uhr der Schloßkirche zum vierten Nachmittagsschlage aushob, wurde die Meldung gebracht, daß seine Frau im Anzuge sei, verschwand er durch die Hintertüre und zwei Minuten später klangen seine fröhlichen Weisen wieder mit gleichgesinnten Bürgern und Handwerkern aus der verräucherten Wirtsstube der „grünen Hand".

Es war das reine Versteckenspiel, das er heute mit seiner Frau trieb: aus der „grünen Hand" gings zur „Rätsch", von dort zum „Lamm", zurück zur „blauen" und als abends der Nachtwächter die zehnte Stunde rief, lag eine müde, abgespannte Frau, allein im Himmelbett und knutterte grollend vor sich hin, doch als der Hahn zum Frühstück rief, schlüpfte ein frohgemuter Sänger ins Fremdenzimmer der „Goldnen Post!" — — —

Rosenmontag war, und wie üblich wurde der jährliche Fastnachtszug auf dem Schloßplatz aufgestellt. Wahlschderisch Hennrich, der Künstler auf den Eichenholzklappern, hatte wie alljährlich seine Kläppergarde eben beigebracht, als auch schon der Wagenpark des Zuges sich in Bewegung setzte. Das bestgelungenste Stück der überaus bunten Maskerade war der Wagen, der sich „Männer unter dem Pantoffel" nannte und bei dem schon die heutige Vermännlichung der Frau in sinnfälliger Weise vorausgeahnt und verspottet wurde: Oben, in einem Riesenpantoffel, saßen die Frauen und schmückten sich: kämmten ihr goldenes Haar und bemalten ihre Fassade. Unten, an der Waschbütte, standen die Männer, schrubbten und spülten, und in ihrer Mitte stand der alte Walter, hatte seine Gitarre im Arm, zupfte ihre Saiten und sang die für diesen Tag und Wagen vorbereiteten Lieder. Oh, es war schön! Aber trotzdem wollte es einer Frau an der Hintergassenecke am Fenster gar nicht gefallen. Wütend ballte sie die Hand zum Fenster hinaus: „Wart nur, Du kummscht mr jo heid Omend hämm!" und wuchtig klirrten die Scheiben in ihren Rahmen. — — —

Als aber abends der Nachtwächter die zehnte Stunde rief, lag eine müde, abgespannte Frau allein im Himmelbett und knutterte grollend vor sich hin. Doch als der Hahn zum Frühstück rief, schlüpfte ein frohgemuter Zecher ins Fremdenzimmer der „Goldnen Post". — — —

Aber am Fastnachtdienstag stieg kein Rauch wie sonst in der Frühe blau aus dem Walterschen Schornstein. Mit überwachten Augen lag eine grüblerische Frau im Himmelbett: „Nix ze esse kriehschde — nix ze esse!" schimpfte sie mit geballten Händen vor sich hin. Dann wieder lauschte sie angestrengt zur Türe hin. Aber das altgewohnte Quietschen ihrer Angeln blieb heute stumm.

Am Abend stand eine Frau vom Lager auf, hantierte am Herd, stellte Teller und Tassen auf den sauber gedeckten Tisch und verschwand schweigend im Nebenzimmer, lag mit wachen Augen im Himmelbett, bis der Wächter die zehnte Stunde rief. Aber als die Angeln der Türe noch immer nicht ihr altgewohntes Knarren ertönen ließen, legte sie sich müde auf die andere Seite. Ruhiges Atmen verriet bald darauf den Schlaf einer Gerechten.

Aber im „alten Kasino" stand im Saale mitten unter den Masken der alte Walter, hielt die Gitarre im Arm und sang mit angerosteter Bierstimme unter lachendem Jauchzen der Fasenachtsbozen die alten Fastnachtslieder.

Doch als der Hahn am Aschermittwochmorgen zum zweiten Frühstück rief, da schlüpfte, etwas wankenden Schrittes wohl, aber aufrecht, der alte Walter aus der Hintergasse in den Flur seines Hauses. Die Angeln quietschten ein fröhlich Willkomm und oben aus den Kissen des Himmelsbettes stieg freudig

bewegt eine freundliche Frau, eilte beflügelten Schrittes zur Tür, öffnete und ließ den nun völlig Verdutzten ein.

„Bischde doh?“ frug sie nett und auf die geöffnete Küchentür zeigend, meinte sie freundlich lächelnd: „Kumm, dein Esse steht im Backowe! Es werd schunn halb verbruzzelt sinn!“

„Jojo!“ nickte er zustimmend, kratzte sich dann etwas verlegen am Hals, schaute von untenauf seine Frau liebkosend an und sprach: „Herrgott, war das doch awwer ee mol widder e Sundah gewähn!“ und hing die Gitarre krachend an ihren Nagel!

Darauf herrschte Stille und der Engel des Friedens flog durchs Haus!

Saarlands Deutschgesinnung im Vormärz.

Von A. Z.

Der „Saarkalender“ hat es von seinem ersten Erscheinen an als eine seiner vielen schönen Aufgaben betrachtet, die alten Dokumente der Deutschgesinnung des Saargebietes zu sammeln. Mehr als tausend Jahre hindurch gehört unsere Bevölkerung zum Deutschen Reich und ist ihm treu geblieben in allen Notzeiten. So oft sie auch auftauchen und bitter in unser Geschick eingreifen, nichts vermochte die Volksseele zu wandeln. Schon sprachlich und kulturell war gegen die Nachbarn eine Kluft aufgerichtet, die keine Gewalt zu überbrücken vermochte, so wenig vor hunderten von Jahren als heute. Wenn Wetterwolken im Westen heranfliegen und sich in Donner und Blitz über dem Leben unserer Heimat entladen, ungebrochen geht stets der deutsche Geist aus allem Ungemach hervor.

Eine stattliche Reihe bisher im „S.-K.“ veröffentlichter Schriftstücke sind dieser Tatsache Zeugen. In allen Ausgaben des Jahrbuches konnten Dokumente ans Licht gezogen werden, die, zum größten Teile unbekannt und vergessen, durch Zufall entdeckt oder in Archiven unbeachtet in dicken, vergilbten Aktenbündeln ruhten. Was sie uns erzählen, ist nicht wegzudisputieren, nicht durch noch so wortreiches Phrasengeklingel zu entkräften. Sie strafen die schön frisierten französischen Schreibereien Lügen, die unentwegt auch heute wieder mit der Behauptung krebsen, als sei die „Saar“ erst in den letzten hundert Jahren „verpreußt“ worden. Eine Lüge wird nicht Wahrheit, wenn man sie auch, scheinbar im Brustton der Ueberzeugung, hundertmal wiederholt. Der politische Zweck soll hier das Mittel heiligen, aber jeder Versuch der Geschichtsklitterei wird vom Saarvolk als Beleidigung empfunden. Unsere Gesinnung zermürbt keine Grausamkeit, noch locken uns die süßen Harfenakkorde Jean Revires und seiner Zunft.

Die Einverleibung des Saargebiets in Preußen im Jahre 1815 wird heute vornehmlich von den französischen Schriftstellern als ein Gewaltakt gegen die Bevölkerung hingestellt, obwohl das Gegenteil die nackte Wahrheit ist, in allen Einzelheiten klargelegt und jedem Kinde geläufig. Wie es in den vormärzlichen Tagen mit dem Deutschtum unseres Grenzlandes aussieht, davon gibt wiederum ein neues Dokument Zeugnis, das nicht von einem Freunde der „Saar“ herrührt, aber gerade darum von besonderem Gewicht bleibt. Der Verfasser ist der Regierungspräsident von Trier, ein Herr v. Ladenberg, dessen Gesinnung nicht als freundwillig und wohgeneigt gegen unsere Vorfahren eingeschätzt werden darf. Bei der freieren rheinischen Auffassung des

Verhältnisses zwischen Regierung und Regierten kommt es zu unerfreulichen Differenzen. Aber unbeschadet der Trübung gilt für den vielleicht etwas steifleinenen, auf seine Stellung stolzen und durch Saarbrücken gekränkten Altpreußen doch das Wort: Recht muß Recht bleiben.

Er wird im Jahre 1834 von dem Minister des Innern, v. Rochow, zu einem Bericht über die Stimmung an der Westgrenze aufgefordert und antwortet am 2. November nach einem Aktenstück des Preuß. Geheimen Staatsarchivs (Reg. 77, Band 500 II) mit folgendem Bescheid:

„Ich habe mich von der Stimmung auf einer in dem vorigen Monate unternommenen Reise in die südlichen Kreise des Regierungsbezirks, so flüchtig ich dieselben durcheilen mußte, auf eine erfreuliche Weise überzeugt; unter allen Kreisen und Hauptorten des Regierungsbezirks, welche ich nun sämtlich besucht habe, habe ich aber Saarbrücken als denjenigen kennen gelernt, welcher in seiner guten Gesinnung obenan stehen dürfte. Das Geburtsfest S. Kgl. Hoheit des Kronprinzen *) ist dort, wie die Zeitungen es bereits verkündet, mit dem höchsten Enthusiasmus gefeiert und die Allerhöchst bewilligte Errichtung eines Zuchtpolizeigerichts mit dem lebendigsten Danke aufgenommen worden. Auch der Zustand des dortigen Gymnasiums und die in demselben vorherrschende Richtung verdienen, soweit ich mir davon Ueberzeugung zu verschaffen vermochte, volle Anerkennung. Die Disziplin scheint dort ebenso geregelt und die Gesinnung unter Lehrern und Schülern ebenso gut zu sein."

Die „Saar" war francophil gesinnt?
O nein, nur höchstens hinterwärts;
Im Blut, das durch die Adern rinnt,
Da schlug von je ein deutsches Herz.

Besitz der Gruben! In der Tat,
Das wär' für euch un grand plaisir;
Jedoch ein Stamm, der Ehre hat,
Der kämpft für sie im Saarrevier.

Wie seine Ahnen fest gewahrt
Die Würde und der Freiheit Glück,
So weicht des Enkels harte Art
Vom deutschen Rechte nie zurück.

Glückauf! Wir sprengen einst die Schmach;
Es sinkt vor reinen Schildes Schein
Viel bitt'rer Jahre Ungemach,
Und unser Gott wird mit uns sein.

*) Der Geburtstag des Kronprinzen, des späteren Königs Friedrich Wilhelm IV., fiel auf den 15. Oktober.

Goldene Worte für alle Deutschen.

„Ehrlos der, der um einen Judasgroschen einen Fußbreit deutscher Erde verrät."

Rudolf Herzog in seinem Roman „Kameraden".

„Was uns not tut vor allem, und was zuerst durch die Verfassung gesetzlich begründet werden muß, ist innere Festigkeit und geschlossene Haltung dem Ausland gegenüber. Haben alle anderen Völker nur eine einzige Seite gegen uns zu decken, dann sind wir, wie die Perser in Asien, nach allen Seiten bloßgegeben. . . . Slawische und lateinische Völker umgeben uns von allen Seiten; beide gleich sehr uns fremd und abgeneigt, in beiden der gleiche unruhige Trieb, sich auf unsere Kosten zu vergrößern."

Joseph Görres.

Die ersten Vorläufer der deutschen Bauernbefreiung.

Von Dr. **Oskar Barth,** Bankdirektor in Gotha.

Die nachstehend geschilderten Vorgänge haben sich im südlichen Teile des vormaligen Fürstentums Birkenfeld zugetragen. Wenn sie gleichwohl im „Saarkalender" Aufnahme finden, so geschieht es deshalb, weil dabei die Namen zweier Saarbrücker Familien eine besondere Rolle spielen. Die Ausführungen gründen sich teils auf das Archiv der Grafen Eckbrecht v. Dürckheim-Montmartin in Steingaden (Bayern), teils auf die Ermittelungen des früh. Pfarrers von Sötern, des Herrn Kirchenrat Bonnet in Idar.

An der Bahnstrecke Türkismühle Hermeskeil liegt das Dorf Sötern, das bis zum Beginn des vorigen Jahrhunderts der Hauptort einer selbständigen sogenannten kleinen Herrschaft war. Diese umfaßte weiterhin u. a. die Nachbarorte Bosen und Schwarzenbach. Sötern, Bosen und Schwarzenbach bilden bis auf den heutigen Tag eine einheitliche Kirchengemeinde. Mit dem Aussterben der Freiherren v. Hunoltstein war die Herrschaft im Jahre 1716 an die auch anderwärts begüterten Freiherren und späteren Grafen Eckbrecht v. Dürckheim-Montmartin gefallen, denen der bekannte frühere Vorsitzende des Deutschen Flottenvereins in Hannover entstammte und die den Ruhmestitel der ersten deutschen Bauernbefreier für sich in Anspruch nehmen dürfen.

In Schwarzenbach besaß die Herrschaft sieben Güter, mit denen Bauernfamilien erblich beliehen waren, derart, daß das Gut in seiner Gesamtheit nur einem Sohne vererbt werden durfte. Gegen diese Verfügungsbeschränkung und die Rückforderung eines aufgeteilten achten Gutes durch das Haus v. Dürckheim richteten sich im Jahre 1747 „Vortrag Remonstration" der sieben Erbpächter mit dem Erfolge, daß ihnen laut Urkunde vom 28. und 30. Dezember 1747 gegen eine entsprechende Ablösung die Güter „auf zukünftige und ewige Zeiten" zu Eigentum und freier Verwaltung mit dem Rechte der Veräußerung und Verpfändung überlassen wurden. Im übrigen durften dadurch die Rechte und Befugnisse der Landesherrschaft „nicht den mindesten Abbruch" erfahren. Es verdient festgehalten zu werden, daß so weitgehende Zugeständnisse bis dahin nicht einmal Preußens weitblickende Könige ihren Domanialbauern gemacht hatten.

Eine dieser sieben Bauerngutsbesitzer von Schwarzenbach war der um 1695 geborene Nikolaus Barth. Er ist der Stammvater der seit genau 140 Jahren nunmehr in der 5. Generation auf der Saarbrücker Scholle sitzenden Familie Barth.

Ein Menschenalter später finden wir seinen Sohn Johann Michael auf einem der sogenannten 12 großen Höfe in Sötern. Die Inhaber dieser gleichfalls der Herrschaft gehörenden zwölf Höfe bildeten die eigentliche Gemeinde und hießen Gemeinsleute im Gegensatze zu den Hintersassen (Kleinbauern).

Im Jahre 1776 fragte nun das Grafenhaus bei seinem Amtmanne in Sötern an, wie es komme, daß die Gemeinde Sötern nicht wie andere Gemeinden der Umgebung an Einwohnerzahl zunehme. Die Antwort des Amtmannes lautete, die Ursache sei im wesentlichen darin zu erblicken, daß die zwölf Höfe nicht mehr Leute ernähren könnten, da nur der älteste Sohn Erbrecht genieße, und die übrigen Geschwister, die nicht gerade als Dienstboten auf den Gütern eintreten wollten, gezwungen wären, anderweit einen Beruf zu suchen. Deshalb schlug der Amtmann vor, die Höfe den Inhabern zu Eigentum zu belassen und die Verteilung unter die Kinder zu genehmigen. Auch diesen Vorschlägen gab das Haus Eckbrecht v. Dürckheim-Montmartin in hochherziger Weise statt, und bereits 1782 waren die ersten Flurbücher angelegt.

Rohköstler. Zwei Freunde treffen sich auf der Straße. „Wohin rennst du?“ „Ich will ins vegetarische Restaurant.“ „Aber warum in solcher Eile?“ „Wenn ich nicht renne, ist mein Essen verwelkt.“

ARNOTH & HEIL

BAUUNTERNEHMUNG

HOCHBAU
TIEFBAU
EISENBETON

SAARBRÜCKEN 2
LEIPZIGER STRASSE NR. 39
TELEPHON NUMMER 4541

Belohnung

für Raubtierfang, auch an Anfänger.

Massenfang-Geheimnisse

für
Fuchs, Marder, Iltis,
Maulwurf, Fischfang,
gänzlich kostenlos.
Sie werden staunen. Postkarte genügt.

E. Kieferle,
Randegg 924, (Baden)

MÖBEL

in einfachen
u. vornehmen
Ausführungen

Gebr. Ries
Saarbrücken 1
Hohenzollernstr. 9

Größtes Möbelhaus Südwest-Deutschlan ds

ARMATUREN
FÜR WASSER • GAS
HEISSDAMPF USW.
METALLGUSS

RHEINISCHE ARMATUREN
UND MASCHINENFABRIK
VORM. KEUTH & ZENNER G. M. B. H.
SAARBRÜCKEN

Der Retter vom Nikotingift. Zwei Damen unterhalten sich. „Wie ich mit Freuden höre, hat sich Ihr Mann das viele Rauchen abgewöhnt. Ich bewundere es, denn dazu gehört doch große Energie!“ — „Ja, ja, die hab' ich auch!“

Bürklin=Binger

Revisions- und Treuhandbüro

Beeidigte Buchsachverständige

Saarbrücken 1

Wilhelm-Heinrich-Straße Nr. 35

Telephon Nr. 3501, 3502

WAHLSTER
NUDELN

Die einheimische Qualitätsware

Diese Befreiungstaten der Grafen v. Dürckheim zwingen zu um so größerer Anerkennung, als in Frankreich bekanntlich erst 1789 mit der Nationalversammlung die Verfolgung ähnlicher Ziele begann, und im übrigen die deutsche Bauernbefreiung erst 1807 in Preußen mit der Stein-Hardenbergschen Reform einsetzte.

Der wohlmeinende und kluge Amtmann von Sötern aber war in jener Zeit Johann Jakob Röchling, ein Sproß unserer saarländischen Industriellen-Familie, dessen Name hier festgehalten zu werden verdient.

Michael Barths zweitgeborener Sohn Valentin war einer von denen, die die Enge der heimatlichen Verhältnisse in die Fremde trieb. Als gelernter Schneider kam er nach Saarbrücken und erwarb hier am 28. Februar 1791 das Bürgerrecht und bald darauf die Hand der saarländischen Luise Braun aus Rockershausen. Wir finden seinen Namen unter der vom „Saarkalender 1925" ausgegrabenen und im Faksimiledruck veröffentlichten Urkunde vom 11. Juli 1815. 345 Bürger, also fast ohne Ausnahme alle Familienväter, bitten darin flehend, wieder als Deutsche leben zu können und endlich vom Franzosenjoche befreit zu werden. Ein unvergänglich Ruhmesblatt, das alle Tiraden über das Liebäugeln unserer Vorfahren mit der Trikolore unauslöschlich Lügen straft. Valentin Barth erwirbt nach dem Frieden im Jahre 1819 als sogenannter „Hergeloffener" seinem Geschlechte den ersten Acker auf dem Boden Saarbrückens in der „Galgendelle". Er ist der Stammvater aller der Barth, die sich „alldahiesig" nennen dürfen und Ahnherr von einigen zwanzig Saarbrücker Familien. Der bekannteste unter seinen Nachkommen ist der 1897 als Beigeordneter von Alt-Saarbrücken verstorbene Maurermeister Ludwig Barth.

Hotel „Nassauer Hof" Dudweiler, ehemaliges Jagdschloß des Grafen zu Nassau-Saarbrücken.

Vorfreid.

Der Owe brummt! — e feiner Duft
zieht durch es Haus un wirzt die Luft
wie mit gebrodne Eppel. —
„Guck Mudder, guck: 's gebt dunkel schunn,
kumm hall met uns e Schummerschtunn!"
so bettelt 's klän Geräppel.

Die Mudder wääß noch kaum, was los,
doh huckt 'r-s Klääntscht schunn uff'm Schoß,
dut an ihr Herz sich kuschle.
„Sah Mudderlee, verzehl mol schnell,
kummt ball dr Nicklos mit dr Schell?"
geschbannt sein Lippe tuschle.

Die macht dann uff die Owedier,
e goldner Lichtschtrahl brecht herfier,
bewegt wie Krischbaamkerze. —
Am Finschder leis der Vorhang weht,
weils Engelskind durchs Schtibbche geht
un guckt in Kinnerherze.

Jetzt hollt se all ihr Märcher vor,
verzehlt zum Herze durch es Ohr
die ald-uralde Weise,
wo sie ihr Mudder drum gequeelt,
die widder ihr se hat verzehlt —
un leise, leise, leise,

ringt sichs aus voller Kinnerseel,
aus Kinnerherze ohne Fehl,
wie's Sunnelicht durchs Wetter,
un klingt verziddernd durch de Raum:
O Tannebaum, o Tannebaum,
wie grien sinn deine Blädder!

Tischlermeister **C. Schumann.**

Worte vom Glück.

Jede Arbeit, mag sie noch so niedrig, beliebt oder unbeliebt sein, mag sie Kopf oder Hand in Anspruch nehmen, ist als sittliche Pflicht und Vorbedingung wahren Lebensglückes aufzufassen und in Ehren zu halten.

B. Böhmert.

Der Mensch soll arbeiten; aber nicht wie ein Lasttier, das unter seiner Bürde in den Schlaf sinkt und nach der notdürftigsten Erholung der erschöpften Kraft zum Tragen derselben Bürde wieder aufgestört wird. Er soll angstlos mit Lust und mit Freudigkeit arbeiten und Zeit übrig behalten, seinen Geist und sein Auge zum Himmel zu erheben, zu dessen Anblick er gebildet ist.

Fichte.

Vorfriehling.

Vunn Schreinermeischder **C. Schumann.**

Was will dann schunn der Amschel Schlag,
Im ros'ge Wintervormiddag?
Was sinn dann das for Mode?
Dr Nordwind stäbt noch Schnee durchs Feld,
Trutzdem hat sie sich ingestellt,
Un singt un peift noh Node?

Noch regt sich's nit in Halm un Gras,
Noch weist kä Blättche mr sein Nas,
Am Äscht, am ingeschneite,
Un trutzdem ruft — wie wunnerbar! —
Das Zeis'je schunn sein „Spitz die Schar!"
Was soll dann das bedeite?

Ach, froo nur nit, mei liewes Kind:
Braust aa der Sturm un heilt dr Wind
Durch Feld un Wald un Wiese,
Der Friehling schickt Bote her,
Daß er schunn unnerwegens wäre,
Un läßt dich vielmols grieße!

Betrachtunge.

Wann alles geht in Schticker,
Verlier nit de Humor,
Loß nit die Löffel henke,
Norr immer: Kopp empor!

Dann isch schun halwer g'wunne,
Dann sucht dich widder 's Glick,
Freiweg unn durchgedrunge,
Vorwärts unn nit zurück.

*

Willscht erfolgreich du durch's Läwe wannere,
Dann bedenk zu jeder Frischt:
Je bescheidener du selwer bischt,
Desto frecher wer'n die annere. —
Doch noch äns iß bemerkenswert:
Der Satz gilt aach umgekehrt.

*

Uewer die Allgemeinheit
Kannscht schelte, waß niemand scheniert.
Schiltscht awwer bloos iwer äner,
Wirscht glei vor's Amtsgericht zitiert.

*

Wann'd voller Schmerze du zum Doktor kummscht,
S'iß oft vergewens — awer nie umsunscht.

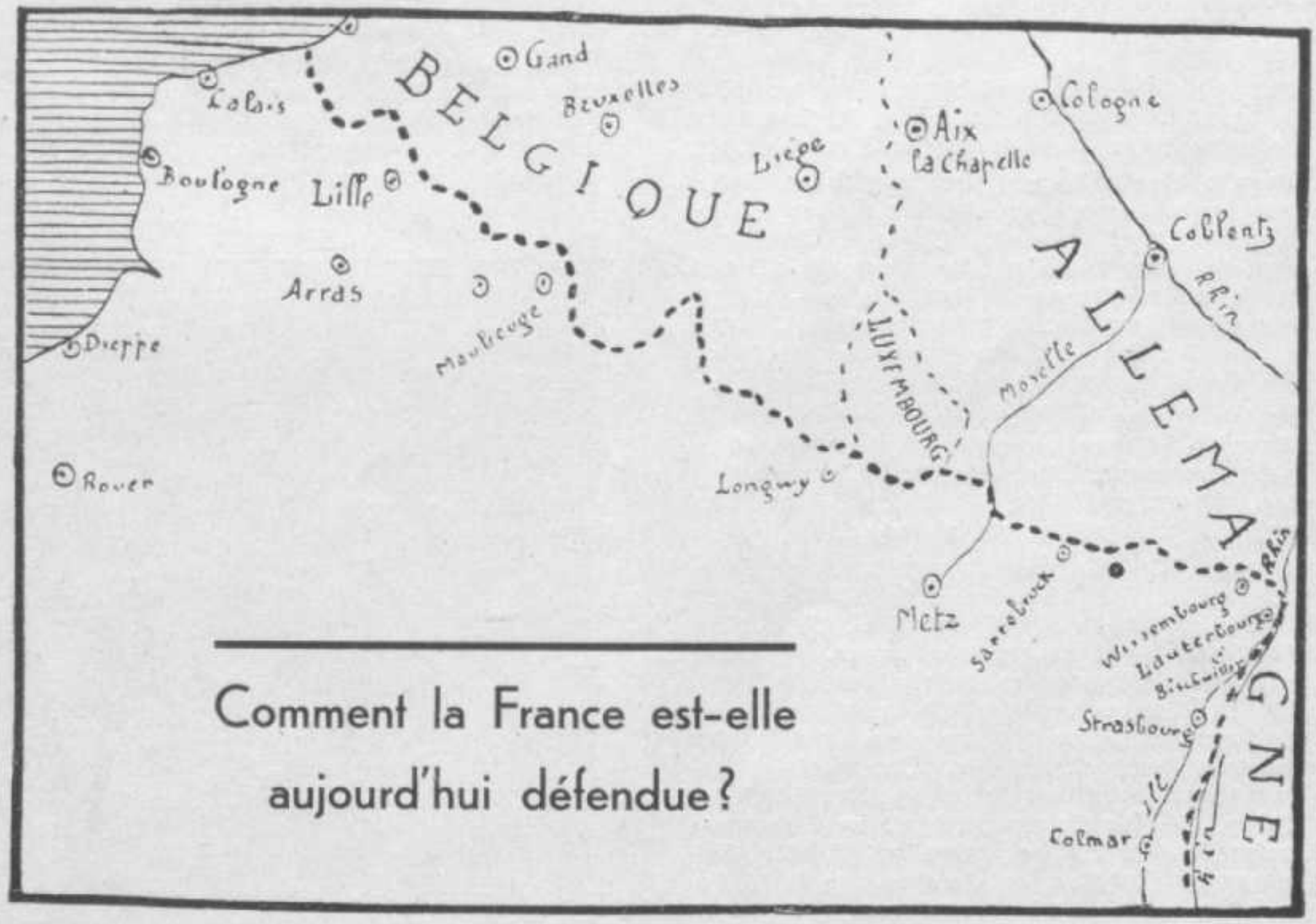
*

„De Mensch iß Gottes Ewebild." —
Der Satz do macht mich immer wild.
Nit vielleicht aus gottloser Vernäänung, —
Nä, ich hunn d'r bloos vun Gott ä bessere Määnung.

Pälzer Schorsch.

für die landfremde Regierungskommission des Saargebiets. Unvergeßliche Worte bleiben es, die der Präses der Rheinischen Provinzialsynode D. Wolf bei der Eröffnung des 3. Evangelischen rheinischen Kirchentages am 28. September 1930 in Saarbrücken der Regierungskommission zurief: „Wir haben uns auch erlaubt, die Herren der Regierungskommission einzuladen. Wir danken ihnen, daß sie vertreten sind, denn ihrer Fürsorge sind auch die evangelischen Gemeinden des Saargebietes anvertraut. Wir haben die Regierungsfürsorge mannigfach erfahren, und sind dankbar dafür und ich möchte das ganz ausdrücklich unterstreichen. Die Mittel dazu haben ihr ja die Wirtschafts- und Steuerkraft der Deutschen an der Saar gegeben.

Die Männer, die der Völkerbund zur Leitung des Saargebiets berufen hat, sind vor eine der schwersten sittlichen Aufgaben gestellt, die es überhaupt für Männer sittlichen Empfindens geben kann: eine Regierung auf Zeit, eine Fremdherrschaft, die keine Fremdherrschaft sein darf, Obrigkeit, die nicht nach eigenem Willen, sondern im Geiste der Bevölkerung zu regieren hat und ihren freien Willen in keiner Weise hemmen und verbilden darf, Treuhänder, die wissen, daß dieses Land zu eigen gewachsen ist, als daß es wie eine Figur des politischen Schachspiels hin und her geschoben werden dürfte. Treuhänder, die wissen, daß dieses Land nach Recht und Gerechtigkeit nicht zubereitet werden darf für den ungescheuten Zugriff fremden Wollens. Die Welt ist heute voll Ungerechtigkeit. Sie, meine hochgeehrten und aufrichtig hochgeschätzten Männer der Regierungskommission, haben die verbriefte Berufung, daß hier an dieser Stelle eine Herberge der Gerechtigkeit sei, daß hier die Gerechtigkeit besonders hell leuchte. Das ist wirklich keine leichte Aufgabe und wir drücken ihnen von Mann zu Mann die Hand und wünschen Ihnen zu Ihrer so ernsten Verantwortung volle innere sittliche Kraft."



Comment la France est-elle aujourd'hui défendue?

Der „Matin" kündigte im November 1930 eine Artikelserie seines Chefredakteurs über das Verteidigungssystem an der französischen Grenze an und präsentierte seinen Lesern dabei die obige Skizze, aus der ersichtlich ist, daß der „Matin" stillschweigend Saarbrücken für Frankreich annektiert hat und es sogar zu den wichtigsten strategischen Punkten des französischen Verteidigungssystems zählt. Unkenntnis — oder ist hier der Wunsch der Vater des Gedankens?

Zeittafel zur Geschichte des Saargebietes

vom 1. August 1930 bis 30. Juli 1931 *)

August 1930.

1. August: Staatssekretär v. Simson, Führer der deutschen Delegation bei den Pariser Saarverhandlungen, erklärt in der „Köln. Ztg.", daß die Forderung der Franzosen, am Saargrubenbesitz beteiligt zu sein, die Verhandlungen scheitern ließ. In allen übrigen Fragen wäre es wohl zu einer Einigung gekommen. Die Befriedigung gewisser materieller Interessen könne nicht maßgebend sein, sondern allein die gerechte Lösung einer politischen Restfrage aus dem Kriege. — Nach dem Geschäftsbericht des Gastwirteverbandes des Saargebiets ist die Zahl der Gastwirtschaften im Saargebiet im letzten Jahre von 3011 auf 3065 gestiegen.

2. August: Die Presse meldet von der Tagung der Saarländischen Lehrerkammer am 26. Juli: Sie setzt sich energisch zur Wehr gegen die neu einsetzenden Druckmaßnahmen der Grubenverwaltung für die französischen Domanialschulen. Die Lehrer verwahren sich gegen alle Versuche, ihr Recht auf Bekämpfung dieser Schulen zu beschneiden. Sie fordern von jedem, in fortgesetzter Kleinarbeit dafür einzutreten, daß jedes deutsche Kind der deutschen Schule erhalten bleibe. Alle Anträge der Kammer sind von der Regierung nicht beantwortet worden. Die politischen Parteien sollen diese Sache in Genf zur Sprache bringen.

3. August: Erhebende Wiedersehensfeier der 97er in Saarbrücken; Oberstleutnant a. D. Grüneberg weiht die Fahne der Saarbrücker Kameraden.

5. August: Eine Festsitzung der Saarlouiser Stadtverordnetenversammlung aus Anlaß der Gründung der Stadt vor 250 Jahren betont, daß Saarlouis auf deutschem Boden gegründet, mit deutscher Bevölkerung besiedelt und auch allezeit seinen deutschen Charakter bewahrt habe. Bürgermeister Dr. Latz hält eine flammende Rede über die Treue der Bürgerschaft und ihre Hoffnung auf Wiedervereinigung mit dem Reiche.

6. August: Schlagwetterexplosion auf Schacht Calmelet der Grube Klarenthal. Das Unglück forderte sofort zwei Tote, 16 Verletzte, von denen noch fünf in den Lazaretten starben.

8. August: Die Regierungskommission des Saargebiets hat dem Sekretariat des Völkerbundes den Vierteljahrsbericht (April, Mai, Juni 1930) übersandt. Recht mager wie immer. Erwähnt wird die Erhöhung der Arbeitslosenziffer 6560. Die Bevölkerung umfasse 1929 insgesamt 793 101 Personen (im Jahre 1928 insgesamt 782 962). Der Geburtenüberschuß auf 1000 Personen sei gesunken von 11,8 im Jahre 1928 auf 10,1 im Jahre 1929. Die Zwangswirtschaft im Wohnungswesen sei für 254 Gemeinden mit 349 000 Einwohnern aufgehoben, bestehe aber noch in 36 Gemeinden mit 420 000 Einwohnern.

10. August: Der Westausschuß für Rhein, Pfalz und Saar veranstaltet im Reichstag eine Gedenkstunde an die Befreiung des Rheinlandes. Gefordert wird, daß das Saargebiet, über 1000 Jahre zum Deutschen Reiche gehörig, bald aus seinen Fesseln befreit werde. Diese Lösung sei eine Generalprobe für den Völkerbund. Senatspräsident Andres, erster Vorsitzender des Bundes der Saarvereine, erklärt, alle Begehrlichkeit nach dem Saargebiet werde zu schanden werden und an einer Mauer der Treue scheitern, mit der die Franzosen nicht gerechnet hätten.

12. August: Zur Bevölkerungsbewegung im Saargebiet 1929: Geburtenüberschuß 9259 im Jahre 1928, 8021 im Jahre 1929, mithin eine Verringerung von 579 Geburten. Von den neugeborenen Kindern sind 1929 mehr als 10 Prozent, nämlich 1745, wieder gestorben. Die Todesfälle stiegen von 7924 im Jahre 1928 auf 8583 im Jahre 1929. Allein infolge Lungenentzündung stiegen vom Januar bis April 1929 im Vergleich zu 1928 die Todesfälle von 658 auf 929. Die Eheschließungen gingen gegen das Vorjahr zurück von 7456 auf 7403. Die Zahl der Ehescheidungen 1929 betrug 235, noch nicht entschieden sind 768 Klagen dieser Art.

16. August: Nach der letzten Zählung sind in Deutschland 839 396 Kriegsbeschädigte versorgungsberechtigt.

18. August: Auf Grube Kreuzwald werden durch Zusammenstoß zweier Eisenbahnzüge vier Bergleute getötet, 15 schwer und 27 leicht verletzt. Von den schwer Verletzten starben später im Lazarett noch zwei Knappen.

19. August: Die Presse, die sich bereits seit längerer Zeit mit der Krise in der saarländischen Schwerindustrie beschäftigt (steigende Zahl der Entlassungen, Feierschichten, Rückgang der Verdienste, ungewisse Zukunftsaussichten) meldet über eine Tagung der Führer des Christl. Metallarbeiterverbandes. Die wahren Ursachen der Krise seien hier für die „Saar" das Diktat von Versailles. Die Franzosen als unsere Grubenbesitzer trieben gegen uns eine unvernünftige Wirtschaftspolitik

Zur Erinnerung an die farbige Besatzung der Franzosen in Saarbrücken steht auf dem Exerzierplatz dieser Tempel. Er diente, von indischen Truppen erbaut, religiösen Zwecken.

*) In den vorhergehenden Jahrgängen des Saarkalenders sind die wichtigsten Daten aus der Geschichte des Saargebietes festgelegt vom Jahre 600 bis Juli 1930.

in Kohlenpreisen. Eine Folge sei der Rückgang der Eisenindustrie. Die Belegschaften seien um 5000 vermindert. Die Gesamtzahl der Feierschichten betrage 90 000, Lohnausfall vier Millionen Franken. Die Regierungskommission wird ersucht, helfend einzugreifen. — Die Zahl der Arbeitslosen in der Stadt Saarbrücken ist im Steigen. Die Unterstützung der Erwerbslosen beziehen 1021 Personen.

24. August: Kriegerehrenmal für die saarländischen Katholiken auf dem Schaumberg feierlich geweiht unter Teilnahme der Bischöfe von Trier und Speyer. Entwurf von dem Saarbrücker Architekten Gombert. Das mächtige Bauwerk vereint Gedächtniskapelle und Aussichtsturm in glücklicher Form und Ausführung.

27. August: Das Freiw. Sanitätskorps des Saargebiets umfaßt 80 Kolonnen. Die Gesamtmitgliederzahl ist im letzten Jahre von 5900 auf 6382 gestiegen. Im Jahre 1929 ist in 43 000 Fällen erste Hilfe geleistet worden. Transporte wurden 1473 ausgeführt und 5935 Wagen gestellt. Das Amt des Bezirksinspekteurs führt Dr. Kalefeld - Saarbrücken.

30 August: Die Regierungskommission teilt Genf mit, daß sie den Saarbahnschutz von ursprünglich 800 Mann auf 250 Mann und die Linien-Kommandantur auf 42 Mann vermindert habe, sich aber nicht berechtigt fühle zur vollen Auflösung des Bahnschutzes. Sie wünscht, in außergewöhnlichen Fällen französische Truppen ins Saargebiet rufen zu dürfen.

September 1930.

4. September: In der Bahnschutzfrage steht Berlin auf dem Standpunkt, daß die Truppe, die die rückwärtige Verbindung der Besatzungsarmee zu sichern hatte, nunmehr verschwinden müsse. Der Einwand, daß der Bahnschutz der Regierungskommission zur Verfügung bleiben müsse, soll im Hinweis auf die Polizeitruppen von der deutschen Delegation abgelehnt werden. — Aufhebung der Wohnungszwangswirtschaft in Mettlach. — Verstärkt treten Grubenschäden erneut auf in Altenwald. Zehn Häuser sind in Mitleidenschaft gezogen.

5. September: Nach Mitteilungen der Presse verfügt gegenwärtig an Spiel- und Sportstätten Saarbrücken über 26 Turn-, Spiel- und Sportplätze, drei Freiluftbäder, zwei Hallenbäder, 17 Turnhallen, eine Rodelbahn, drei Eisbahnen, fünf Tennisanlagen, zwei Flugplätze, sieben Bootshäuser, eine Schutzhütte des Alpenvereins und eine Jugendherberge.

9. September: In der Bahnschutzfrage beschließt der Völkerbundsrat Vertagung. Man hofft in einigen Tagen darauf zurückzukommen. Der Bahnschutz bestand ursprünglich aus 800 Mann (630 Franzosen, 100 Engländer und 68 Belgier). Die in Genf weilende Treuhand wird aufgefordert, zu berichten, ob sie aus eigener Kraft für Sicherheit und Ordnung sorgen könne. Sie verlangt jedoch Ausgestaltung der lokalen Gendarmerie (1005 Mann), weiter eine Sonderorganisation und im Falle von Unruhen Herbeirufen von militärischen Kräften.

12. September: Völkerbundsrat beschließt völlige Aufhebung des Saarbahnschutzes, die Regelung ist in drei Monaten durchzuführen.

14. September: Eröffnung der Jubiläums-Ausstellung in Saarlouis, ein Werk bürgerlicher Gemeinschaft im Geiste der Arbeit und des Fortschritts. Die mühevolle Arbeit der Stadt ist von glänzendem Erfolge gekrönt. Landwirtschaft, Industrie und Gewerbe haben sich zusammengetan, um dem Lande Kraft und Willen zum Wiederaufbau vor Augen zu führen. Bürgermeister Dr. Latz hat sich hiermit hochverdient gemacht um Saarlouis und die Heimat.

15. September: Der Grubenraubbau der Franzosen gefährdet in Hühnerfeld die beiden an der Grüling-Straße befindlichen Schulhäuser. Man befürchtet ihren Einsturz. — In den Waldungen zwischen Göttelborn und Quierschied sind weitreichende Senkungen eingetreten; die Presse mahnt zu Vorsicht beim Betreten des Waldes, um Unglücksfälle zu verhüten.

16 September: Aus Bous wird gemeldet, daß die Aufhebung der Wohnungszwangswirtschaft einen gesunden Ausgleich der Mietspreise geschaffen habe. — Sulzbach meldet, daß kurz nach Instandsetzung des Quierschiederweges infolge Grubensenkungen die Arbeit vergeblich gewesen sei durch Wasserrohr-, Kabel- und Gasrohrbrüche. Nur mit vieler Mühe können Unfälle verhindert werden. — Spaß muß sein zu jeder Zeit, er regt an zur Gemütlichkeit. Von dem Orte Lauterecken verlangt ein ehemaliger Separatist, Rechtsanwalt Lang, der nach Metz übergesiedelt ist, eine dauernde Rente von monatlich 400 RM. und die Ersetzung seiner Umzugskosten. Er habe es in Lauterecken nicht mehr aushalten können. Das unverschämte Ansinnen erregte im Stadtrat große Heiterkeit und Genugtuung.

18. September: Statistische Zahlen über den Kartoffelbau im Saargebiet: Bebaut 21 056 Hektar je 160 Doppelzentner gleich 3 368 960 Doppelzentner Marktware. Als nicht marktfähige Kartoffeln werden vom Hektar noch 40 Doppelzentner geerntet. Es stehen somit zur Verwendung in eigenen Betrieben 842 240 Doppelzentner. Als Verbrauch pro Jahr und Kopf werden pro Person zwei Doppelzentner angenommen. Demzufolge werden im Saargebiet bei 782 000 Einwohnern verbraucht 1 564 000 Doppelzentner.

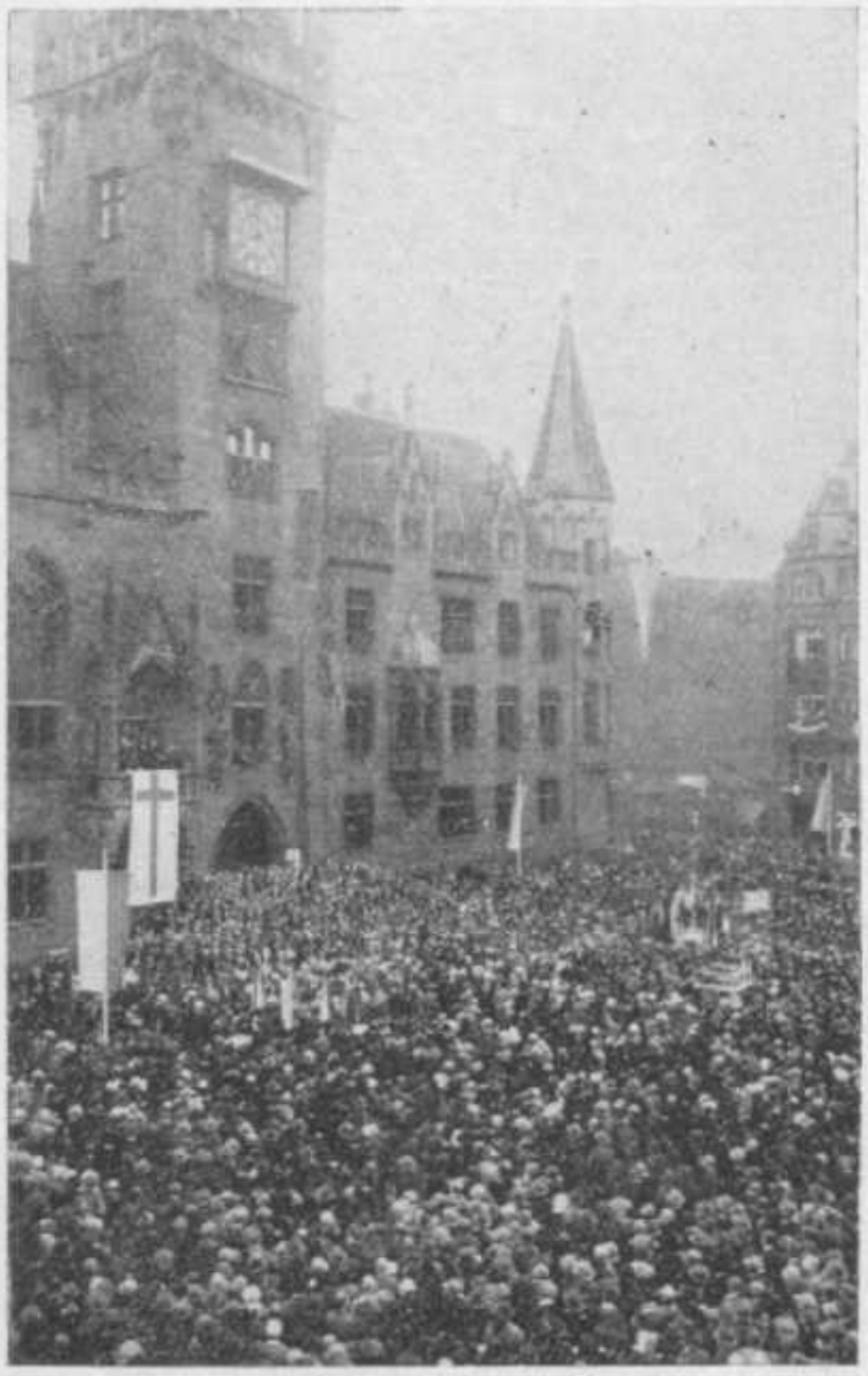
19. September: Aus der forstlichen Statistik des Saargebiets: Die Waldungen des Saargebiets umfassen eine Gesamtfläche von rund 60 000 Hektar, das sind 31 Prozent der Gesamt-Saargebietsfläche. Hiervon entfallen auf Staatswald 50 Prozent, auf Gemeindewald 35 Prozent, auf Privatwald 15 Prozent. 75 Prozent sind mit Laub- und 25 Prozent mit Nadelholz bestockt. Der Gesamthiebsatz für Haupt- und Vornutzung betrug im Durchschnitt der letzten Jahre an Derbholz 130 000 Festmeter, das sind je Hektar Staatswald 4,89 Festmeter. Die Geldroheinnahme betrug rund 14 000 000 Fr. Der Reinertrag je Hektar stellte sich laut statistischer Nachweisung auf 214,06 franz. Franken gleich 35,50 RM. — In einer Versammlung alter Schützen wird die Gründung einer neuen Schützengesellschaft in Saarbrücken beschlossen. Vor dem Kriege bestanden zwei: „Hubertus" und „Ludwigsberg".

21. September: Weihe des Kriegermales in Großrosseln. — Große Grubenschäden meldet Schiffweiler. Mehrere Häuser mußten abgebrochen werden. Viele, auch die Kirche, zeigen gefahrdrohende Sprünge. Gas- und Wasserversorgung leiden durch Rohrbrüche, aber es wird von den Franzosen weiter in der beklagenswerten Form leichtsinnig abgebaut.

22. September: In der Nacht von Montag, 22. September zum Dienstag, 23. September verläßt das Sulzbacher Bahnschutzdetachement Sulzbach und nimmt Quartier in der 70er Kaserne in Saarbrücken. In den nächsten Tagen kehrt es

nach Frankreich zurück. Der Anfang vom Ende einer unnützen Spielerei.

28. September: Der Dritte Rheinische Evangelische Kirchentag wird in Saarbrücken abgehalten. Die Stadt zeigt zur Begrüßung ein Flaggenmeer in den Farben der Kirche, des Landes und des Reiches. Alle Konfessionen haben ihre Häuser mit Fahnen geschmückt, ein schönes Zeichen friedlichen Zusammenlebens. 23 000 Gäste sind angemeldet. Von der feierlichen Eröffnung der Tagung bis zu ihrem Schlusse am 30. September eine Veranstaltung von tief religiöser Belebung und Wirkung.



Kundgebung auf dem Rathausplatz anläßlich des Dritten Rheinischen Kirchentages.

Oktober 1930.

1. Oktober: Prinz Leopold von Bayern, dessen gestern erfolgtes Ableben die Presse meldet, wurde in dem Jahre 1884 von Kaiser Wilhelm I. zum Chef des Dragoner-Regiments Nr. 7 ernannt. Seit 1878 ist Saarbrücken die Garnison des Regiments.

5. Oktober: Das Saarzentrum nimmt auf seinem Parteitag scharf Stellung gegen die von Franzosen geplante Autonomie des Saargebiets. Wirtschaftliche Erwägungen verlangten dringend die Rückkehr zum Reich. Stärker aber seien noch die Bande des Blutes und der Kultur, seit über 1000 Jahre deutsch, wollen wir immer Deutsche bleiben.

6. Oktober: Mit dem heutigen Tag wird die Alte Brücke für jeden Verkehr gesperrt. Sie ist 1547 bis 1549 erbaut und damit die älteste Straßenbrücke über die Saar. Jetzt muß sie einer gründlichen Erneuerung unterzogen werden, deren Zeit man auf ein Vierteljahr berechnet. — Heute früh Hochwasser der Saar. Pegel 5,78 Meter. Hochwasser am 10. November 1927 6,05 Meter. Am 18. Februar 1926 6,18 Meter. Am 2. Nov. 1927 sogar 7,10 Meter. — Die Regierungskommission setzt die saarländische Luxussteuer herab, die in ihrer bisherigen Höhe den Handel schwer zugunsten Frankreichs geschädigt hat. — Der Kreis Saarlouis schreitet gegen das Ueberhandnehmen der „Bälle" ein, die an den Sonntagen junge Burschen und Mädchen zusammenführen. Die Tanzlustbarkeitssteuer wird so erhöht, daß den Unternehmern der Atem ausgeht.

7. Oktober: Die Presse meldet aus dem Saartal schwere Schäden durch Ueberschwemmungen. Sehr gelitten haben Kleinblittersdorf, Güdingen, Fechingen, Rilchingen-Hanweiler. Einstellung des Betriebs der Straßenbahn über die Brücke Ensdorf—Lisdorf, die Balkenlager der Brücke Saarlouis—Fraulautern fortgerissen. Große Verkehrsstörungen bei Merzig.

9. Oktober: Feierschichten im Saarbergbau und Arbeiterentlassungen in der Industrie kennzeichnen die üble Wirtschaftslage des Saargebiets. — Französische Liebenswürdigkeit verbietet armen Leuten in Lauterbach und Umgegend das Sammeln von Eicheln in den lothringischen Wäldern.

11. Oktober: Reichspräsident Hindenburg in Trier von einer ungezählten Menschenmenge begeistert empfangen. Tausende sind auch aus dem Saargebiet erschienen und werden von der Bevölkerung mit jubelnden Zurufen begrüßt. In den Ansprachen gedenkt man der Unglücklichen. „Hinüber klinge das Echo der Stunde zu all unsern Brüdern und Schwestern der Saar und werde zum Ausdruck unseres sehnsüchtigsten Wunsches, daß auch ihnen die Stunde der Befreiung bald schlagen möge." Worte des Regierungspräsidenten Dr. Saaßen. Hindenburg empfängt die Mitglieder des Saarausschusses. Levacher spricht im Namen und aus dem Herzen des Saarvolks zum Reichspräsidenten und legt ein Treuegelöbnis ab, dessen Kern in den Worten liegt: „Das Scheitern der Saarverhandlungen hat uns geschmerzt, aber nicht entmutigt. Fest und entschlossen sehen wir der Zukunft in Auge, im tiefsten Herzen überzeugt, daß spätestens 1935 unsere Rückkehr zum Reiche erfolgen wird."

Als Hindenburg die Saarländer begrüßte, empfing ihn eine Volksschülerin aus Saarlouis mit dem folgenden Gedichtchen, das von dem kleinen Mädchen in reizender Unbefangenheit ausdrucksvoll vorgetragen wurde:

Saarlouis, die alte Soldatenstadt,
Die frühere Feste der Saar,
Bringt, hochverehrter Herr Reichspräsident,
Treudeutsche Grüße Dir dar.

Saarlouis, meine deutsche Vaterstadt,
Fühlt herb der Trennung Schmerz.
Zurück zum Reich! ist unser Gebet,
So ruft unser deutsches Herz.

Du, lieber Gott, mach bald auch frei
Saarlouis und die deutsche Saar!
Uns blüht das Glück nur im Vaterland,
Deutsch heute und immerdar!

Hindenburg nahm sichtlich gerührt den Blumenstrauß in Empfang, reichte der Kleinen die Hand und sagte ihr in seiner gewinnnenden Herzlichkeit: „So, mein Kind, das hast Du aber gut gemacht!" Der herzerfrischende Zwischenfall wurde auch vom Gefolge mit einem dankenden Händedruck quittiert.

11. Oktober: Im Keglerheim erfolgt die Neugründung der Saarbrücker Schützengesellschaft. Man rechnet mit einer Gesamtmitgliederschaft von 500 Personen. Einzelmitglieder sind bereits 106 eingezeichnet.

12. Oktober: Ein neues, stolzes Wahrzeichen der Stadt, der Schwarzenbergturm, 46 Meter hoch in Eisenbeton, von der Stadt übernommen. Verdient um den Bau der Verschönerungsverein St. Johann und die Stadt. Entworfen vom Stadtarchitekten Leiber, ausgeführt von der Firma Lenhard. Der Schwarzenberg, höchste Erhebung Saarbrückens (376,20 Meter), von der Plattform des Turmes eine Höhe von 418,20 Meter. (Winterberg 302 Meter, seine Denkmalspitze 329, der Nußberg 266.) Der Schwarzenbergturm überragt um 14 Meter die höchsten Wipfel und gestattet an hellen Tagen einen Blick bis zum Donon.

O Heimatland, wie bist du so schön,
Gebettet in Waldesfrieden!
Weit schweift der Blick über Täler und Höh'n
Vom Norden zum fernen Süden,
Vom Westen bis in das Pfälzer Land
Zum Donnersberg an der Ebene Rand.
Wie sind so schön zu schauen
Des deutschen Landes Gauen!
Drum Dank den Treuen, die unentwegt,
Sich opferfreudig verbündet,
Die unermüdlich den Bau gepflegt,
Auf Heimatfelsen gegründet. —
Und prasselt der Regen und braust der Sturm,
Fest steht und treu der Schwarzenberg-Turm
Und wird nicht wanken noch weichen
Als des Saarlands bildhaftes Zeichen.

Aus dem Festspruch von P. Heinrich.

14. Oktober: Verwaltungsdirektor des Bundes der Saarvereine, Theodor Vogel, dessen unermüdlicher Arbeit wir die Gründung von über hundert Saarvereinen im Reiche verdanken, wird am Tage seines 60. Geburtstages für sein erfolgreiches Wirken gefeiert und von allen Seiten beglückwünscht. Was er in elf Jahren für uns geleistet, wird nicht vergessen, es kann nicht vergessen werden.

15. Oktober: Das Paul-Marienstift in St. Johann begeht festlich den heutigen Tag. Am 15. Oktober 1860 seiner Bestimmung als Altersheim übergeben, gereichte es in den 50 Jahren seines Bestehens vielen zum Segen. Haus und Garten sind ein Geschenk des Kommerzienrates Emil Haldy und seiner Frau Maria geb. Dello. Seinen Namen hat das Altersheim nach zwei jung verstorbenen Kindern der Stifter. — Nach einem Bericht der Saarbrücker Verwaltung hat sich die wirtschaftliche und soziale Lage im letzten Halbjahr wiederum verschlechtert. 1800 Familien und Einzelpersonen werden laufend unterstützt. Die Armenfürsorge steigt durch die ungünstige Arbeitsmarktlage. Die Zahl der Erwerbslosen ist um vieles höher als in den Vorjahren. Erhebliche Mehrbelastung der Gemeinden steht daher bevor. Obdachlose Familien 66, bei weiteren 35 ist in nächster Zeit Obdachlosigkeit zu erwarten. — Neunkirchen meldet Millionenschäden durch das Hochwasser der letzten Tage.

19. Oktober: Weihe des dem Bertaheim angegliederten Altersheimes am Brückweiherhof bei Neunkirchen. Die geistige Erstellerin des der Wohltätigkeit gewidmeten Werkes, Frau Gräfin Sierstorpff, hielt die Festansprache. Dem „Vater-

Der Schwarzenbergturm.

ländischen Frauenverein vom Roten Kreuz" gebührt reiche Anerkennung für das schöne Werk der Liebe.

21. Oktober: Grubenunglück auf Schacht Anna II bei Alsdorf fordert 262 Tote. Die Bevölkerung des Saargebiets ist tief ergriffen, Landesrat, Städte und Gemeinden geben dem Mitgefühl herzlichen Ausdruck und spenden für die Hinterbliebenen der Opfer. Tätige Liebe ist im ganzen Saarvolk das Gebot der Stunde. Sammlungen durch die Presse, Vereine usw. erzielen guten Erfolg.

22. Oktober: Der Hauptausschuß der Stadt Saarbrücken beschließt, das von der Handelsschule benutzte Gebäude am Landwehrplatz als Jugendherberge herzurichten.

25. Oktober: Eine Schreckenskunde verbreitete sich heute nachmittag. Schlagwetterexplosion auf der Grube Maybach bei Quierschied, das schwerste Unglück seit Reden. Wir klagen um 98 Tote. Von den Toten wurden alle bis auf vier identifiziert. Teilnahme im ganzen deutschen Volk und Ausland. Saarland in Schmerz und Trauer. Grube Maybach wurde bereits am 15. September 1890 von einer Schlagwetterexplosion heimgesucht, durch die 25 Bergleute getötet wurden.

Ueber die jetzige Katastrophe siehe Seite 84.

25. Oktober: Die Freiwillige Feuerwehr von Saarlouis 2 begeht das Fest ihres hundertjährigen Bestehens.

November 1930.

4. November: Die Schulabteilung der Regierungskommission wird angegriffen und getadelt, weil sie die ihr obliegenden Prüfungen ungebührlich hinausschiebt und das Ausstellen der Zeugnisse vernachlässigt. „Wenn Eltern sich erkundigen wollen, ist der zuständige Herr nicht zu sprechen. Daher der öffentliche Appell, hier einmal nach dem Rechten zu sehen." — Saarbrücken entschließt sich zur Gründung einer Vollhandelsschule Ostern 1931, um begabten Volksschülern die Möglichkeit einer Weiterbildung zu geben. Die Anstalt ist eine Fachschule mit zweijährigem Lehrgang.

5. November: Für den November untersagt Neunkirchen zum Zeichen der Trauer für Maybach alle öffentlichen Tanzlustbarkeiten. — Der Genfer Vierteljahrsbericht der Regierungskommission (1. Juli—30. Sept. 1930) betont die saarländischen Krisenerscheinungoen. Im September 1928 betrug die Zahl der Arbeitslosen 3000, im September 1930 stieg die Zahl auf 7185. — Grubenschäden gefährden den Sulzbacher Friedhof.

9. November: In einer Gedächtnisfeier für die Opfer von Maybach gedenkt der Landesratsabgeordnete Kiefer der Gefahren für Leib und Leben der Knappen im deutschen Bergbau. In ihm — ohne Saargebiet — erlitten von 1925 bis 1929 den Tod 7272 Bergleute hauptsächlich durch Einzelunfall. Im Jahresdurchschnitt 1454, also fünf je Arbeitstag. Im Saarbergbau kamen von 1920—1929 durch Einzelunfälle ums Leben 627 Knappen. — Ein Dollarbeiter im Saarbergbau verdiene heute bei seiner stets gefahrdrohenden Arbeit nur 35—47 Fr., kein ausreichendes Entgelt für seine Leistung.

11. November: In Fenne entstand durch französischen Grubenbau plötzlich eine Bodensenkung bis zu einer Tiefe von 10 Metern.

12. November: Drei saarländische Landjäger verhafteten bei Habkirchen den von Lothringen auf einer Spritztour herübergekommenen Verbrecher Willi Becker, einen wegen französischer Industriespionage schon lange verfolgten deutschen Staatsangehörigen. Sie schoben ihn über die deutsche Grenze ab. Heute harrt er vor dem Reichsgericht in Leipzig seiner Strafe wegen Landesverrat. Auf Befehl der Regierungskommission gelangte die Sache zur Untersuchung, da durch das Vorgehen der Beamten die saarländische Verwaltungshoheit verletzt erscheine. Eine Reihe von Nebenumständen ließ das Gericht zu der Ueberzeugung kommen, daß der Landesverräter Becker den Beamten ins Garn gegangen sei. Sie wurden daher wegen Vergehen gegen § 341 St.G.B. Freiheitsberaubung zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt, erhielten aber Strafaufschub, da sie wohl die Ueberzeugung gehabt hätten, eine sittlich gute Tat vollbracht zu haben. — Das Vorgehen der Regierungskommission erregte die Bevölkerung, da die Regierung in einer Reihe ähnlich gelagerter Fälle nichts unternommen hat, weil es sich um Uebergriffe französischer Stellen handelte. Zu verzeichnen sind hier Verfolgungen und Verhaftungen von Saarländern durch lothringische Gendarmen auf saardeutschem Boden. Psychologisch ist es wohl zu verstehen, daß saarländische Beamte vaterländischen Interessen nicht gleichgültig gegenüberstehen, daß deutscher Volkswille in ihnen lebendig ist. Das ist eben die Ungeheuerlichkeit des Traktats von Versailles, daß er bisweilen die Beamtenschaft unseres Gebietes in einen grausamen Gewissenskonflikt zwingt, daß sie bei der Ausübung ihrer „saarländischen" Pflicht gar zu oft die Stimme des mit uns geborenen Rechts zum Schweigen bringen muß.

Nach Einlegung der Berufung gelangt die Sache nochmals zur Verhandlung vor dem Obergericht in Saarlouis am 22. Januar 1931.

14. November: Tod des Fabrikanten Wahlster. Sein Name wird in der Geschichte des Turnwesens der Stadt ehrenvoll weiterleben. Der im 70. Lebensjahr Verstorbene war auch auf vielen Gebieten des kommunalen Lebens wie selten ein Bürger in selbstloser Arbeit tätig. — Das wirtschaftliche Elend steigt; an vielen Orten Demonstrationen der Erwerbslosen. Mitte November 1929 betrug die Zahl der beschäftigten Arbeiter 168 056, Mitte November 1930 ist sie um 13 398 gesunken. Die Schlüsselindustrien des Saargebiets, Bergbau, Schwerindustrie, Glas- und Keramindustrie sind von der Krise längst voll erfaßt. Die Schwerindustrie mußte ihre Erzeugung einschränken, die Folge Abbau der Belegschaft und Feierschichten. Die Gewerkschaften geben den Abbau auf 7000 Mann an, die Feierschichten auf 250 000. Die Einschränkung 1930 im Bergbau macht 3313 Knappen brotlos.

16. November: Weihe der evangel. Kirche in Fischbach durch Generalsuperintendent D. Stoltenhoff-Koblenz. — Friedrichsthal hebt die Wohnungszwangswirtschaft auf. — Grundsteinlegung des neuen Gemeindehauses in Malstatt.

20. November: Der Landrat des Kreises Saarlouis erläßt eine Verfügung, die in Rücksicht auf die katastrophalen Unglücksfälle und die allgemeine Notlage eine Einschränkung öffentlicher Lustbarkeiten fordert.

22. November: Die Wirtschaftslage der „Saar" gestaltet sich stets schwieriger durch die Preisabbaubestrebungen des Reiches. Unsere Industrie

befindet sich diesen gegenüber in bedrängter Lage durch eine nunmehr schärfer auftretende Konkurrenz. Unsere Abhängigkeit von französischen Bezugsquellen, deren Preise die alte Höhe halten, macht die Situation verhängnisvoll. Dazu kommt, daß die französische Zollpolitik uns von der Preissenkung wichtiger Lebensmittel, z. B. Fleisch, Kartoffeln, Mehl usw., durch hohe Zolltarife abriegelt. Alles natürlich zugunsten Frankreichs. Die Regierungskommission schweigt sich sogar völlig aus über die dringende Forderung nach einer Ausnahmeleistung für die Einfuhr von Kartoffeln. Auch hat sie nichts getan in der Anpassung der Kohlenpreise an die Preise der Konkurrenzindustrien. Beweggrund: Rücksicht auf die Franzosen gegen saarländische Konkurrenz.

Eine Moschee der farbigen Besatzungstruppen auf dem Exerzierplatz, erbaut von französischen Kolonialtruppen.

23. November: Wiederum Ueberschwemmung. Am Abend des 22. November Pegelstand 6,14 Meter. Von überall her aus dem Saargebiet betrübende Meldungen, namentlich die Bliesgegenden haben schwer gelitten. In Saarbrücken Flughafen unter Wasser. Sturm verursacht in den Wäldern starke Verheerungen.

24. November: Die Retter von Maybach werden durch die Regierungskommission geehrt. 49 Rettungsmannschaften erhalten vom Präsidenten Wilton eine Uhr mit Inschrift und ein Diplom der Anerkennung.

25. November: Der phantastische Plan des französischen Grafen de Fels, den Völkerbundssitz von Genf nach Saarbrücken zu legen, eine lächerliche Idee, wird in der Schweiz mit Empörung aufgenommen. Die Blätter sagen richtig, es handle sich hier nicht um Frieden, sondern um ein französisches Kohlengeschäft.

29. November: Der Arbeitgeberverband der „Saar" für die Hütten-, Tafelglas- und Keramindustrie kündigt die Lohnverträge mit den Tarifgewerkschaften zum 31. Dezember 1930. Die gesamten Werke beschäftigen etwa 33 000 Mann.

Dezember 1930.

1. Dezember: In einer gestrigen Metallarbeiterversammlung wird über die Wirtschaftskrise ausgeführt, daß die durch Arbeitslosigkeit verlorene Kaufkraft Deutschlands 10 Milliarden für das Jahr betrage. Im Saargebiet sei die Entwicklung im letzten Jahre trostlos sowohl in der Hüttenindustrie wie in der weiterverarbeitenden Eisenindustrie und den Glashütten. Im Bergbau kämen seit März 15 Feierschichten.

3. Dezember: Der elsaß-lothringische Bauerntag beschließt zur Saarfrage, daß hier die Interessen der elsaß-lothringischen Landwirtschaft gewahrt werden müßten, damit die „Saar" ihr als das natürliche Absatzgebiet unter allen Umständen erhalten bleibe und die Landwirtschaft nicht dem Bestreben der französischen Industrie zu opfern sei.

4. Dezember: Sulzbach beschließt, am 1. April 1931 die Wohnungszwangswirtschaft aufzuheben, da bisher überall mit diesem Vorgehen gute Erfolge erzielt worden seien.

5. Dezember: Auch ein Rekord. Die heutigen Nummern der Presse veröffentlichen nicht weniger wie 13 Zwangsversteigerungen und Konkurse. — Die Regierungskommission beschließt, nach Abzug des Bahnschutzes hundert Landjäger für diesen Zweck zu verwenden und ein Wachtkorps von 1000 Mann aufzustellen, von denen 100 mit der Wahrnehmung technischer Arbeiten betraut werden sollen. Es handelt sich bei dem Wachtkorps um den Bereitschaftsdienst deutscher Arbeiter.

6. Dezember: Reiterbotschaft Saarbrückens an Ostpreußen. Ein Teil der Reichsreiterstafette nimmt ihren Beginn vom hiesigen Rathausplatz und soll am 12. Dezember Lyck bzw. Tilsit erreichen. Der Oberbürgermeister Dr. Neikes übermittelt in einem Dokument den tapferen Ostpreußen den Gruß Saarbrückens.

7. Dezember: In Alsfassen bei St. Wendel wird eine von dem Stuttgarter Architekten Herkomer erbaute kath. Kirche geweiht. Das Werk gilt als die modernste Kirche des Saargebiets.

9. Dezember: Nach Pressemeldungen zählt Neunkirchen jetzt 41 188 Einwohner. — Deutschland hat jetzt 3 762 000 Arbeitslose, von denen 2 354 000 unterstützt werden.

12. Dezember: Der sog. Bahnschutz, Franzosen und Belgier, ziehen ab. Nunmehr ist kein fremder Soldat mehr auf deutschem Boden. Das Spiel um das Rheinland ist mit dem heutigen Tag nach dem Abzug der Nachhut aus dem Saargebiet endgültig verloren. Es bedeutet diese Stunde den Zusammenbruch einer wilden Spekulation, die dem so prahlerisch verkündeten Selbstbestimmungsrecht des Volkes ins Gesicht schlug. Ein Frankreich besudelndes Kapitel, sein heißes Bemühen um deutsches Land, hat endlich sein Ende gefunden. Das Schmettern der Clairons, der dumpfe Trommelwirbel konnte die blamable Niederlage durch den tapferen deutschen Sinn nicht verdecken. Sie trieben doch nur Spott und Hohn, sie können uns, sie können uns, nunwohl, ihr wißt ja schon!

13. Dezember: Zum Abzug des „Bahnschutzes" aus dem Saargebiet bringen die französischen nationalistischen Blätter Meldungen betrüblichen Sinnes, so schreibt das „Echo de Paris": „Mehr als ein Franzose hat heute in Saarbrücken Herzbeklemmungen." Die links stehende Presse hofft nunmehr auf neue, günstig ausgehende Verhandlungen über das Saarproblem. Frankreich habe wieder seinen guten Willen bezeugt, jetzt müsse Deutschland dasselbe tun. Es sei seine Sache, Angebote in der Saarfrage zu machen, die eine Zusammenarbeit beider Länder an der Saar nach 1935 regelten.

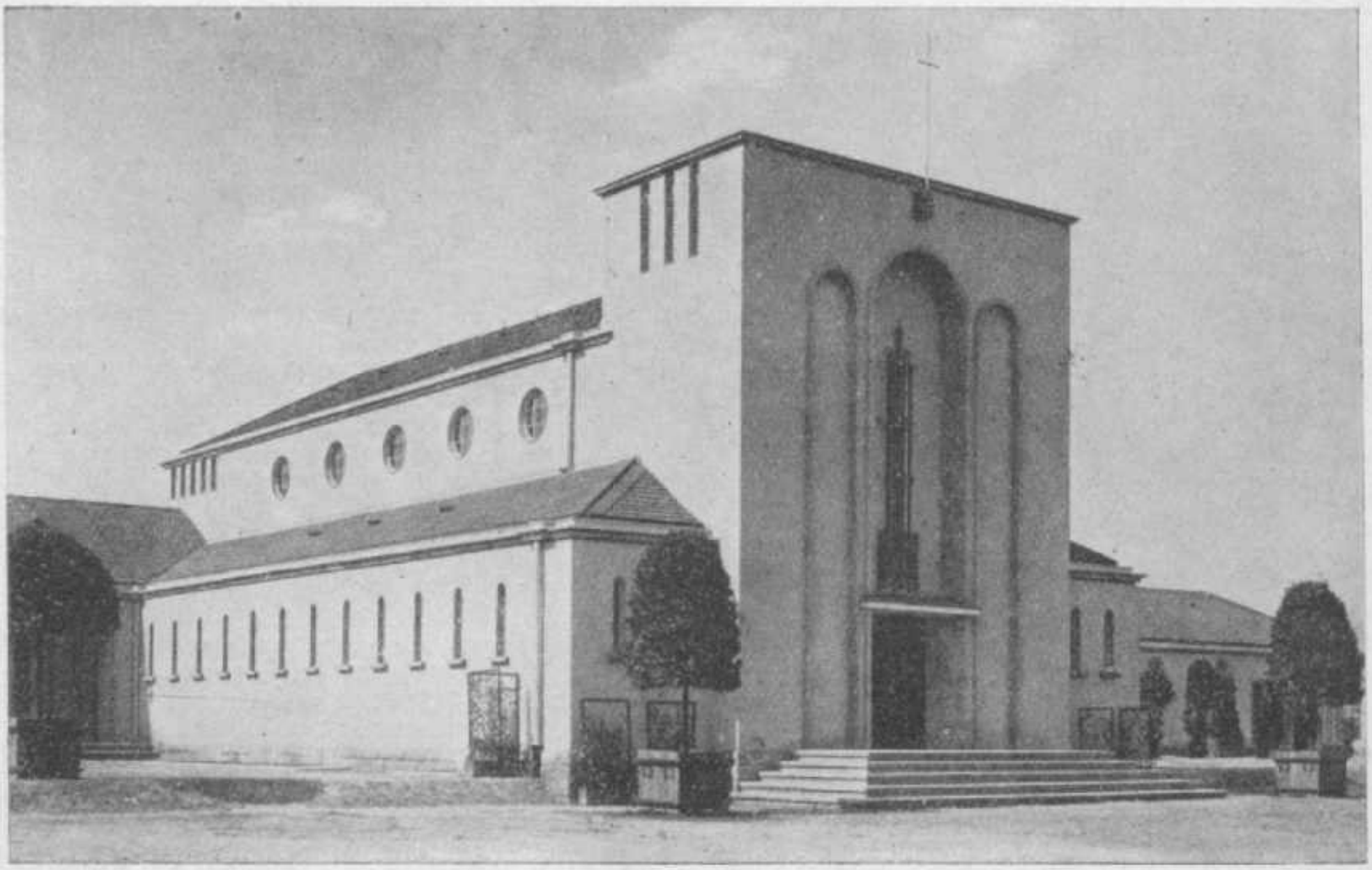
14. Dezember: Die kath. Pfarrgemeinde St. Eligius-Burbach weiht das neue, vom Architekten Pfitzer-Saarbrücken erbaute Volkshaus ein. Die treibende Kraft für die Errichtung des Werkes war Pfarrer Schellenbach. „Durch Opfergeist und Wille, durch Einigkeit und Kraft, ward hier in aller Stille ein großes Werk geschafft." Dieser Spruch am Eingang des Hauses schmückt ehrenvoll die Gemeinde.

Die am 11. Oktober aus den Schützengesellschaften von 1858 und 1886 neu ins Leben gerufene „Saarbrücker Schützengesellschaft" übernimmt nach einem Treuegelöbnis des Ehrenvorsitzenden Anton Kronenberger in einem öffentlichen feierlichen Akte die alten Fahnen. Die Brudervereine des Saargebiets sind hierzu in großer Zahl eingetroffen.

Den kath. Lehrerverein in Merzig ersuchte ein junger, bisher an der französischen Schule tätiger Lehrer, um Aufnahme. Er wurde nicht aufgenommen und ihm anheimgestellt, sein Gesuch 1935 erneut vorzulegen. Der Verband der „Saarpfalz" verfährt auch nach dieser Richtlinie.

23. Dezember: Nach dem Statistischen Amt leben gegenwärtig in Saarbrücken 3681 Ausländer, von ihnen sind 2203 Franzosen, fast ausschließlich Beamte des Bergamts, der Regierungskommission und der französischen Industrie.

28. Dezember: Weihe des evgl. Gemeindehauses in Ludweiler nach der Grundsteinlegung am 27. Mai. Verdient um den Bau Pfarrer Griebel, Architekt Regierungsbaumeister Rudolf Krüger-Saarbrücken. Das Haus weiht Superintendent Nold.



Die neue Einsegnungshalle mit Krematorium auf dem Hauptfriedhof.

15. Dezember: Nach einer heutigen Veröffentlichung hat sich die Arbeitsmarktlage im November im ganzen Saargebiet wiederum verschlechtert. Allein in Saarbrücken betrug die Zahl der unterstützten Erwerbslosen 1325 gegen 940 im gleichen Monat des Vorjahres. Neu gemeldet wurden 790. Die Gesamtzahl der Arbeitsuchenden betrug in Saarbrücken am 30. November 2049.

18. Dezember: Unter Johlen und Schreien versuchen etwa 200 Kommunisten die Sitzung des Gemeinderats in Dudweiler unmöglich zu machen. Landjäger aus Saarbrücken und Polizei stellen die Ordnung her. — In Neunkirchen kommt es zu groben Ausschreitungen der Kommunisten gegen Landjäger.

20. Dezember: Konferenz der Gewerkschaftsvertreter und Generaldirektoren der großen Werke mit der Regierungskommission über den von dem Arbeitgeberverband geplanten 12prozentigen Lohnabbau. Die Verhandlung vor dem Schlichtungsausschuß soll am 29. Dezember stattfinden. Ohne Einigung tritt der tariflose Zustand am 2. Januar ein.

28. Dezember: In Quierschied mußte ein durch leichtfertigen Grubenbau dem Einsturz nahes Haus geräumt werden. Das Gebäude steht auf dem Gelände, unter dem sich der Abbau der Grube Maybach bewegt. Die Grubenverwaltung weigert sich, für den Schaden aufzukommen, sie habe gewarnt, in jener Gegend Häuser zu errichten. — Aus Trier wird gemeldet, daß alle von der französischen Besatzung benutzten Räume ein Heer von allem möglichen Ungeziefer, Schmutz und Unrat füllen. Zur Säuberung mußte Diamantgas (eine Art Blaugas) verwandt werden. Notwendig waren mehr als 100 000 Kubikmeter. In der Maximinkaserne verbrauchte man 40 000 Kubikmeter. Wagenladungen voll Unrat jeder Art mußten entfernt werden. Selbst das Garnisonlazarett und das französische Wöchnerinnenheim starrten von jahrealtem Dreck. Französische Hygiene!

28. Dezember: Die Regierungskommission verbietet durch eine Verordnung das Tragen von Militäruniformen für das Saargebiet. Auf die uniformierten französischen Zollbeamten trifft allein die Bestimmung nicht zu.

29. Dezember: Die Regierungskommission schlägt in der schwebenden Lohnfrage in der Schwereisenindustrie 5 Prozent Kürzung der Tariflöhne vor, weitere Senkung um 3 Prozent am 1. März 1931.

31. Dezember: Traurige Wirtschaftsbilanz im Saargebiet. Der Bergbau ging wieder stark zurück. Im Jahre 1913 betrug bereits die Förderung 13 317 217 Tonnen; 1930 nur 13 307 126 Tonnen. Es sank die Zahl der Bergarbeiter auf 55 000. Die Produktion der Schwerindustrie blieb 1930 um 14 Prozent hinter der vom Jahre 1929. Die Arbeitslosigkeit erreicht die Zahl von 18 000, hinzukommen noch 3—4000 Arbeitslose in ländlichen Bezirken.

Januar 1931.

1 Januar: Friedrichsthal-Bildstock hebt die Wohnungszwangswirtschaft auf. — Die Bürgermeisterei Gersweiler zählt jetzt 9240 Einwohner. — St. Ingbert hat am Jahresschluß 21 710 Bewohner.

7. Januar: Eine Kundgebung westpfälzischer Landwirte beklagt die Bauernnot der Grenzgebiete durch die unselige Grenzziehung, die altzusammengehörige Wirtschaftsgebiete ohne Rücksicht auf Land und Bevölkerung zerrissen hat. Die Zollgrenze setze unüberwindliche Schranken mitten zwischen urdeutsche Landesteile.

8. Januar: Schwere Erwerbslosenunruhen in Völklingen. Durch Kommunisten aufgereizte etwa tausend Erwerbslose marschieren gegen das Rathaus, Polizei und Landjäger stellen nach Festnahme der Hauptschreier die Ordnung wieder her.

9. Januar: Der Landesrat rechnet wieder einmal mit der Regierungskommission ab. Sie hebt in den noch fehlenden 30 Orten die Wohnungszwangswirtschaft nicht auf, um der Lohnpolitik der Bergverwaltung und den französischen Mietern, zum größten Teil französische Beamte, Entgegenkommen zu zeigen. Blamabel ist die Abfuhr in der Berechnung des Fehlbetrags der Wohnungen, den die Kolonialregierung mit 12 000 angibt. Es wird ihr nachgewiesen, daß es sich in Wahrheit nur um 300 handelt. Erstrebt wird vom Landesrat ein Steigen der Altmieten und eine Senkung der Neubaumieten. Angenommen wird ein Antrag, den Mietumrechnungsfaktor vom 1. April 1931 bis 1. April 1932 allmählich so zu erhöhen, daß damit das Ziel erreicht ist, das einen Ausgleich anstrebt.

10. Januar: Flugverkehr des Saargebiets 1930: Saarbrücken an 546, ab 634 Fluggäste. Fracht in Tonnen: Saarbrücken an 22 510 Tonnen, ab 1234 Tonnen. Post in Kilogramm: Saarbrücken an 4 160 485, ab 89 791 Kilogramm.

11. Januar: Graf de Fels, der die Verlegung des Sitzes des Völkerbundes von Genf nach Saarbrücken propagiert, hält in Paris hierüber einen Vortrag. Seine Lösung der Saarfrage biete für Frankreich viele Vorteile, es behalte die Gruben und der französische Handel werde neue Absatzmöglichkeiten gewinnen. Der Graf glaubt, daß 1935 etwa 150 000 Saarländer für einen Anschluß an Frankreich zu gewinnen seien. Ach, die Saar, den fetten Happen sollt ihr nie und nimmer schnappen, denn gemeinhin, wie's auch kränkt, kommt es anders, als man denkt.

Von allen Seiten meldet man das Anschwellen der Zahl der Arbeitslosen. — Die Bürgermeisteret Sulzbach zählt Ende Dezember 23 313 Seelen.

12. Januar: Eine zeitweise wegen Umstellung in der Fabrikation beabsichtigte Stillegung der Steingutfabrik von Villeroy u. Boch in Wallerfangen läßt 700 Arbeiter ohne Erwerb. Die Fabrik existiert seit 1789.

15. Januar: Mitte Januar zählt der Regierungsbezirk Trier 13 000 Erwerbslose. — Bürgermeisterei Schwalbach meldet 14 876 Einwohner.

15. Januar: Vom saarländischen Fernsprechwesen. Die für das ganze Saargebiet bereits vorbereiteten Selbstanschlußämter sind mit Eröffnung des Sulzbacher Amtes eingeführt worden. Mitangeschlossen sind hier Dudweiler, Friedrichsthal und Quierschied.

19. Januar: Der Neubau der Saarbrücker Kreissparkasse wird dem Verkehr übergeben.

21. Januar: Die stete Verschlechterung der Wirtschaftslage läßt den Schutzverein für Handel und Gewerbe im Saargebiet sämtliche Gehalts- und Lohntarife zum 31. Januar kündigen. Hauptsächlich betroffen sind die kaufmännischen Angestellten, Transportarbeiter, Schneiderinnen und Putzmacherinnen.

21. Januar: Die Regierungskommission hat mit sofortiger Wirkung das Tragen von Parteiuniformen verboten. „Danke schön!" Hier haben auch nicht Deutsche gegen Deutsche zu kämpfen, sondern alle vereint gegen die Fremdherrschaft bis zu unserer Befreiung. — Vom 21. Januar ab auf drei Monate wird die „Saardeutsche Volksstimme" verboten. Die Unterdrückung einer Presse sollte eigentlich mit der unseligen Aera Rault endgültig erledigt sein.

21. Januar: Auf der Jugendrevierkonferenz der christlichen Bergarbeiter (103 Ortsgruppen mit 35 00 Mitgliedern) wird erwähnt, daß die Zahl der Erwerbslosen im Saargebiet betrug Dezember 1929 8010, 1930 im Dezember 13 708 und 1931 Mitte Januar 17 000. Der Abbau der Belegschaft im Bergbau vom Januar—November 1930 betrug 5,6 Prozent.

23. Januar: Eine von Kommunisten geplante Demonstration von Erwerbslosen führte 2500 bis 3000 Arbeitslose nach Saarbrücken, zum größten Teile junge Leute. Die Polizei mußte scharf vorgehen, sie ließ es nicht zu Unruhen kommen.

28. Januar: Das Oberbergamt erklärt nach Untersuchung der Maybacher Katastrophe vom 25. Oktober: „Die im Aufhauen vorhandene Schlagwetteransammlung ist wahrscheinlich beim Versuch der Wiederanzündung einer Lampe infolge Durchblasens vor der saugenden Lutte zur Entzündung gekommen."

31. Januar: Nach einer Mitteilung des Präsidenten der Handelskammer Dr. h. c. Luitwin von Boch zählt das Saargebiet Ende Januar 18 400 Arbeitslose, das sind rund 10 Prozent der gesamten Arbeiter- und Angestelltenschaft.

Februar 1931.

1. Februar: Die Organisationen der Bergarbeiter erhielten die Kündigung des Lohntarifs der Saarbergarbeiter durch die Generaldirektion der Gruben. — Der Kreis Saarlouis meldet 5000 Personen ohne Arbeit, deren Unterstützung beträgt monatlich 2 400 000 Fr.

5. Februar: Dillingen fordert die Regulierung der Prims von der Grenze des Kreises Saarlouis bis zur Einmündung in die Saar. Die Prims verursacht alljährlich großen Schaden durch Hochwasser.

5. Februar: St. Wendel rüstet bereits zur 600-Jahrfeier der Stadt. Die Festveranstaltungen werden vom 26. Juni bis zum 10. Juli 1932 abgehalten.

8. Februar: Die Tagung der Haus- und Grundbesitzervereine des Saargebiets wird in Neunkirchen abgehalten. Protestiert wird gegen die Untätigkeit der Regierungskommission, die nur einmal im vergangenen Jahre am 1. April 1930 den Umrechnungsfaktor von 3,75 Fr. = 1 RM. auf 3,85 erhöht habe. Betont wird, daß im Saargebiet keine Wohnungsnot mehr bestehe, sie sei nur noch in den Listen der Wohnungsämter zu finden. Hierauf stütze sich die Regierungskommission nach dem Wunsch des französischen Bergamtes. In Neubauten ständen bereits viele Wohnungen leer. In der Entschließung wird die Aufhebung der Wohnungs-Zwangswirtschaft und die Abkehr von der steuerlichen Ueberlastung des Hausbesitzes gefordert.

Die Ruder-Gesellschaft „Undine" legt den Grundstein zu ihrem Bootshaus. Der Verein verfügt heute über 4 Achter, 12 Vierer, 6 Zweier, 3 Einer, ein Motorboot und ein zwölfsitziges Schulboot. Die Mitgliederzahl beträgt 556.

9. Februar: Der Präsident Wilton lehnt den Antrag der politischen Parteien, die in dem Entführungsprozeß in Saarlouis zu drei Monaten Gefängnis verurteilten drei deutschgesinnten Landjäger zu begnadigen ab, da es sich um „ein schweres disziplinares Vergehen" handle. Formales Recht erhält damit das Uebergewicht gegenüber dem Volksempfinden, eine Erscheinung, nur möglich in dem monströsen Völkerbundsgebilde des heutigen Saargebiets. Die Verurteilten hatten einen von Deutschland gesuchten Verbrecher über die deutsche Grenze abgeschoben.

Edmund von Boch im Alter von 87 Jahren gestorben. Die Mettlacher Steinzeugtechnik ist seine Erfindung. Er leitete das berühmte Werk von 1861—1908.

9. Februar: Die Hauptversammlung des Kreis-Obstbau-Verbandes tagt in Saarbrücken. Der Verband zählt gegenwärtig 49 Vereine mit über 6000 Mitgliedern.

10. Februar: Als Ergebnis der Verhandlungen der Bergarbeiter-Organisationen mit dem französischen Minister der öffentlichen Arbeiten werden 6½ v. H. Lohnabbau angekündigt. Die Neuregelung erfolgt in zwei Staffeln, am 1. März und 1. Mai.

12. Februar: Papst Pius 11. richtet sich zum ersten Male bei Eröffnung des vatikanischen Senders mündlich an die ganze Welt mit Worten des Friedens und der christlichen Liebe. —

Der Vorstand des Landkreises Saarbrücken besichtigt unter Leitung des Architekten Nobis den bereits dem Betrieb übergebenen imposanten Neubau der Kreissparkasse. — Die Bürgermeisterei Sulzbach zählt gegenwärtig 23 313 Personen.

13. Februar: Die geplanten Schulhausbauten Saarbrückens erfordern einen Aufwand von 13,1 Millionen Franken. — Der Bericht der Regierungskommission über den Zeitraum Oktober bis Ende Dezember ist in Genf eingetroffen. Nach ihm ist die Zahl der Arbeitslosen im Saargebiet vom 1. Oktober 1930 bis 10. Dezember von 7458 auf 12 900 gestiegen. Die Regierungskommission fordert den Abbau der Saargängerunterstützung durch die deutsche Regierung, obwohl die sog. Saargänger Arbeiter sind, die schon durch viele Generationen ins Saargebiet zur Arbeit kommen und nicht als Eindringlinge behandelt und angesehen werden dürfen. Es handelt sich um 11 000 Arbeiter, darunter 6000 Hütten- und Metallarbeiter, 3200 Bergarbeiter und etwa 1400 Bau- und Holzarbeiter. — Neunkirchen zählt jetzt 41 307 Seelen.

16. Februar: Die Ausschußsitzung des Handwerkerbundes der „Saar" protestiert gegen die Untätigkeit der Regierungskommission in der Frage der Wohnungszwangswirtschaft. Der Baumarkt leide darunter außerordentlich. Von 19 000 Erwerbslosen und damit Unterstützungsempfängern seien 10 000 Arbeitslose aus dem Bauhandwerk.

22. Februar: Das Resultat der Maybach-Spende wird veröffentlicht. Das Gesamtergebnis beträgt rund 220 000 Reichsmark und 1 750 000 Fr. — Saarbrücken verzeichnet im Jahre 1930 an Verkehrsunfällen 705 gegen 575 i. J. 1929.

24. Februar: Im Preußischen Landtag erklärt Abg. Hillenbrand zum Saarbergbau: Infolge einer falschen Absatz- und Preispolitik Frankreichs sei der Absatz der Saarkohle stets schwieriger geworden. Die Gruben seien auch nicht modernisiert worden. Frankreich habe trotzdem aus dem Saarbergbau von 1920—1928 an 631 Mill. Franken herausgewirtschaftet.

März 1931.

3. März: Der Stadtrat von Saarbrücken bewilligt zwei Millionen Franken Theaterzuschuß. Beschlossen wird auch die Errichtung einer Hausfrauenberufsschule.

8. März: Die Presse veröffentlicht Zahlen aus der Statistik der staatlichen Polizeiverwaltung. 298 Beamte sorgen danach in Saarbrücken für unser Wohlergehen. Ein besonders schwieriges Arbeitsgebiet hat die Kriminalpolizei zu bewältigen. 2829 Streifen, 966 Beschlagnahmungen, 1609 Untersuchungen sind zu verzeichnen. Festgenommen wurden 1930 nicht weniger wie 908 männliche und 121 weibliche Personen. 2483 Diebstähle wurden angezeigt, von denen 1394 aufgeklärt wurden. Beim Kapitel „Grober Unfug" handelt es sich um 1429 Fälle. Gemeldet wurden 2063 Geburten, 1214 Eheschließungen, 1289 Todesfälle und 93 Ehescheidungen. Unfallanzeigen in Betrieben gingen 2886 ein. In 98 Wohnungen wurden die Gesundheit gefährdende Mißstände festgestellt.

Auf der Golzheimer Heide bei Düsseldorf wird das Denkmal Albert Leo Schlageters eingeweiht. Wenn unsere wirtschaftliche Not gemildert ist, wollen wir nicht vergessen, dem saarländischen Schlageter, Jakob Johannes, die ihm schuldige Ehrung zu erweisen. Das grausame Geschick dieses unschuldigen Mannes, das der „Saarkalender 1930" aufgedeckt hat, erschütterte alle Herzen und erfüllte sie mit Abscheu vor welscher Brutalität und Ungerechtigkeit.

10. März: St. Wendel beschließt, seine 600-Jahrfeier im Jahre 1932 mit einer Ausstellung des Handels, Gewerbes und der Landwirtschaft zu eröffnen. — Die Tariflöhne im Baugewerbe werden vom 14. März ab um 5½ Prozent gesenkt.

13. März: Ein streitbarer, tapferer Kämpfer um saarländisches Recht, Pfarrer Vogel, entschläft 62 Jahre alt, nach längerer Krankheit in Essen. Geistlicher in Neunkirchen von 1897—1920. In vorderster Reihe für das Deutschtum stehend, muß er August 1920 in die Verbannung gehen. Er wirkte darauf in Essen-Altendorf in reichem Segen wie einst in Neunkirchen. — Große Protestversammlung der gesamten saarländischen Lehrerschaft gegen die französische Schulpolitik. Land- und volkfremde Schulen wie die Domanialschulen werden mit vollem Recht als unheilvoll und verderblich bezeichnet. Die Regierungskommission wird offen beschuldigt, das jeder Kultur spottende Unterfangen zu unterstützen.

15. März: Handwerkskammer-Syndikus Becker stellt in einer Rede zu Sulzbach fest, daß gegenwärtig das Handwerk des Saargebiets 12 000 Arbeitslose aufweist. — Im Landkreis Saarbrücken ist die Zahl der Arbeitslosen auf 4685 gestiegen.

20. März: Französische Gendarmerie verhaftet auf saarländischem Boden deutsche Tabakhändler. Die Presse fordert die Regierungskommission auf, nun einmal gegen solch Unrecht forsch vorzugehen. Man meint, daß sie auch will, weil sie müsse. „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube."

Reichskanzler a. D. Hermann Müller †. Großeltern und die Eltern des Verstorbenen waren Güdinger, er selbst wurde in Mannheim geboren, besuchte öfter Güdingen und zeigte stets für unser Geschick große Anteilnahme.

26. März: Wegen Lohnstreitigkeiten über den Abbau der Tariflöhne treten im Saargebiet die Schneider in den Streik.

Es handelt sich um 679 Gesellen und 423 Lehrlinge.

27. März: In einer Bürgerversammlung zu Hostenbach rechnet einer unserer schlagfertigsten Vorkämpfer, Pfarrer Wilhelm, in der Frage der Domanialschulen mit der Regierungskommission und dem Französling, dem „Schutzheiligen" der Hostenbacher Domanialschule Direktor Wingert ab. Gefordert wird die sofortige Entlassung dieses unwürdigen Schulleiters.

April 1931.

1. April: Der Tscheche Dr. Dezensky, der als Minister das Justiz- und Unterrichtsressort verwaltet, wird in der Presse aufgefordert, die Verfügung der Regierung vom 10. Juli 1920 außer Kraft zu setzen. Sie hat erst die Möglichkeit geschaffen, deutsche Kinder in französische Schulen zu stecken. — Schließung der Eisenbahn-Hauptwerkstätte Saarbrücken, die im Oktober 1857 in Betrieb genommen worden ist. Der größte Teil der Arbeiter kommt nach der Hauptwerkstätte St. Wendel. Die Stärke der vollen Belegschaft betrug 524 Arbeiter und 68 Beamte und Angestellte.

3. April: In Kaiserslautern hatten die Franzosen auch das stattliche Heim der Kasinogesellschaft mit Beschlag belegt. In total verwahrlostem Zustand haben die Herrschaften es hinterlassen. Wanzen, Flöhe, Schwaben, alles nur denkbare Ungeziefer wimmelte en masse in den Räumen, die ein französischer Kommandierender General bewohnte. Der Schmutz in der Küche, der unerträgliche Gestank im ganzen Hause sind die Zeugen der gepriesenen Kultur. 63 000 RM. reichten nicht aus, Ordnung zu schaffen. Wunderschön paßt zu der Sache das goldgestickte Käppi.

6. April: Das Arbeiter-Samariterheim wird geweiht. Es befindet sich in der Waffenmeisterei der ehemaligen 70er Kaserne.

9. April: Der Kreis Ottweiler zählt gegenwärtig 143 436 Seelen. — Der Deutsche Sängerbund hat im Einvernehmen mit dem Rhein. Sängerbund seine Zustimmung erteilt zum Zusammenschluß des Sängergaues Trier, des Rhein-Nahesängerbundes und des Saar-Sängerbundes.

15. April: Die Zahl der Arbeitslosen im Saargebiet wird heute in der Presse mit 30 000 angegeben.

19. April: Bundestag des Saarsängerbundes in Saarbrücken. Seine kulturelle Bedeutung ist sehr hoch einzuschätzen. Der Bund umfaßt gegenwärtig 30 000 Mitglieder. Wir denken an Erich Langers Worte:

„Deutsches Lied, mit dir ersungen
sei des Lebens harte Bahn!
Aus des Lebens Niederungen
hebe du uns himmelan."

23. April: Der Etat der Stadt Saarbrücken wird von den Stadtverordneten 160 und 20 Prozent Umlage für 1931 angenommen.

26. April: Das Statistische Amt der Regierungskommission hat festgestellt: Das Saargebiet umfaßt in seiner heutigen Begrenzung 1912,07 Quadratkilometer. Auf diesem zählte man Ende 1930 805 274 Personen. Nach den Religionsbekenntnissen waren 558 857 katholisch, 201 354 evangelisch und 4038 israelitisch. Auf einen Quadratkilometer kommen im Saargebiet 421 Menschen. Mit dieser Zahl gehört das Saargebiet zu den dichtbevölkertsten Bezirken Deutschlands.

Mai 1931.

1. Mai: Die „Saarbrücker Zeitung" hatte die Ernennung eines Herrn Meyer zum Schulrat auf Grund einer Zuschrift aus Lehrerkreisen getadelt. Meyer verklagte das Blatt wegen Beleidigung. Was tut die Regierungskommission? Sie untersagt das Erscheinen der Zeugen (Lehrer) des Angeklagten vor Gericht. Im letzten Augenblick genehmigt sie aber dem Leiter der Schulabteilung im Interesse des Klägers die Aussage vor dem Richter. Wer ist der Leiter? Herr Notton, der als Gegner des Deutschtums anzusprechen ist. Die Strafkammer lehnt indessen nun auch diesen Zeugen ab. Da dem Redakteur nun nicht die Möglichkeit gegeben ist, den Wahrheitsbeweis anzutreten, wird er zu 300 Fr. Strafe verurteilt.

Die Saarbrücke Saarlouis—Fraulautern vollendet. Das Projekt fand in der Sitzung des Kreistages vom 25. September 1929 einstimmige Annahme. Beginn der Arbeit Herbst 1929. Erdbewegungen 36 000 Kubikmeter. Mit dem Brückenbau begonnen April 1930.

2. Mai: Nach Vereinbarung wird der Streik im saarländischen Schneidergewerbe am 4. Mai beendet. Der Stundenlohn ist auf 6,25 Fr., vom 1. Juli auf 6,20 Fr. festgelegt.

6. Mai: Die Biersteuer im Saargebiet wird erhöht statt 2,50 Fr. 7 Fr. und statt 1,20 Fr. 3,50 Fr. Die Brauereien wollen die Kosten tragen, so daß unser Durst nicht unter Druck steht.

8. Mai: Die Saarbrücker Stadtbücherei zählte 1928 an Lesern 3345, im Jahre 1930 bereits 4346. Die Gesamtentleihungen 1930 betrugen 60 250 Bücher. Die Volkslesehalle zählte 29 023 Besucher. — Zur wirtschaftlichen Lage. Im Bürgermeistereibezirk Völklingen erhält gegenwärtig jeder 13. Einwohner öffentliche Unterstützung.

10. Mai: Enthüllung und Weihe des Gefallenendenkmals in Ommersheim. — Gestern starb in Gießen Generalleutnant z. D. Klingelhöffer, Oberst und Kommandeur des 8. Rhein. Inftr.-Regts. 70 von 1905—1909.

17. Mai: Der Kreiskriegerverband Saarbrücken zählt gegenwärtig 119 Vereine mit 14 400 Mitgliedern. Die Zahl der Alt-Veteranen beträgt 130, von den Mitgliedern sind 8600 Teilnehmer am Weltkrieg.

18. Mai: Veröffentlicht wird der Haushaltsplan der Saarregierung. Er schließt für 1931 ab in Einnahmen und Ausgaben mit 522 730 094 Fr. gegenüber 514 817 801 Fr. im Vorjahr.

21. Mai: Die Regierungskommission stellt sich aus bekannten Rücksichten taub gegen die, jede Baulust und Ausbesserungsarbeiten hemmende Wohnungszwangswirtschaft. Selbst das internationale Arbeitsamt mahnt die Regierung vergeblich an ihre Pflicht. — Die Pressemeldung, die Generaldirektion der Saargruben wolle 6000 Saargänger ablegen, wird in Abrede gestellt, die Verwaltung denke im Augenblick nicht daran, doch würde sie alten Bergleuten nahelegen, in Pension zu gehen.

22. Mai: Die landfremde Regierungskommission erduldet die schwersten Vorwürfe. Die Presse zeigt die Untätigkeit der Herren an der Spitze auf, die sich der harten Wirtschaftskrise gegenüber zu keiner befreienden Tat aufraffen. Man streicht Ausgaben für Hochbau-, Wasserbau- und Straßenbauverwaltung, gibt aber dabei allein für den Autodienst der Zentralverwaltung 683 350 Fr. aus. Die Besoldungsausgaben der Zentralverwaltung sind um eine halbe Million gestiegen. Französische Boten erhalten nach der Presse jährlich 60 000 Fr. und Sekretärinnen erreichen 70 000 Franken.

„Kein Engel ist so rein!" Das Genfer Völkerbundssekretariat veröffentlicht einen Auszug des üblichen Vierteljahrsberichts der Regierungskommission, der als Mohrenwäsche zu bezeichnen ist. Danach ist an dem Schulstreit die Bergverwaltung das Lämmlein in dem grünen Klee, die deutschen Lehrer und Geistlichen aber die Schuldigen. Lügen haben kurze Beine und holen die Wahrheit nicht mehr ein. — Der Landesrat protestiert gegen eine Anzahl französischer Einfuhrverbote aus dem Saargebiet, wodurch die „Saar" um ungefähr 15 Millionen Fr. jährlich geschädigt werde.

Juni 1931.

1 Juni: Der Feuerwehrverband des Kreises Saarbrücken feiert sein 25jähriges Bestehen. Er ist der stärkste Feuerwehrverband der Rheinprovinz und Preußens. Gründung am 29. Mai 1906 durch 15 Wehren mit 1456 Mitgliedern. Die Regierungskommission versuchte mit allen Mitteln, diese Vereinigung vom Feuerwehrverband der Rheinprovinz zu lösen und winkte mit der Einführung von Orden und Ehrenzeichen. Vergeblich. Dann nahm plötzlich die Regierung Anstoß an den preußischen Helmspitzen und dem Adler, deren Entfernung von den Wehrleuten einmütig abgelehnt wurde. Seit jenen Tagen ließ man unsere Feuerwehr sich in Ruhe entwickeln.

1. Juni: Die Saargruben entlassen 900 Bergarbeiter wegen Absatzschwierigkeiten — Grube Frankenholz hat im Mai 89 Knappen entlassen, im Juni sollen hundert folgen.

6. Juni: Die Presse meldet, daß die Schulabteilung der Regierungskommission für die Berufsschuldirektoren angeordnet habe, alle berufsschulpflichtigen Knaben und Mädchen aus der Berufsschule zu entlassen, sofern sie Teilnehmer eines von den Domanialschulen veranstalteten Handels-, Koch- und Nähunterrichtes sind. Mit diesem neuen Schlag gegen unser Deutschtum gehen auch auf anderen Gebieten Angriffe parallel. Die Saarbündler werden immer frecher. In Forbach wird der „Neue Saarkurier" in äußerlich veränderter Form „Saarecho" herausgegeben und im Saargebiet verbreitet. Die wirtschaftliche Not, die die Franzosen hier verschuldet, wird von ihnen zu unerhörten Pressionen benutzt. Der Erfolg ist mager.

7. Juni: Grundsteinlegung der evangelischen Kirche in Klarenthal-Krughütte.

12. Juni: Die Regierungskommission beschließt eine Kürzung der Beamtengehälter um 6 v. H. Hervorgerufen sei die Maßnahme durch die Verschärfung der Wirtschaftskrise und die außerordentliche Höhe der Ausgaben für Arbeitslose.

13. Juni: Das erste Unglück auf dem Flugplatz Saarbrücken, ein schwarzer Tag unserer Verkehrsfliegerei. Das Flugzeug der Linie Köln—Saarbrücken stürzt unmittelbar nach seinem Aufstieg auf St. Arnualer Bann nieder. Unter dem brennenden Flugzeug vier Tote. Die gesamte Bürgerschaft voll tiefem Mitgefühl mit den Verunglückten. Zum Zeichen der allgemeinen Trauer hat das Rathaus halbmast geflaggt.

16. Juni: Der Stadtrat von Saarbrücken beschließt eine Erhöhung der Biersteuer. Der Steuersatz soll von 2,50 Fr. auf 7 Fr. und von 1,20 Fr. auf 3,50 Fr. erhöht werden. Die Brauereien haben sich bereit erklärt, das Plus zu tragen. — Die Zahl der Arbeitslosen im Landkreis Saarbrücken beträgt gegenwärtig 3325, davon sind Bauindustriearbeiter 1571.

20. Juni: Auf den Spuren Raults! Die Regierungskommission untersagte dem Gauleiter der nationalsozialistischen Vereinigung des Saargebiets, Studienassessor Ehrecke, den Aufenthalt in der Völkerbundskolonie.

21. Juni: Die schwere Wirtschaftslage Deutschlands will Hoover durch einen einjährigen Zahlungsaufschub für alle Regierungsschulden und Reparationen erleichtern. Frankreich widersetzt sich dem Vorhaben. —

Landesratsabg. Kiefer spricht in einer großen Versammlung über die soziale und wirtschaftliche Notlage des Saargebiets. Die Bergverwaltung erkläre, daß sie im Monat Juni nur Absatz für die Förderung von 18 bis 19 Arbeitstagen habe. Die Zahl der Bergleute im ganzen sei seit 1926 um 18 311 zurückgegangen. Seit März 1930 brachten die zahlreichen Feierschichten einen Lohnausfall von 77 Millionen Fr. — In der saarländischen Schwerindustrie sei die Erzeugung um 25 Proz. zurückgegangen. Der Gesamtlohnausfall wird 1930 hier auf 80 bis 90 Millionen geschätzt. Auch hier hätte seit Beginn 1930 etwa 12—13 000 Arbeiter ihre Stelle verloren. Abg. Kiefer stellt ferner fest, daß das verarmte Deutschland immer noch den größten Teil der sozialen Leistungen des Saargebiets aufbringe, etwa 50—60 Millionen im Jahre.

22. Juni: Das Amtsblatt vom heutigen Tage bringt eine Verordnung zum Schutz von Tier- und Pflanzenarten für den preußischen Teil des Saargebiets.

27 Juni: Die gesamte Saarturnerschaft begeht in glänzender Ausgestaltung das 44. Gauturnfest in St. Ingbert. Anwesend der erste Vorsitzende der Deutschen Turnerschaft, Staatsminister a. D. Dominicus. Machtvolle Treuekundgebung.

Juli 1931.

4. Juli: Revierleiter Kuhnen schildert in einer Revierkonferenz der christl. Bergarbeiter die verzweifelte Lage der Bergknappen, die bisweilen 34½ Prozent monatliche Kürzung am üblichen Lohn hinnehmen müßten. Das bedeute nicht nur Elend, sondern auch Radikalisierung der Massen. Durch Ablegen habe die Knappschaft 24,3 Prozent an zahlenden Mitgliedern eingebüßt. Geklagt wird auch über die Frechheiten des „Saarbundes". — Die Dillinger Hütte beschließt eine Kapitalserhöhung von 52,3 Millionen auf 104,63 Millionen Franken.

5. Juli: Weihe des Ausſichtsturmes auf dem Hoferkopf bei Bildſtock. — Weihe des Ehrenmals für Streſemann in Mainz.

6. Juli: Die Volksbüchereien des Saargebiets veröffentlichen eine Statiſtik über 1930/31. Bücherbeſtand 18 600 Bände, Leſer 5487, ausgeliehene Bücher 69 350 Bände. — Verbandstag der ev. Arbeiter- und Bürgervereine des Saargebietes in St. Ingbert. Auch hier wird betont, daß es unmöglich ſei, ohne Gott eine Geſellſchaftsordnung aufzubauen und zu erhalten. Die Eckpfeiler der Geſellſchaftsordnung ſeien chriſtlicher Glaube und chriſtliche Liebe, ohne ſie gehe das Volk zugrunde.

9. Juli: Die Regierungskommiſſion genehmigt endlich nach jahrelangem Zögern der Stadt Saarbrücken eine 68 Millionen betragende Frankenanleihe.

12. Juli: 11. Tagung des Bundes der Saarvereine in Neuſtadt a. d. Haardt. Siehe beſonderen Artikel mit Bildbeilage. Kern der Kundgebung: Das ganze Saarvolk iſt zum Endkampf bereit und bildet in ſeiner Treue eine Machtpoſition, die den ſicheren Sieg in der Saarfrage für Deutſchland verbürgt. „Wenn etwas gewaltiger iſt als das Schickſal, ſo iſt es der Mut, der's unerſchüttert trägt".

14. Juli: Weihe des Krieger-Ehrenmales von Uchtelfangen für 94 gefallene Söhne der Gemeinde. — Die Bevölkerung der Bürgermeiſterei Brebach zählt 25 524 Seelen. Der Steuerrückgang beträgt 30 Prozent (10,5 Millionen gegenüber 13 Mill. 1929). 1929 betrug der Bierverbrauch 27 000 Hektoliter, 1930 nur 24 000. Die Unterſtützungsanträge übertrafen um 70 Prozent das Vorjahr. Die aus kommunalen Mitteln beſtrittene Sargbeſchaffung verurſachte einen Koſtenaufwand von 51 350 Fr.

15 Juli: Die Preſſe meldet, daß am franzöſiſchen Nationalfeiertage (14. Juli) Leiter der Domanialſchulen Eltern und Schüler zu einem Feſt eingeladen hätten, ſo u. a. in Reden und Heiligenwald. Den Widerſpenſtigen werden die Grubenwohnungen gekündigt oder eine Mietsſteigerung bis zu 250 Prozent angekündigt. Aber keine noch ſo große Not wird die Volksgenoſſen von uns trennen.

17. Juli: In einer Verſammlung des Landesvereins der preußiſchen Gewerbe- und Handelslehrerſchaft, Zweigverein Saar, wird Stellung genommen gegen die deutſchfeindliche Haltung der Schulabteilung, die, wie gemeldet, die Gleichſtellung der Domanialberufsſchulen mit deutſchen Schulen dieſer Art dekretiert hat. Gefordert wird die Zurücknahme der Verordnung, da die Einführung in das deutſche Kultur-Gemeinſchafts- und Staatsleben durch die Franzoſenſchule niemals gewährleiſtet ſei.

18. Juli: Die Aufwertung der Sparguthaben erfolgt zu einem Satz von 15 Prozent. — Durch die Schließung der Steingutfabrik von Villeroy & Boch ſind von 3600 Einwohnern Wallerfangens 600 brotlos geworden.

21 Juli: Der Landesrat mahnt in ſeiner heutigen Sitzung zur deutſch-franzöſiſchen Verſtändigung und zu einer baldigen Bereinigung der Saarfrage.

23 Juli: Die Londoner Siebenmächtekonferenz verpufft durch die Engherzigkeit und den Machtdünkel der Franzoſen. Im Saargebiet, das den Uebermut der weſtlichen Herrſchaften kennt, iſt man nicht überraſcht, hat volles Vertrauen zur Ueberwindung der Kriſis durch das Reich.

Das große Flugunglück in Saarbrücken. Abſturz des Verkehrsflugzeuges der Strecke Köln—Saarbrücken.

WILLKOMMEN!

Unerwartete Folge. Ein Lehrer in S. schreibt mir: Ein Junge meiner Klasse war von einem bissigen Hunde übel zugerichtet worden. Der Vorgang gab mir Veranlassung, über die Behandlung der Hunde zu sprechen. Ich warnte vor übermütiger Neckerei, ebenso verhängnisvoll könnten aber auch übertriebene Liebkosungen wie das Küssen der Hunde werden. „Stimmt", ruft da ein Knirps, „unsere Tante hat ihren Dackel geküßt und schon nach acht Tagen ist der Hund krepiert."

KALKOFFEN & FRANKE G. M. B. H.

Saarbrücken 3

Dudweiler Straße 9
Telephon 171 und 4314

Spezialhaus für
Tapeten, Wandspannstoffe, Linkrusta,
Linoleum, Balatum en gros, en detail
Zweiggeschäft: Malstatt, Breite Straße 20.

SEIT ÜBER
225 JAHR

BRUCH-BRÄU

AN DER SAAR

Alpina
DAS KENNWORT GUTER UHREN

ALPINA-GRUEN-UHREN

AUGUST METZGER K/G

JUWELEN, GOLD- U. SILBERWAREN

SAARBRÜCKEN 1, EISENBAHNSTR. 46

Was sind Elemente? Auf diese Frage des Lehrers meldet sich mir ein Schüler, den ich als größten Dummkopf meiner Klasse bezeichnen möchte. „Nun, August, weißt du auch mal was? Na, sag's!" „Elemente sin das Geld, das mine Mutter alle Monat for mich kriegt!"

Werkstätte für Raumkunst und Bauschreinerei GmbH

Anfertigung kompl. Wohnungs-Einrichtungen
Spezialität: Modern. Innen-Ausbau

SAARBRÜCKEN 3
Richard-Wagner-Straße Nr. 17—19 / Telephon 4678

JOH. TRAMONTIN
SAARBRÜCKEN 3

Neugäßchen 14, Telephon 4263, Gegr. 1895

Mosaik- u. Terrazzoböden
Kunststeine jeder Art
Beton und Eisenbeton

SPEZIALITÄTEN:
STOCKWERKS-TREPPEN IN TERRAZZO UND KUNSTSTEIN

ZEMENTWAREN • ZEMENT UND GIPSESTRICH

Zur 11. Tagung des Bundes der Saarvereine.

Von A. Z.

In einer deutschen Schicksalsstunde, in den Tagen großer politischer Auseinandersetzung, sah Neustadt a. d. H. am 11. und 12. Juli die diesjährige Tagung des Bundes der Saarvereine. Nach vielen Tausenden zählten die Heerscharen, die von nah und fern herbeiströmten, eine Stunde zu durchleben, die aus dumpfem Zagen immer wieder aufwärts reißt und uns in Deutschlands Trauertagen fest an die Zukunft glauben heißt. Es war wie ein Erlösen an diesem Sonnentag, da er den Trug, den bösen, zerschlug mit scharfem Schlag. Auf der einen Seite die materielle Macht, auf unserer dagegen die inneren, unbesieglichen Kräfte des Volkstums, die noch nie vergebens eingesetzt wurden. Es war erhebend, Vertreter aller politischen Parteien von den Deutschnationalen bis zu den Sozialdemokraten ungeachtet aller taktischen Auffassungen, die unveräußerlichen, unverjährbaren Rechte der Saar verteidigen zu sehen. Keine territorialen Zugeständnisse, kein Nachgeben in der Grubenfrage! Ob Frankreich die Abstimmung will, das liegt bei ihm. Wir fürchten sie nicht. Im Gegenteil, es muß endlich einmal auch hier durch das Volk die Unehrlichkeit der französischen Politik vor aller Welt enthüllt werden. Sie soll und muß eine deutsche Antwort erhalten auf alle Ränke und Verschlagenheit, auf glatte Zungenfertigkeit. Wir kennen welsche schöne Phrasen, alles Blendwerk, Seifenblasen, immer wieder falsches Spiel und immer noch das gleiche Ziel.

In Neustadt wurde der Heuchelei die Maske wieder einmal vom Gesicht gerissen und der Welt ein klares Bild gezeigt, das nicht ohne Eindruck geblieben ist. Die Vortragsveranstaltung hatte die Vorkämpfer auf dem Kulturgebiet, die Führer der politischen Parteien und der Wirtschaft auf den Plan gerufen. Ihre Anklagen fanden Gehör und reiften in allen Zuhörern den Entschluß, den Endkampf tapfer und unbeugsam durchzuführen. Jede Stunde, jeder Tag lass' empfinden, was wir litten, gegen welschen Lugvertrag bis zum Sieg gestritten! Dieser Gedanke faßte Wurzel in allen Herzen und bewegte tief die Gemüter der Teilnehmer.

Den glanzvollen Höhepunkt der Neustadter Tagung bildete die gewaltige Kundgebung in dem herrlichen Freilichttheater des Herz-Jesu-Klosters. Es war ein imposantes, eindrucksvolles Bild, die vielen Tausende inmitten des massigen Felsenpanoramas zu sehen, doppelt erfreulich durch die Teilnahme der Jugendbünde, die mit Fahnen und Wimpeln das Ganze farbenprächtig belebten. Und so tagte die bedeutungsvolle Versammlung, umrauscht von deutschen Fahnen, in ihren Falten schwang ein Raunen und ein Ahnen wie heimatlicher Klang. Er wollt' auf's neue werben für Saarlands alten Ruhm und alle, alle mahnen zu neuem Heldentum. In andächtiger Stille verharrte die Menge und schenkte den Rednern größte Aufmerksamkeit. Senatspräsident Andres begrüßte die Ehrengäste, den bayerischen Ministerpräsidenten, den Bischof von Speyer und das Oberhaupt der pfälzischen evangelischen Kirche. Gleich darauf trat der Präsident des saarländischen Landesrats ans Mikrophon, um der unlöslichen Verbundenheit zwischen Saar, Pfalz und Reich besonderen Ausdruck zu verleihen. Laut und feierlich erklärte er vor aller Welt, daß der Saar Geschick verknüpft sei mit dem Geschick des Vaterlandes, was immer auch dem deutschen Volk beschieden sein möge. Rauschender Beifall begleitete dieses Gelöbnis. Dann sprach der Oberbürgermeister von Saarbrücken. Er erinnerte an das gemeinsame Erlebnis der Besatzung und appellierte an die Mithilfe der Pfälzer im Schlußakt des saarländischen Befreiungskampfes. Die Gegner des Saarvolks hätten sich viele Machtpositionen geschaffen, aber die Herzen der Saardeutschen hätten sie nicht erobern können. Es war nur zu natürlich, daß diese Ansprache ausklang in das Wohlgemuthsche Chorlied „Vaterland".

Die Rede des bayerischen Ministerpräsidenten verschmähte diplomatische Formulierungen. Er stellte die Tatsachen klar und scharf heraus und unterstrich mit besonderer Deutlichkeit die moralische Seite der Angelegenheit: An der Saar möge Frankreich seine vielgerühmte Friedensliebe und seinen angeblichen Gerechtigkeitssinn beweisen. Wiederholt rauschte Beifall auf, als er an die Treue der Saarländer zum Reich und die Treue des Reiches zum Saarland erinnerte. Die Ansprache endete mit der Verlesung und einstimmigen Annahme einer entsprechenden Entschließung und mit dem begeisterten Absingen des Deutschlandliedes. Dann folgte ein wuchtiger Abschluß der Kundgebung, die packende Wiedergabe der Rütliszene. Weithin schallte vom hohen Felsgestein die Stimme Stauf-

fachers herab, weithin dröhnte der Schwur der Hunderte, die auf den Felszacken Aufstellung genommen hatten, ergriffen und schweigend lauschte die Menge: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern . . .“ Dann löste sich die seelische Spannung in dem erlösenden Ruf des niederländischen Dankgebetes: „Herr, mach' uns frei.“

Der Saarverein trug in rastloser, viel Jahre langer Arbeit Klarheit und Wahrheit über unsere Heimat durch alle deutschen Gaue. Er half damit unverzagt an dem Wall bauen, der uns schützt. Ihm sei auch an dieser Stelle herzlich gedankt für seine mühevolle, aber auch zugleich erfolgreiche Sorge um uns. Er wird nicht nachlassen, uns zur Seite zu stehen, mit uns durch alle Not zu gehen, bis durch das Tal wird lohen der Freiheit Feuerbrand und keine Faust wird drohen dem lieben Heimatland.

Aus der guten alten Zeit.

Im Jahre 1863 forderten die Anwohner der heutigen Futterstraße von ihrer Verwaltung eine Gaslampe für ihren Straßenzug. Darauf antwortete die Stadt-Bürgermeisterei St. Johann:

An die Haus-Eigentümer resp. Bewohner der Futtergasse

Herrn Lang & Conf.

Dahier.

Auf die Eingabe vom 12t. dhs. Mts., betreffend die Anbringung einer städtischen Gaslaterne in der Futtergasse, wird Ihnen hierdurch zum Bescheide eröffnet, daß die Stadtverordneten-Versammlung in der Sitzung vom 28t. dhs. Mts. das derfallsige Gesuch vorläufig abgewiesen hat;

Die Motive der Abweisung bestehen eines theils darin, daß die sämtlichen Häuser auf der Futtergasse ohne Erlaubniß und gegen den Willen der städtischen Behörde erbaut worden sind, andern theils aber auch darin, daß die Stadt nicht einmal die Befugniß hat, eine Röhrenlegung durch die Futtergasse herzustellen, weil diese Straße bis heute noch nicht städtisches, sondern Privat-Eigentum der einzelnen Hausbesitzer ist.

St. Johann, den 30. Dezember 1863.

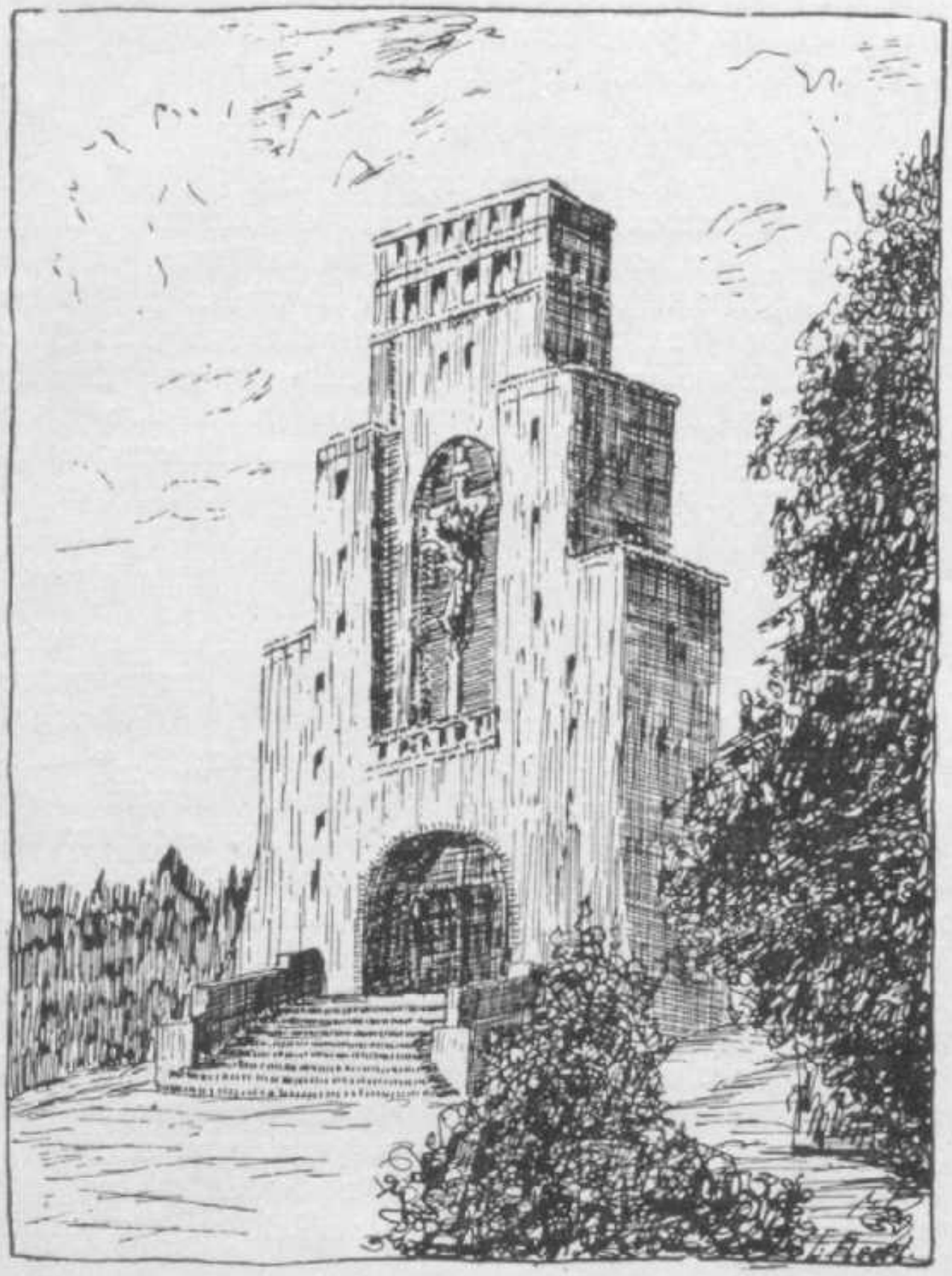
Der Bürgermeister.
Karcher.

Das „merkwürdige“ Frankfurt.

Erhielt da dieser Tage ein hiesiger Herr von einer Frankfurter Firma einen Brief, auf dessen oberen Teil auffallend der Werbestempel „Frankfurt am Main steckt voller Merkwürdigkeiten“ prangte. Dagegen wäre natürlich durchaus nichts einzuwenden, wenn nicht der Absender die Adresse folgendermaßen abgefaßt hätte: **„Monsieur** M. He.“ Saarbrücken usw. Der „Musjöh“ in Frankfurt am Main könnte eigentlich wissen, daß im Saargebiet deutsch gesprochen wird. Goethe hat mal wieder recht: „Frankfurt am Main steckt voller Merkwürdigkeiten“.

Das Kriegerehrenmal auf dem Schaumberg.

Das Kriegerehrenmal auf dem Schaumberg ist errichtet worden an der Stelle, wo am 29. Juli 1914, dem Tage der Ermordung des österreichischen Thronfolgers, der Grundstein gelegt wurde zu einem Aussichtsturm, dessen Mauerstumpf bis vor zwei Jahren noch die Kuppe des Schaumberges verunzierte. 1928 begann man mit den Bauarbeiten, nachdem schon seit 1925 ein Komitee, unter dem Vorsitz des Ministers Koßmann, die nötigen Gelder gesammelt hatte.



Der Plan zu dem mächtigen Bauwerk stammt von dem Saarbrücker Architekten Gombert. Er hatte die Aufgabe, Kriegergedächtniskapelle und Aussichtsturm in einem zu vereinigen, und er hat diese Aufgabe so gut gelöst, daß sich diese so verschiedenen Zwecke nicht stoßen, sondern eindrücklich ergänzen. Der 37 Meter hohe Turm verjüngt sich nach oben in zwei Absätzen. Von der 20 Meter breiten Basis führt eine mächtige Freitreppe zur Kapelle hinein. Ein zehn Meter hohes Kreuz, mit einem vier Meter hohen Heilandsbild schmückt den Mittelteil des Turmes über der ersten Plattform. Die einfachen Formen, durch keinerlei kleinlichen Zierat gestört, lassen das Bauwerk überaus wuchtig erscheinen, ohne daß es dadurch schwerfällig wirkt.

Zwei franz. Urteile über das Saargebiet.

Das wilde und das verständige Frankreich.

„Die Saarländer werden immer zahlreicher, welche die über ihrem Haupt aufgehängte Drohung erkennen und ihre Angst (vor Deutschland) hinausschreien würden, wenn sie nicht dem Joche des Peußenschreckens unterworfen wären."

Jean Revire (Pseudonym des eifrigsten französischen Propagandisten Herley im „Journal des Français de la Sarre", Zeitung für Saarfranzosen, die gar nicht vorhanden sind.)

„Prüft man die Einzelheiten des vorgesehenen Reglements für die Regierung und Verwaltung des Saarbeckens, so entdeckt man ohne Mühe sein dreifaches Ziel: den Einfluß Deutschlands auszuschalten, dafür den Frankreichs einzusetzen, endlich ihm die Mittel an die Hand zu geben, das in Wirklichkeit deutsche Land zu entnationalisieren, zu „entgermanisieren", damit am Ende der fünfzehn Jahre die Abstimmung gegen Deutschland sei."

Alcide Ebray, französischer Generalkonsul und Gesandter a. D. in seinem Buche „Der unsaubere Friede" (Versailles).

Einige bedeutungsvolle saarl. Stimmen zur politischen Situation.

„Frankreich hat keinerlei Ansprüche, weder historische noch wirtschaftliche, auf das Saargebiet. Die auf Betreiben Frankreichs vorgenommene Trennung des Saargebiets vom deutschen Vaterland war ein großes Unrecht, zu dessen baldiger Wiedergutmachung Frankreich schon im Interesse des Völkerfriedens beizutragen verpflichtet ist.

Die Saarbevölkerung will nur eines und das hat sie tausendmal vor aller Welt bekundet: Die baldige und restlose Rückkehr zum Vaterland, die vollkommene Wiederherstellung des politischen und wirtschaftlichen Zustandes, wie er vor Beendigung des Weltkrieges bestanden hat. Jede andere Lösung der Saarfrage lehnt sie rundweg und mit aller Entschiedenheit ab. Kein einziger Saardeutscher, kein Fußbreit saarländischen Bodens, kein Pfund saarländischer Kohle darf dem Vaterland entzogen werden."

Entschließung des saarl. Zentrums 1931.

„Es ist unser unumstößlicher Wille, sobald wie möglich dem Deutschen Reiche und deutschen Volke wieder eingegliedert zu werden, ohne daß weder ein Quadratzentimeter Boden des Saargebiets noch ein Pfund Kohlenvorkommen zugunsten Frankreichs abgetreten wird. So wie das Saargebiet abgetrennt wurde, muß es auch wieder zurückkehren. Wir wollen unter keinen Umständen zu Frankreich, auch dann nicht, wenn Deutschland so arm wie eine Kirchenmaus wäre. Wir wollen keine Verschacherung unserer Wirtschaft, wir wollen auch kein Stätchen nach dem Muster Luxemburgs von Frankreichs Gnaden. Je eher man unseren Willen erfüllt, um so eher ist die Befriedung Europas möglich. Das ist die unzweideutige Meinung der Saararbeiterschaft. Wer sie beachtet, dient auch Frankreich am besten."

Der „Saarbergknappe", das einflußreiche Organ der Bergarbeiterschaft.

„Im Schulkampf stehen die Parteien in einer Phalanx. Auf dem Gebiete der Arbeitsbeschaffung muß die Regierungskommission endlich aus ihrer Passivität herausgehen. Die Autonomiepropaganda der Franzosen erledigt sich am besten durch die Feststellung, daß das Saargebiet ja gar keine autonome, sondern eine Kolonialverwaltung habe, wie sie in Afrika und Asien üblich ist. Wo bliebe übrigens ein autonomes Saargebiet, wenn Deutschland nicht Jahr für Jahr 75 Millionen Reichsmark Sozialzuschüsse in das Saargebiet sendet. Wir haben nicht nur materiellen Druck auszustehen, sondern auch einen anderen, von dem wir sobald wie möglich wieder befreit sein möchten: wir möchten wieder freie Menschen auf freier Erde sein. Es wäre allerdings verfehlt, jetzt noch mit großen Zugeständnissen die Zeit unserer Bedrückung abzukürzen. Wir werden nicht drängen und dem Reiche Lasten aufbürden, die durch nichts zu rechtfertigen wären, nachdem wir dem Tag der Rückkehr so nahe sind. Wir können wohl sagen, daß wir selbst in den schlimmsten Jahren die Dinge gemeistert haben, und wir wissen, daß wir sie auch noch weiterhin meistern werden. Auch das deutsche Volk wird seine Notzeit meistern, denn es ist gesund und nicht zu entbehren im Kranz der europäischen Völker. Wir werden wieder zurückkehren, selbst wenn uns im Verband des Deutschen Reiches eine Zeit der Not erwartet und auf der anderen Seite Wohlstand winken würde!"

Landtagsabgeordneter Schmelzer
(Aus der Rede am 17. Mai 1931 bei der Begrüßung der Reichstagsfraktion der D. V. P. im Saargebiet).

Zur Saarbrücker Wirtschaftsgeschichte.

Gassenordnung. (Stadtprotokoll von St. Johann, 17. September 1606.)

„Der Feldschütz soll von Haus zu Haus verkündigen, daß die Schweine, so außer- oder innerhalb der Stadt uff Gassen und an orten, dahin sie nit gehörig, betreten werden, sollen dem Gartenschützen Krieger Nickeln von dem Stück bei Tag 2 Albus und nachts 1 Batzen Buße geben, so zum halben sein (des Schützen) und übrigs der Stadt soll verrechnet werden."

1628. 31. März.

„Antoni Welder, geschworener Gartenschütz, ist stark verwarnt, Kuh und Schwein, und was nit zum Hirten gekehrt und uff der Straßen oder sonst befunden wird, ins Zwengel zu verwahren und die gesetzte Straf davon abzunehmen; denn täglich viel Schaden in Gärten und Grabstücken vorgeht."

An alle, die nicht alle werden.

Wie man gut Deutſch reden ſoll,
Lernen unſre Deutſchen wohl;
Wenn ſie nur auch lernen wollten,
Wie ſie gut Deutſch handeln ſollten!

v. Logau, Sinngedichte.

Das einz'ge Mittel, deutſch zu bleiben,
Iſt — deutſch zu ſein!

Hamerling, Homunkulus.

Es liegt in der deutſchen Natur, alles Ausländiſche in ſeiner Art zu würdigen und ſich fremder Eigentümlichkeit zu bequemen.

Eckermann, Geſpräche mit Goethe, 10. 1. 25.

Fremde Kleidungen bringen fremde Sitten und Bräuche mit ſich, fremde Sitten bringen fremde Völker und neue Gäſte, die neuen Gäſte vertreiben dann bald die alten Einwohner.

Herzog Ulrich von Württemberg.

So 'n bißchen Franzöſiſch,
Das iſt doch ganz wunderſchön.

Kaliſch, Der gebildete Hausknecht.

Das Ausland hat immer einen gewiſſen vornehmen Anſtrich für uns.

Bismarck, 15. 11. 49.

Diener tragen insgemein ihrer Herren Liverei:
Iſt denn Frankreich Deutſchlands Herr? Iſt denn Deutſchland ſein Lakai?
Freies Deutſchland, ſchäm' dich doch dieſer ſchnöden Kriecherei!

v. Logau, Sinngedichte, Franzöſiſche Kleidung.

Ad rem der Kriegsſchuldfrage.

Bismarck ſagt in ſeinen „Gedanken und Erinnerungen“:

„Unſer Intereſſe iſt, den Frieden zu erhalten, während unſere kontinentalen Nachbarn ohne Ausnahme Wünſche haben, geheime oder amtlich bekannte, die nur durch Krieg zu erfüllen ſind.“

Eine Erinnerung.

Karl Schurz, deſſen 100. Geburtstag am 2. März gefeiert wurde, ſchrieb in ſeinen Lebenserinnerungen II, S. 86:

„Spätere Erfahrungen haben die Ueberzeugung in mir beſtärkt, daß der Deſpotismus der Parteiorganiſation eine der größten und tückiſchſten Gefahren iſt, welche die Lebensfähigkeit freier Inſtitutionen bedrohen.“

„Wer das Faſche verteidigen will, hat alle Urſache, leiſe aufzutreten und ſich zu einer feinen Lebensart zu bekennen. Wer das Recht auf ſeiner Seite fühlt, muß derb auftreten. Ein höfliches Recht will gar nichts heißen.“

Goethe (Sprüche in Proſa. Ueber Naturwiſſenſchaft V.)

Es gibt für ein Volk in unſerer Lage und Niederlage zunächſt nur eine Hoffnung, das iſt der Glaube an ſeine Sprache. In ihr muß es die Gnade ſehen zu neuer Gemeinſchaft und die Verpflichtung zu neuer Herrſchaft; denn die Sprache iſt die Provinz, aus deren ſeeliſcher und geiſtiger Haltung die Wirklichkeit und die Wahrheit ihre Tatſächlichkeit und Sachlichkeit erwirken. Deutſch Dichten und Denken heißt danach trachten, den Raum unſerer Mutterſprache zu vergrößern und zu vollenden.

Freiherr v. Stein.

Dr. Pustkuchen, der treue Deutsche.

Von A. Z.

Im „Saarkalender“ 1926 erschien zur Geschichte des Saargebiets von A. Müller als dankenswerter Beitrag: „Ein Zeitgenosse und Gegner Goethes in unserer Heimat.“ Der Verfasser hat damit den Wiebelskirchner Pfarrer Dr. Friedrich Wilhelm Pustkuchen (1793—1834) der Vergessenheit entrissen, einen Mann von hoher Bildung, denn er war gleich tüchtig als Theologe, Padagoge, Mediziner und Literat. Als strenggläubiger Protestant war er ein Gegner Goethes und ist auch wohl aus diesem Grunde dem Halbgott von Weimar offen und scharf in mehreren Schriften gegenübergetreten. Sie erregten durch ihren inneren Gehalt und ihre Formenschöne Aufsehen und beschäftigten längere Zeit leidenschaftlich die literarisch gebildete Welt Deutschlands. In den Jahren 1821—1823 erschien aus seiner Feder der Roman „Wilhelm Meisters Wanderjahre“. Der erste Teil dieses Romans erschien noch vor dem Goetheschen, in dem er sich mit dem gleichnamigen Roman Goethes und dem vergötterten Liebling der Nation in heftiger Form auseinandersetzte, ihn angriff und bekämpfte. Der Olympier hielt es nicht unter seiner Würde, dem kühnen Pfarrer satirisch zu entgegnen.

Mit der geistreichen und selbst vom preußischen Königshause beachteten Persönlichkeit beschäftigte sich eingehend und mit ernster Wissenschaft Hellmuth Bleymehl, Lehrer in Wiebelskirchen. Seinem glücklichen und eifrigen Forschen ist es zu danken, daß wir uns heute über den Bildungsgang, das Privatleben und die vielseitigen Arbeiten Pustkuchens leicht orientieren können.

Diesmal müssen wir es uns versagen, näher auf die fesselnden Resultate der Arbeit Hellmuth Bleymehls einzugehen, es sei aber einer Episode aus dem bewegten Leben des Gelehrten gedacht, die heute noch alle Saarländer interessieren dürfte.

Wir wissen, daß die Franzosen die Hoffnung auf den Gewinn des Saarkohlengebiets niemals aufgegeben haben. Sie erstrebten das Heil stets auf krummen Wegen. Wie heute suchten sie auch nach den Freiheitskriegen mit ihrer Propaganda für Frankreich Stimmung zu machen und zu werben. Wie sie heute das moralische Lumpengesindel, das sich überall für ein Linsengericht zu jedem Verrat bereit findet, als Vorspann für ihr Ziel benutzen, so suchte man damals hervorragende Männer zu gewinnen. Bleymehls Studien über Dr. Pustkuchen bringen hierfür ein bezeichnendes Beispiel. Es heißt da:

„Wegen der damals nur spärlichen Einnahmen lebte Pustkuchen mit seiner zahlreichen Familie nicht gerade in rosigen Verhältnissen. Außerdem war er selbst oft krank. In diese Zeit fällt eine Begebenheit, die uns Saarländer, weil sie in übertragenem Sinne fast zeitgemäß anmutet, besonders interessieren dürfte.

Hochgestellte Franzosen schickten ihm ein handschriftliches Werk zu, in welchem der damalige König Friedrich Wilhelm III. und sein Haus stark verunglimpft wurde.

In einem dabeiliegenden Briefe wurde Pustkuchen aufgefordert, sich gegen Preußen zu empören und das Buch unter seinem Namen herauszugeben. Sodann sollte er sofort über die Grenze fliehen, wofür er dann als Judaslohn für alles eine Villa in Lyon nebst einer großen Summe Geldes, von welcher er und seine Familie sorgenfrei hätte leben können, erhalten sollte. Ein verlockendes Anerbieten! Aber Pustkuchen schickte das Buch mit dem Begleitbrief nach Berlin an den König. Dieser dankte eigenhändig in einem Schreiben für die bewiesene Treue, die „weder er noch sein Haus vergessen werde“. Er möge sich weiterhin in allen eigenen und seiner Kinder Angelegenheiten vertrauensvoll an das Königl. Haus wenden. Das Schreiben schloß mit den Worten: „was Frankreich versprechen kann, kann halten Ihr dankbarer König Friedrich Wilhelm“.

„Rückschauend auf die zahlreichen und gehaltvollen Schriften", so faßt H. Bleymehl sein Urteil zusammen, „darf man wohl mit Recht behaupten, daß Wiebelskirchen stolz sein kann, eine solche Persönlichkeit in seinen Mauern beherbergt zu haben. Als Geistlicher war Pustkuchen ein gewissenhafter und beliebter Kanzelredner, der großen Einfluß auf seine Gemeinde ausübte. Besonders lag ihm die sorgfältige Erteilung des Religionsunterrichtes bei der Jugend am Herzen. Er war ein Freund und Förderer wahrer und werktätiger Gottesfurcht, aber ein Feind untätiger Frömmigkeit. Eine Persönlichkeit also, die wert ist, der Vergessenheit entrissen zu werden und das wäre neben der Pflege seiner Grabstätte auf dem alten Friedhof das schönste Andenken, das Wiebelskirchen ihm bewahren könnte."

Alt-St. Wendel.

Von **R. Rudolf Rehánek.**

Es gibt Stunden, in denen sich der Mensch aus dem Häusergewirr und den Dunstschwaden der Industrie- und Großstadt fortsehnt nach einem stillen Winkel, um Erholung zu finden. Unsere modernen Bäder und Kurorte aber bieten trotz der gewöhnlich herrlichen Umgebung manchmal alles andere, denn Entspannung. Ein Fest jagt hier das andere und beim Jazzorchester flieht dann der Erholungssuchende wieder zurück in sein Heim — in die Großstadt . . . .

K l e i n s t a d t z a u b e r ! — Wer hat ihn noch nicht gekostet und kennt nicht das Gefühl, das von zahllosen lustigen Kobolden auf den aufmerksamen Beobachter ausgestrahlt wird? . . .

S t. W e n d e l ! Wie oft zog es mich in deine winkeligen Gäßchen, in den Schatten deiner alten Häuschen und zu deinem ehrwürdigen Wahrzeichen, dem St. Wendelinusdom! — — —

Still liegt das Städtchen und auf den Dächern der vielfach bunt ineinander geschachtelten Häuschen lassen die Sonnenstrahlen die blanken Schiefer oder die braunroten Ziegel hell aufleuchten.

Ab und zu stockt der Schritt, der in den holperigen Seitengäßchen merkwürdig widerhallt. Der Blick haftet auf altertümlichen Bauten, deren Gestaltung dem Kenner Bilder aus längstvergangenen Tagen hervorzaubern — aus Zeiten, da wettergebräunte Fuhrknechte und trutzige Söldnergestalten hier feuchtfröhliche Einkehr hielten. Da tauchen sie wieder auf, die alten Schenken und Gaststuben: „Z u r S o n n e", „Z u m B ä r e n", „Z u r K r o n e", „I m w e i ß e n R o ß" usw. und geben uns Kunde von dem starken Fremdenverkehr in alter Zeit — aber auch vom ebenso trink- wie ehrenfesten Bürgertum, wie uns die Chronika berichtet:

„Im Zechen und Verzehren gingen freilich die hochachtbaren Väter der Stadt mit einem guten Beispiel voran, indem sie bei jeder Gelegenheit von Amtswegen ganz gehörig pokulierten, um sich von den gehabten Anstrengungen zu erholen und für die Sorgen um das Wohl der Stadt zu entschädigen, was natürlich stets auf Kosten des gemeinen Säckels geschah. In den Gemeinde- und Gerichtsrechnungen jener Zeit betreffen fast die Mehrzahl aller Ausgaben (!) dergleichen Kneipereien. Da heißt es: „Item, als dies oder jenes geschehen, ist aufgegangen — ist aufs Rathaus geholt — ist verzehrt worden — soviel Gulden und alb. usw." — Im Jahre 1598 beteiligte sich die „gemeine Bürgerschaft" anläßlich der Versteigerung der Grasschar an einem Gelage, wobei der ganze Erlös in „Hantz bastgens Hauß von 44 Personen in 48 St. Wendeler Maßen, 110 Liter Wein" umgesetzt wurde. — Besonders begossen aber wurden die mannigfachen Festlichkeiten der Zünfte. Bei der Aufnahme eines Gerbers im Jahre 1767 wurden von 27 Mann insgesamt 63 Quart Wein „hinter die Binde" gegossen. Daß aber die wohlachtbaren Frauen bei diesen Freudenfesten der Männer nicht leer ausgingen, beweist folgendes: „. . . Es werden 21 Gulden 9 Alb. in Ansatz gebracht, welche Herr Johannes Wilhelm Dhame, seine liebste, die frauw scholtheßen (Frau des Schultheiß), die Herren Chefen und ihre weiber, mit verwilligung des Herrn Scholtheßen" an einem Fastnachtstage verzehrt haben . . .

Von der alten S t a d t b e f e s t i g u n g der „Wehrhaften Stadt" ist nur noch weniges erhalten geblieben, doch klingen heute noch die alten Namen der Warttürme: „G i e g e l s -

turm", „Hexenturm", „Pulver"- und „Schießturm" in den Erzählungen des Volksmundes. So berichtet uns N. Obertreis in „Stadt und Land des hl. Wendalin" folgende ergötzliche Geschichte vom „Schuster Born im Hexenturm":

„Es war im Jahre 1711. Der Schuster Born hatte beim Kronenwirt etwas tief in den Becher geschaut und dann weidlich über den derzeitigen Amtmann Damian D'Hame vom Leder gezogen. Das kam dem hohen Herrn zu Ohren. Er ließ den Schuster vor Gericht laden. Das Hochgericht verurteilte ihn nicht nur zu einer Geldbuße und den Kosten, sondern auch zur Abbitte. Da Born nicht widerrufen wollte, führte ihn der Büttel ins Gefängnis im Hexenturm. Daß es darin nicht geheuer war, wußte jedermann, aber der Meister vom Pfriem wollte dem allen trotzen.

Doch als der Büttel den Riegel vorgeschoben hatte, der Schuster nun allein auf der Holzbank saß und es Abend wurde, sank rasch sein Mut. Es raschelte und krabbelte, polterte und kollerte unter ihm, über ihm; langschwänzige Unholde regten sich in der dunklen Ecke, tummelten sich zu seinen Füßen, die er entsetzt auf die Bank zog, und o weh! an der mondbeschienenen bleichen Wand griff eine schwarze Hand nach ihm. Vor Grausen standen dem Aermsten die struppigen Haare zu Berge. Halbtot vor Angst, auf der Holzbank kauernd, fand ihn der Büttel, als er die Morgensuppe brachte. Born erklärte nun, alles tun zu wollen, aber keine Stunde mehr im Turm zu bleiben." . . .

*

Der Stolz der St. Wendeler ist ihre Pfarrkirche, der Wendelinusdom. Wuchtig reckt sich der altehrwürdige Bau mit seinem Dreigetürm empor, das Wahrzeichen der Stadt bildend und gleichzeitig ein sprechendes Zeugnis des tiefen Glaubenssinns ihrer Bewohner.

Mit Ausnahme des Hauptturmes, dessen zwiebelförmiger Helm der Barockzeit entstammt, zeigt uns der Monumentalbau durchweg gotischen Stil, dessen Bauperiode für Deutschland das 13., 14. und 15. Jahrhundert ist. Genaue Angaben über die Zeit der Entstehung des Gesamtbaues lassen sich nicht machen; die einzelnen Hauptteile gehören in ihrer Bauausführung verschiedenen Perioden an. Der älteste Bau des Domes ist vermutlich der Unterbau des Mittelturmes, der auf die erste Zeit christlicher Bautätigkeit schließen läßt. Für die Entstehung des Chores nennen Kirchenhistoriker die Jahre 1315 bis 1320; die Einweihung fand nach Broverius Pfingsten 1360 statt. Das mit reichen Skulpturen geschmückte Hauptportal weist in die Zeit der Spätgotik. Die Chronik nennt da das letzte Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts, da sich um diese Zeit zwei Meister hier in eine Zunft aufnehmen ließen. Beide kamen aus Andernach, wo sie eine ähnliche Kirche vollendet hatten.

Das Innere des Gotteshauses schließt sich in seiner künstlerischen Gestaltung ebenbürtig dem herrlichen Bau an. Unter den zahlreichen Sehenswürdigkeiten und Kunstwerken, die der Dom birgt, ist der Sarkophag des hl. Wendalinus, zu dessen Gebeinen an den Pfingsttagen 1924 etwa 230 000 fromme Wallfahrer pilgerten, das kostbarste.

*

Jahrhunderte sind nun vergangen, Kriegszeiten brausten vernichtend durch blühende Landschaften, Hungersnot und Seuchen rafften Generationen dahin — aber immer noch finden sich verträumte Winkel, an denen diese Schreckenszeiten, fast ohne größere Spuren zu hinterlassen, vorübergeeilt sind. Gerade diese sind es, die uns weit besser als irgend welche Bücher von Glanz- und Notzeiten, vom Ringen und Schaffen unserer Vorfahren erzählen. Setzen wir alles daran, diese „Ueberlieferungen" uns und späteren, dankbaren Generationen zu erhalten.

Abendlied.

Sinkt die Sonne golden nieder,
küßt zum Abschied Mutter Erde,
treiben müde Hirten wieder
heimwärts ihre stille Herde.

Rings verstummen die Gesänge,
Heimchen zirpt nur leis und Grille
und der Abendglocken Klänge
weihen andachtsvoll die Stille.

Mutter — ach — auch ich bin müde,
komm' und bette meine Glieder,
sing' mir, daß mich Gott behüte,
deine süßen Wiegenlieder.

Tischlermeister **C. Schumann.**

Ruine in der Saargroßstadt.

Von **Walter Henne.**

Wenn die Alten zum Abendschoppen zusammenkommen, dann wird über dieses und jenes „gebabbelt“. Von der unzureichenden „Paasion“ geht es über die Inflations- und Kriegsjahre zurück zu jenen Tagen, in denen die Alten jung waren. Da wird davon geredet, wie schön ruhig es war, von Rekruten- und Reservistenzeit wird gesprochen, ein wenig mit eigenen Leistungen im Beruf geprahlt, die Erinnerung an halbvergessene Turn- und Sängerfeste heraufbeschworen und zum xten Male berichtet der Henner, wie er „sei Durdel“ kennen lernte. Und schon sind sie auch bei einigen der hervorragendsten Bürgern angelangt. Der Name „Träger“ taucht irgendwie auf.

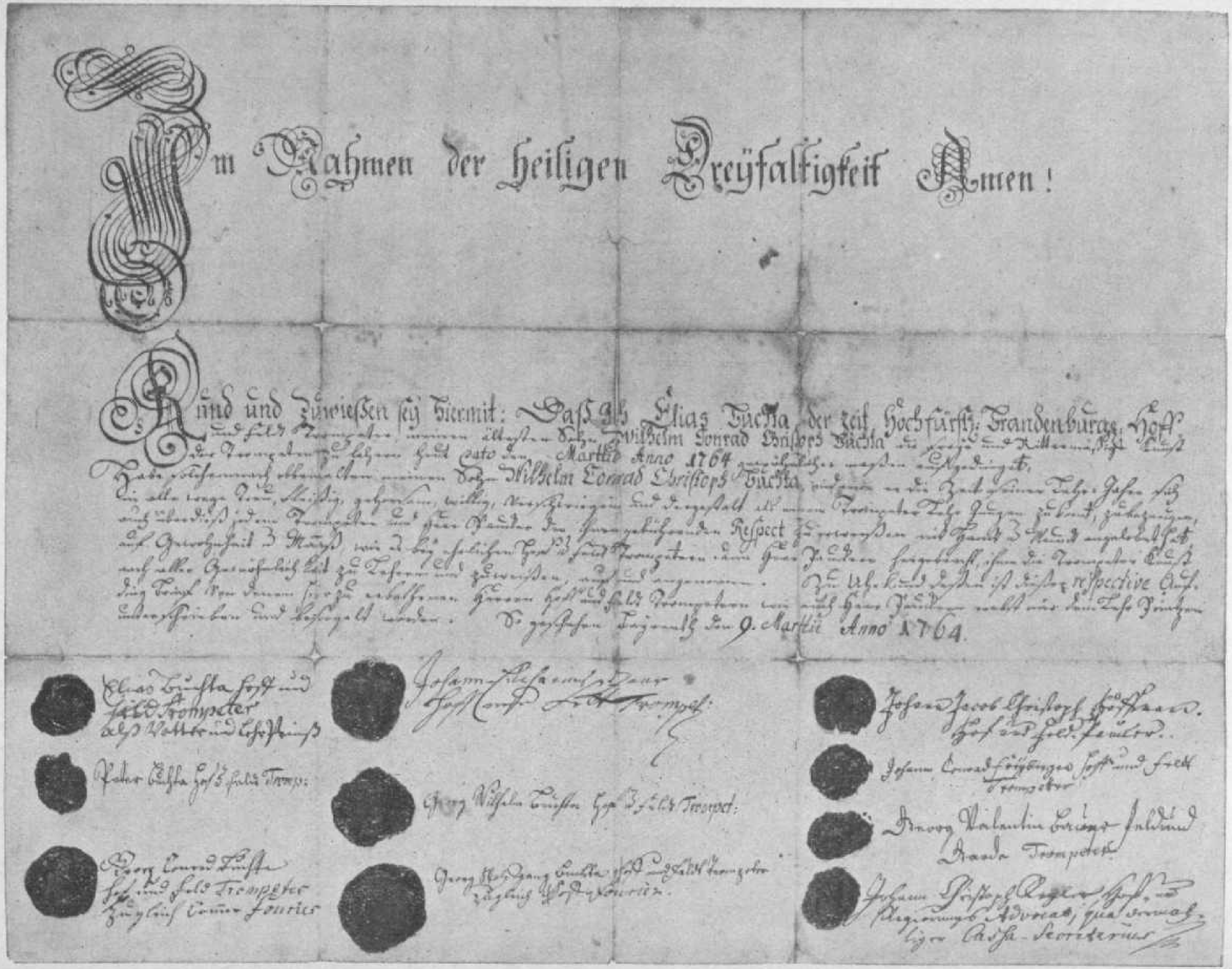
„Jo, jo,“ fängt der Kaarel an, „der hadd Dinges gemachd! Ich kann mich noch besinne, wie der do rum gelaaf is, mit seinem lange Bandel unn der lang Peif. Allerhand Viehzeich haddr gehadd, große Hunn, Affe un so Dinges. Mir hann immer Krambambel imwer ne geruf. Awwer nure, wann er uns net gesiehn hadd. Immer hadd er wolle sei Nachbare unn die Schdadt ärjere. So haddr viel vunn seine Grundsticke mit Pabbele ingegrenzt, vor de Aanlicher e Schawernack anzeduhn. Awwer de Klu war doch, wie er das Haus in der Gersweilerschdrooß hadd wolle baue. So ganz genau wääs ich das nimme, ob's schdimmt, wie ich's Eich verzähle. Awwer so ähnlich wirds wohl gewään sinn. Mei Babbe haddr mr viel dodriwwer verzählt.

Do hadd de Drächer aach emol widder so e richdicher Krach mit der Schdadt gehadd. Ich wääß nimme, um was es sich gehanneld hadd. Kurz unn gudd: er unn de Birjermeischder solle arich ausenanner gewähn sinn. Uff emol gehd de Drächer hin unn sahd ihm: „Also heeren emol, mir wolle uns widder verdraan. Zum Zeiche der Versehnung werr ich e Bauwerk uffihre, daß ner immer an mich denke.“ Do war alles schwer froh, wie ner Eich denke kinne.

Unn richdich: do fange se anme scheene Dag aan, uff enemm vunn de viele Grundsticker, wo die Drächerch gehadd hann, aan ze baue. Das war in der Gersweilerschdrooß. Do is Erd ausgehob wor, schwere Fundamente hann se in de Boddem eningebaut unn dann is der Bau aus'm Boddem kumm. Lauder schwere Sandschdään hann se geholl. Ei, hann die Saarbrigger gesaad, das gebbt awwer e schdolzer Bau! So is das Haus schnell bis zum erschde Schdock geschdieh — — do sinn die Awede inngeschdellt wor. Z'erschd hadd mr sich nix debei gedenkt. Wie awwer iwwerhaabd nix mehr dran gemachd wor is, hann sich die Leit doch emol drum gekimmert. „Nä, ich baue nimme,“ saad de Drächer. „Ich hann känn Luschd meh!“ „Ei, ob er dann nemme an sei Verschbreche denke dääd?“ Nadierlich dääd er das! Ob se dann net aach menne dääde, daß der halbe Rohbau e scheenes Erinnerungsmal an ihn wär? Dodebei is'r geblieb. Unn so schdehd das vermurkste Ding heit noch do. Bääm unn Gras unn Schdreicher wachse aus'm Haus eraus.

Vunn de Drächerch lebt känner meh. Awwer das Haus, wo schunn ball 60 Johr schdehd, halt die Erinnerung wach. Äänes Dachs wirds awwer aach verschwinne, genau so wie ich jetzte. Sunscht schilld mei Fraa. Gunaachd midenanner!“

„Gunaachd Kaarel!“



Im Nahmen der heiligen Dreÿfaltigkeit Amen!

Kund und zuwiessen sey hiermit: Daß Ich Elias [illegible] der zeit Hochfürstl: Brandenburg. Hof- und Feld Trompeter [illegible] Wilhelm Conrad Christoph [illegible] [illegible] dato [illegible] Martii Anno 1764 [illegible] Wilhelm Conrad Christoph [illegible] [illegible] Respect [illegible] respective [illegible] 9. Martii Anno 1764.

Aus der Geschichte einer saarl. Musikerfamilie.

Von A. Z.

Wer erinnert sich nicht von der älteren Generation des Musikers Wilhelm Buchta! Ein langes, schwarzes Bändel flatterte um die große, hagere Gestalt, das kahle Haupt bedeckte die Mütze eines Militärvereins, so sehe ich ihn noch vor mir, wie er, eine Art Notenmappe unterm Arm, gemessenen Schrittes durch die lärmenden Straßen wanderte. Ein begeisterter Jünger der edlen Musica spielte er mit Vergnügen überall auf, wo junge Herzen das unermüdliche Tanzbein schwingen wollten. Vom Tariflohn wußte er noch nichts, er geigte, spielte Klavier, komponierte, wie man es wünschte und der Geist ihn trieb. Manches Stücklein seiner bescheidenen und sonderlichen Art wurde von ihm erzählt. In einer regnerischen, stürmischen Herbstnacht klopfte die fröhliche Jugend den alten Meister heraus. Er erscheint endlich am Fenster: „Buchta, komm, du sollst uns aufspielen!" „Bei solchem Wetter nicht um eine Million", war die Antwort des im Schlafe gestörten. „Wir geben Dir auch einen Taler", rufen die Ungeduldigen. „Was, einen Taler, wartet nur einen Augenblick, ich bin gleich da!" Seine musikfreudige Seele war ein altes Familienerbe, er durfte mit Stolz auf seine Ahnen blicken. Er konnte mit Iphigenie sagen: Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt.

Sein Urgroßvater mit dem schönen alttestamentlichen Vornamen Elias (1711—1766) war bereits Hof- und Feldtrompeter in Bayreuth. Er bezeichnete sich jedenfalls nicht ohne Absicht als Feldtrompeter, denn er diente wohl unter Friedrich dem Großen im bayreuthischen Dragonerregiment, das 1745 bei Hohenfriedberg eine der berühmtesten Kavallerie-Attacken ritt. Zwanzig feindliche Bataillone wurden in voller Verwirrung zurückgeworfen, 2500 Gefangene gemacht, 66 Fahnen und 4 Geschütze erobert. Den Bayreuthern wurden vom Könige zum steten Andenken an ihre kühne Tat außerordentliche Ehrenzeichen verliehen. Man kann daher wohl annehmen, daß auch Elias Buchta mit schmetterndem Trompetensignal zu dem Angriff blies und dann tapfer mitkämpfte in einem Ringen, das Mut und Glück zu einem viel bewunderten Erfolge führte.

Der Sohn dieses Feldtrompeters ist Wilhelm Conrad Christoph Buchta, den der Vater selbst in die Lehre nimmt, um ihn „die freye und ritterliche Kunst der Trompeten zu lehren". Den so feierlich abgefaßten Lehrkontrakt bringen wir hier im Faksimiledruck. Er mag unserer Jugend zeigen, wie ernst man früher solche Dinge nahm, und was man von einem Lehrbub verlangte. Zu Nutz und Frommen unserer jungen Welt lasse ich auch den Wortlaut hier folgen.

Im Namen der heiligen Dreyfaltigkeit, Amen!

Kund und Zuwießen sey hiermit: Daß Ich Elias Buchta, derzeit Hochfürst: Brandenburg: Hof- und Feldt Trompeter, meinen ältesten Sohn Wilhelm Conrad Christoph Buchta die freye und Rittermäßige Kunst der Trompeten zu lehren. Heute dato Martii Anno 1764 gewöhnlicher maßen aufgedinget.

Habe solchemnach obbenanten, meinen Sohn Wilhelm Conrad Christoph Buchta, in denne er die Zeit seiner Lehr-Jahre sich in alle wege treu, fleißig, gehorsam, willig, verschwiegen, und dargestalt als einen Trompeter Lehr-Jungen zukomt zu bezeugen, auch überdieß jedem Trompeter und Heer-Pauker die ihnen gebührenden Respect zu erweißen mit Hand und Mund angelobet hat aus Gewohnheit und Maaß, wie es bey ehrlichen Hof- und Feld-Trompetern, dann Heerpaukern hergebracht, ihm die Trompeter-Kunst nach aller Gewöhnlichkeit zu Lehren und zuweißen, auf- und angenommen. Zu Uhrkund dessen ist dieser respective Aufding-Brief von denen hierzu erbethenen Herren Hof- und Feld-Trompetern wie auch Heer-Paukern nebst mir dem Lehr-Prinzen unterschrieben und besiegelt worden. So geschehen Bayreuth, den 9. Martii 1764.

Während der Lehrzeit starb Elias Buchta, die Ausbildung seines Sohnes wurde nun vom Hof- und Feldtrompeter Georg Wilhelm Buchta fortgesetzt, der den Zögling am 26. Februar 1769 im Verein mit seinen „Cameradten" von der Lehrzeit freisprach. Von 1772—1777 bildete sich Wilhelm Conrad Christoph Buchta bei dem „herzoglichen Durchlaucht zu Württemberg gnädigst verordneten Leib-Trompeter wie auch wirklicher Stadt- und Amts-Zinckenist und Musicus" Johann Andreas Dambach in Schorndorff fort, der ihm am Schlusse der Lehrzeit ein glänzendes Zeugnis ausstellte. Von Schorndorff zog Wilhelm Buchta nach Saarbrücken und trat als Trompeter in die Fürstliche Garde zu Pferd ein.

Wilhelm Conrad Christoph Buchta ist der Großvater des letzten Buchta, der das Vätererbe treu bewahrte. Eine kleine Anekdote des Sonderlings mag hier noch folgen. Buchta. beliebt als Klavierspieler, wird in einer hiesigen Wirtschaft darum gebeten, seine Kunst vorzutragen. Er tuts. Sein „Bandel" mit dem Wurstvorrat hängt am Klavierstuhl herunter. Ein im Lokal anwesender Hund läuft andauernd um ihn herum und beschnuppert die Bandeltasche. Buchta, der den Vorgang bemerkt, sich aber in seinem Spiel nicht gerne stören läßt, streicht mit der rechten Hand über die Rocktasche und sucht den Hund zu verjagen mit den Worten „Spitz, geh' weg, sis nix for dich". Der Hund, durch den angenehmen Geruch mit magischer Gewalt angezogen, kommt immer wieder heran, was Buchta veranlaßt, ihn nun mit der linken Hand abzuwehren, immer wieder mit den Worten „Spitz, geh' weg, sis nix for dich". So zieht sich das Spiel eine ganze Weile hin. Als der Hund schließlich aufdringlicher wird, streichen Buchtas Hände mehr an seinem Bandel herum als auf dem Klavier, zum hellen Vergnügen der anwesenden Gäste, die mit Erstaunen sahen, wie Buchta immer abwechselnd die linke und die rechte Hand freimacht, um gleichzeitig Musik machen und einen Hund verjagen zu können.

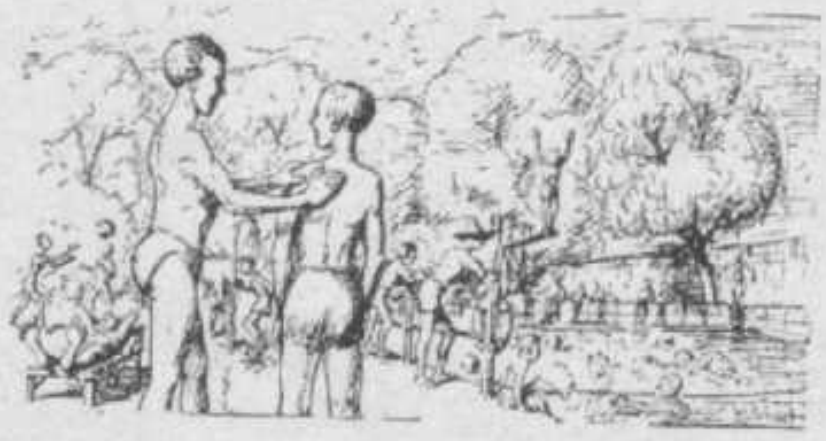
Faasenacht.

Mit Zing unn Klirr unn Mordsrandal
feiert wie iblich Karneval
die Linsegässerjuchend heit —
mr heert se siewwe Heiser weit: —
„'s Faasenacht! 's Faasenacht!
Die Kichelcher werre geback!
Eraus demit! Eraus demit!
Mr schdecke se in de Sack!" W. H.

Winterfreuden.

Voll Freid brillt laut das Ratzechor.
„De Weiher, der is zugefror!"
Die Schlittschuh, roschdich unn verschmudzd,
werre mit Schbeck scheen blank gebudzd
unn werre schleinichst aangeschnallt.
Wammr aach uff de Hinnre knallt:
Das is net schlimm, Ihr liewe Leit,
's lernt sich alles mit dr Zeit. W. H.

Deitschmihlebad.



Wann hoch die Sunn vumm Himmel brennt,
werd ins Deitschmihlebad gerennt.
Dort gebbt geduscht, geblanscht, geschwumm
unn Licht- unn Sunnebad genumm.
Verkrêmt mr aach de Buckel krieht,
for daß die Haut känn Blodre zieht;
wer noch e Britsch krieht, leht sich druff
unn klutzt ins Firmament enuff. W. H.

Heiteres aus dem Saargebiet

aus alter und neuer Zeit, gesammelt von A. Z.

Ueber Sinn und Bedeutung des Wortes Humor zu fabulieren, haben wir hier weder Raum noch Zeit. Er ist es, der mit dem Glücklichen wandert und in allen Wirrsalen aus den Tiefen des Gemüts emportaucht bei einem starken Geist und innerer Kraft, die kein Schicksal unter seine Räder zwingt. Diese Eigenschaft ist aber bei dem Durchschnitt der Saarländer ihre besondere Eigentümlichkeit. Von jeher mußten sie hart und schwer um ihr Brot ringen, ihnen wurde und wird auch heute nichts geschenkt ob am Schreibtisch, Hochofen oder „tief unter der End". Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Das weiß man auch im Reiche von uns, aber das Bild der „Saar" ist sonst bei unseren Brüdern jenseits des Rheins etwas „dunkel gefärbt". Denken sie an uns, so erscheint ihnen unsere Heimat als der düstere, durch Rauchwolken verhängte Kohlenwinkel, in dem rußgeschwärzte Menschen unter riesigen, grauen Schwaden mißvergnügt dahinziehen. Es sind ihnen Leute, die hart und stumpf nach Goethes Wunsch die Forderung des Tages erfüllen. Hier, meinen sie, macht die Lebensfreude Halt und für den Humor ist kein Raum in der Herberge.

Weit gefehlt. Die waldumsäumten Ortschaften lassen die unangenehmen Begleiterscheinungen der Industrie nicht etwa wie in Westfalen hervortreten; Gottes Himmel blaut auch über uns und sein Widerschein im Herzen läßt den Volkshumor aus dem beweglichen Geiste der Heimat emporblühen. Oft derb für brave Stammtische, aber in dieser Form nicht recht salonfähig. Daneben erscheint aber der gütige Lebensbegleiter in Haus und Familie auch in harmlosem, neckischem Gewande, reich an Blüten. Und diese kleinen lustigen und belustigenden heimischen Anekdoten und Witze auch unseren Brüdern im Reiche zu erzählen und das von unserem Volksleben ihnen in so melancholischen Farben vorschwebende Bild zu retouchieren, ist eine dankbare und erfreuliche Aufgabe. Der Saarkalender erstrebte sie in allen bisherigen Ausgaben und sie haben fruchtbaren Boden gefunden. In manchen Witzblättern taucht häufig genug unser Heimatprodukt in etwas veränderter Aufmachung auf. Das Ziel bleibt, den heute zahlreichen Freunden der „Saar" eine bessere Kenntnis unseres Volksstammes zu vermitteln, der bei dem tiefen Ernst unserer Lage den Sinn für Lebensfreude, Scherz und fröhlicher Spottlust nicht eingebüßt hat, ein schönes Zeichen für die Spannkraft der Seele.

Die Setzwaage.

Aus dem saarländischen Bergmannsleben.

Von **Joh. Mang.**

Die Setzwaage. Der alte Klaus und der Fahrhauer Schniederhannes waren von früher her gute Kumpane. Und das Verhältnis änderte sich auch nicht, als Schniederhannes Fahrhauer und damit Aufsichtsperson wurde. Der alte Klaus gab als biederer Knappe jedem Ehre, dem Ehre gebührt. Aber wenn sie so zusammen kamen, waren es doch die Alten.

Der alte Klaus schoß mit einem jungen Kameraden in der Nachtschicht eine Strecke nach. Um sich nach seiner Ansicht in der zugigen Strecke gegen eine Erkältung zu schützen, hatte er stets einen „Seelenwärmer" bei sich.

Ab und zu kam der Fahrhauer Schniederhannes zu ihm in die Arbeit, setzte sich auch wohl etwas auf die Kiste, und sie erzählten sich dies und jenes. Wenn der Fahrhauer die erste Zeit kam, dann frug er stets, wo Klaus die Setzwaage hätte, er wolle die Schienenbahn nachmessen. Klaus zeigte dann stets auf eine bestimmte Stelle. Der Fahrhauer suchte und fand eine kleine Flasche, setzte sie heimlich leise an, gluckste ein paar Mal und verstaute sie wieder. Nachher fand er die „Setzwaage" von selbst, ohne darum zu fragen.

Nun fuhr an einem Ostersamstag die Nachtschicht mit der Morgenschicht an. Klaus und sein Kamerad waren an ihrer Arbeit, sie konnten aber nur beschwerlich arbeiten, weil ab und zu Wagen an der Stelle durchgefahren wurden. Der Steiger von der Morgenschicht wollte über die Feiertage verreisen und hatte Urlaub. So sollte der Fahrhauer Schniederhannes die ganze Steigerabteilung beaufsichtigen. Irgendwo bei seinem Gange traf er den alten Fahrsteiger Fritze, auch so einen alten Veteranen. Der frug ihn, wo er überall Leute an der Arbeit habe und nahm ihm einen Teil seiner Befahrung ab.

So kam der Fahrsteiger auch an die Arbeitsstelle des alten Klaus. Der war gerade in die Schlosserbude gegangen, um ein paar Schrauben zu suchen. Sein junger Kamerad war allein. Gerade war ein Zug Kohlen vorbeigefahren und dem Fahrsteiger schienen die Schienen nicht richtig zu liegen, er verlangte die Setzwaage, um einmal nachzumessen. Doch der junge Valentin starrte ihn ganz erschrocken an. Da wurde der Fahrsteiger böse und begann zu schimpfen. Und Valentin ging hin und reichte ihm die — Schnapsflasche.

In diesem Moment kam der alte Klaus zurück und ließ vor Schreck die Mütze voller Schrauben fallen. Der Fahrsteiger lachte aus vollem Halse und lachte noch mehr, als der Junge in seiner Verlegenheit stotterte, das sei dem Fahrhauer Schniederhannes seine Setzwaage. Der so Belehrte steckte die Flasche in die Tasche und sagte, Klaus solle sich die Flasche am Schichtschluß vom Fahrsteigerbüro abholen.

Dort bekam er einen ordentlichen Rüffel, und als er schließlich die wiedererhaltene Flasche vor der Tür an den Mund setzte, mußte er noch erleben, daß — Wasser drin war. Die Setzwaage hatte also auch im Fahrsteigerbüro ihre Schuldigkeit getan.

Mit dem Fahrhauer Schniederhannes muß wohl der Fahrsteiger ein ordentliches Hühnchen gerupft haben, denn beim Begegnen vor der Waschkaue warf dieser dem alten Klaus einen Blick zu, der nichts Gutes verhieß. Sie gerieten auch bei der ersten Gelegenheit gründlich in die Wolle. Erst nach geraumer Zeit feierten sie wieder bei einem guten Tropfen Versöhnung.

Noch lange mußte sich Klaus allerlei Neckereien gefallen lassen. Als aber das nächste Mal der Fahrsteiger Fritze ihn traf und nach der rechten Setzwaage frug, da brummte er, im tiefsten beleidigt, in seinen Bart: „Hat sich was mit Setzwaage, die haben Sie mir ja am Ostersamstag kaput gemacht."

Der Gutschein.

Aus dem Bergmannsleben.

Am Wetterschacht der Josephsgrube war eine Kameradschaft von sechs Mann beschäftigt, gute Kameraden, die sich tadellos verstanden. Sie mochten auch schon gerne einen heben, wenn sich die Gelegenheit dazu bot und spuckten, wie man so sagt, nicht ins Glas.

Sie hatten einen Knappen unter sich, den Peter, der machte auch gerne mit, wenn die anderen bezahlten. Nur selbst hielt er die Pfennige sehr fest, er drehte jeden dreimal herum, ehe er ihn ausgab. Dabei konnte er es leicht machen von allen, denn Peter hatte sein eigenes Häuschen.

Die Kameraden stellten alles an, um ihn von seinem habgierigen Wesen zu bekehren, aber alles schien umsonst. Eines Tages fragte Peter den Steiger bei seiner Befahrung um Urlaub für die nächsten zwei Tage. Er hätte eine Erbschaft gemacht und müsse verreisen. Der Urlaub wurde ihm zugesagt. Als der Steiger weggegangen war, bekam Peter von seinen Kameraden allerhand zu hören. Sie meinten, da hänge doch ein guter Tropfen dran. Wie er sich auch wehrte, immer wußten sie seine Einwände zu zerstreuen. Zuerst hatte er kein Geld bei sich, um nach der Schicht einen Schoppen zu heben und bei dem leeren Magen könne er kein Bier oder Schnaps vertragen.

„Wir auch nicht", meinte Joseph, „aber wir können ja heute abend zusammenkommen, und zwar bei unserem alten Kameraden Emmler wie immer."

„Auch das geht nicht", meinte Peter, „ich muß heute abend schon wegfahren und außerdem gebrauche ich jetzt mein bares Geld für die Reise."

„Ach, dann schreibe doch einfach einen Bon, du bist schon gut dafür," rief ein anderer.

„Du kannst mir etwas erzählen", parierte Peter, „hast du Papier und Bleistift?"

Sie hatten kein Schreibgerät. Ernst, der Lehrhauer riet, Peter solle mal so 20 Liter Bier oder 3 Liter Trester mit Kreide auf die Schippe aufknallen. Bei dem Ansehen, das der Geldkönig Peter genieße, würde der Wirt wohl auch einen solchen Gutschein in Zahlung nehmen.

Doch Peter ergab sich immer noch nicht. Allerdings schien er innerlich zu der Ansicht gekommen zu sein, daß ihn diesmal die Quälgeister nicht loslassen würden, und er sann während des Wortwechsels auf einen Ausweg.

„Gut!" rief er endlich, „ich bin nicht so. Es sitzt schon was dran. Die Erbschaft macht etwa tausend Mark aus, und da soll es mir auf zwanzig Mark nicht ankommen. Nicht wahr, da staunt ihr. Das habt ihr nicht gedacht. Ich werde auch gleich einen Gutschein schreiben."

Kurz vorher hatten sie das Hangende heruntergeschossen. Da lag noch ein schöner Schieferbrocken, ungefähr vier Zentner schwer, mit einer glatten Seite wie eine Schiefertafel.

Peter holte sich nun ein Stück Kreide und schrieb mit riesigen Buchstaben auf den schweren Schieferblock, daß Vorzeiger dieses Speisen und Getränke im Werte von 20 RM. erhalten könnten. Und mit einem spöttischen Lächeln meinte er, nun sollten sie sich zufrieden geben, nun hätten sie ja ihren Bon. Die Kameraden sahen verdutzt drein und fingen an zu schimpfen. Nur der Lehrhauer Ernst sagte nichts und grinste still vor sich hin. Als einer der Kameraden in seinem Zorn die Schrift auslöschen wollte, wehrte Ernst ihn ganz erschrocken ab und hütete bis zum Schichtschluß ängstlich die Schrift. Noch auf dem Nachhauseweg lachte Peter seine Kameraden ob des gelungenen Streiches aus und sagte beim Abschied spöttisch, sie sollten sich bei Emmler einen guten Abend machen.

Und am anderen Tage rückte der Lehrhauer Ernst mit seinem Plane heraus. Der Felsblock wurde mit großer Vorsicht und vieler Mühe zutage geschafft und auf einer stabilen Handkarre, die sie sich besorgt hatten, zu dem Wirte Emmler gefahren. Als der den Gutschein sah und den Sachverhalt erfuhr, hatte er einen riesigen Spaß und war selbstredend kein Spielverderber. Am selben Abend war Hochbetrieb, und den gütigen Spender, der leider abwesend war, ließ man wiederholt hochleben.

Peter kam in einer schlechten Laune zurück, mit der Erbschaft mußte es doch nicht richtig geklappt haben. Das Gefoppe der Kameraden ging bald los, und auch Peter blieb ihnen nichts schuldig. Er wußte nur nicht recht, was es bedeuten sollte, daß die ganze Gesellschaft jedesmal in ein schallendes Gelächter ausbrach, wenn er von dem zentnerschweren Gutschein anfing. Einige Tage später war Lohntag. Da fanden sie sich abends bei Wirt Emmler ein, der von Peter die Bezahlung seiner Schuld im Betrage von 20 RM. forderte. Durch das Gelächter der anderen stutzig gemacht, ging Peter eine Ahnung auf, sein Gesicht wurde immer trüber, als der Wirt, gefolgt von der ganzen Gesellschaft, mit Peter in den Stall ging und ihm dort den verwahrten Gutschein zeigte, da wurde das Gesicht ganz lang. Und wie es so ist, nach dem Schaden brauchte Peter auch für den Spott nicht zu sorgen. Doch das Geld wurmte ihn noch lange, es war der einzige Gutschein, den er je geschrieben hat.

Was man aus Liebe tut!

(Birkenfelder Mundart.)

Der Pitterfch Franz, der war net fcheen,
Dat hann fe all gewofcht.
Sei Nas war groß, fei Zän fchepp ftehn,
Onn enngedreckt fei Brofcht.

Drom hat dat Ding aach lang gewehrt,
Bes er ä Frau hat krieht.
Er hat alt arig fpekuleert,
Sich hie onn do bemieht.

Ow aimol awer hott's gehaiß:
Der Franz, der krieht ä Frau!
Dau glaubfcht et net? Em Dorf, do waiß
Et jeder Mann genau."

Nor enne Hoke hat die Sach.
Dat Weibsmenfch hott drei Kenn.
Dem Franz hat dat net viel gemach.
Der denkt, dat wär net fchlemm.

Ae Freind em Städtche hält en an:
„Sah, Franz, wie eß dann dat?
Ma heert die Leit alt dixter[1]) fahn,
Dat fe drei Kenner hat."

Der Franz, der feht: „Dat ftemmt jo wohl.
Dat laigne[2]) ei aach net.
Eich hätt fe awer aach gehol,
Wann fe kai Kenner hätt."

[1]) öfters. [2]) leugne.

E' Philofoph.

De Hannes fchafft am Bau un fchwitzt
Handiert mit fchwere Schtään.
Do geht fei' Freind, de Fritz vorbei, —
's war Middags fo noh ään.

Er guckt 'm Hans e zeitlang zu
Un hört a wie er klaaht,
Wie müd daß er am Owed wär —
De Fritz hat nix gefaaht.

Un wie der weiter fchafft un hebbt,
Raacht er fei Glowe mit Geduld,
Und meent dann: wer heut Arwet hätt'
Wär fchließlich felwer fchuld.

A. Jantzer - St. Ingbert.

Betrachtunge.

Mancher bringt's mit de Zeit zu hohe Ehre,
weil'r nit rechtzeitig uffgehenkt worre iß.

*

Die Menfche kümmere fich nit drum,
wamm'r fich iwer fe ärgert, awer fie ärgere
fich miferawel, wamm'r fich nit um fe
kimmert.

*

's fchbrifcht kä Menfch, kä Zeitung fchreibt,
Bum Zug, wu im Gelääs drinn bleibt.
Willfcht, daß die Leit fich uffmerkfam er-
weife,
Dann mufcht de halt gelegentlich entgleife.

*

Kaffeetaffe und Dintefäffer fell fin Gefäße,
wu am meifchte Gift enthalte.

Sprüche.

Das ift immer das Kennzeichen des Löhners, daß er feiner Arbeit gern ein Ende fähe. Aber einen wahren Liebhaber, den verdrießt weder Arbeit, Zeit noch Mühfal.

Martin Luther.

Es ift beffer, das geringfte Ding von der Welt zu tun, als eine halbe Stunde für gering zu halten.

Goethe.

Daß ich lebe, ift nicht notwendig, wohl aber, daß ich tätig bin.

Friedrich der Große.

Greif entfchloffen zur Arbeit! Was die Träne nicht löft, löft — dich erquickend — der Schweiß.

Geibel.

Den fchlechten Mann muß man verachten,
der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ift's ja, was den Menfchen zieret,
und dazu ward ihm der Verftand,
daß er im innern Herzen fpüret,
was er erfchafft mit feiner Hand.

Schiller.

Junges Eheglück. Sie: „Das soll nun eine junge Ehe sein? Am Tage liest du und nachts schläfst du!“ Er: „Und wenn ich's umgekehrt mache, paßt's dir auch nicht!“

Die Beweiskraft eines Testaments. „Hat Ihr Onkel bis zu seinem Ende seine Geistesklarheit bewahrt?“ — „Das kann ich Ihnen erst sagen, wenn das Testament eröffnet ist.“

EISENWARENHANDLUNG

Chr. Kautz Nachf.

GESELLSCHAFT MIT BESCHR. HAFTUNG

SAARBRÜCKEN 3

TELEPHON 4880 — 4884 + GEGRÜNDET 1850

SPEZIAL-ABTEILUNGEN:

HAUS- UND KÜCHENGERÄTE HERDE UND ÖFEN

STABEISEN / BLECHE / RÖHREN

Sichel

TEL. 290

Gummi
Kaltleime
Pflanzenleime
Buchbinderkleister

GENIESSEN WELTRUF!

Ferdinand Sichel A.-G.

CHEMISCHE FABRIK, SAARBRÜCKEN 2

Milde. „Und dann, lieber Freund," sagt der neue Pastor, „könnten Sie mir bis auf weiteres täglich zwei Liter Milch schicken." Er wendet sich zum Gehen. Vor der Tür dreht er sich noch einmal um, hebt den Finger und sagt: „Vergessen Sie aber nicht, daß ich selber taufe."

Das Saargebiet

mit seinen 800 000 Einwohnern auf einem Raum von 1880 qkm gewinnt täglich wachsende Bedeutung für alle Lieferanten.

Das Werbemittel

das hier seit 1761 nach fester Tradition alle sozialen Schichten und alle Konfessionen zu erfassen vermag, das Tageblatt mit der unbestritten größten Auflage (55000), dem maßgeblich politischen Ansehen und dem führenden Anzeigenteil ist die

Saarbrücker Zeitung

Umfang und Inhalt der S. Z. in 1930:

Gesamtseitenzahl 4376, Textseiten 2800, Anzeigenseiten 1576.

Regionale Gliederung in % der Auflage der S. Z. Ende 1930:

Saarbrücker Stadtauflage = 40,6 %, Landauflage im Saargebiet = 49,2 %, Landauflage im Reich (Pfalz, Nahe, Hunsrück, Mosel, untere Saar) = 10,2 %.

Die berufliche Gliederung der Saarbevölkerung im Vergleich zum übrigen Deutschland.

Nach den Berufszählungen von 1925 (Reich) und 1927 (Saar).

	Von 100 Berufsangehörigen (Erwerbstätig. u. Angeh.) entfallen auf						
	A Land- u. Forstwirtsch.	B Industr. u. Handwerk	C Handel und Verkehr	D Verwalt., fr. Berufe	E Gesundh.-wes. Wohlfahrtspfleg.	F Häusliche Dienste	G Ohne Beruf
Deutsches Reich (ohne Saar) . .	23.0	41.3	16.9	5.1	1.5	3.1	9.1
Preußen (ohne Saar)	22.0	41.3	17.5	5.1	1.5	3.4	9.2
Rheinprovinz (ohne Saar) . . .	13.3	50.9	18.6	4.6	1.6	3.2	7.8
Reg.-Bez. Trier (ohne Saar) . . .	49.6	23.2	14.4	3.8	0.9	2.2	5.9
Saargebiet	**8.5**	**58.9**	**15.5**	**4.7**	**1.1**	**2.1**	**9.2**

Soziale Struktur der Leserschaft in % der Auflage:

Landbevölkerung 3,3%; Fabrikanten 1%; freie Berufe 1,8%; höhere Beamte 1,9%; Privatangestellte in leitender Stellung 2,4%; selbständige Kaufleute 10,5%; Hotels, Wirtschaften, Cafés 5,2%; selbständige Handwerker 10,6%; mittlere Beamte, Lehrer 8,0%; untere Beamte, Meister, Vorarbeiter 14,0% Privatangestellte in untergeordneter Stellung 7,6%; Bergarbeiter 7,4%; Hütten- und sonstige Industriearbeiter 17,6%; Pensionäre, Diverse und Berufslose 8,7%.

Stückzahl der in 1930 erschienenen Anzeigen:

Familienanzeigen 2025; Geschäftsanzeigen 28592; amtl. Bekanntmachungen 1740; Versteigerungen 1961; angebotene Stellen 14327; nachgefragte Stellen 3744; Gelegenheits-Kaufangebote 15236; Gelegenheits-Kaufgesuche 3247; Vermietungsangebote 13144; Mietgesuche 3716; Heirat, Unterricht, Geldmarkt 4068; Reklamen in Textspaltenbreite 1111; insgesamt 92921 Anzeigen.

Verlag Gebr. Hofer AG., Saarbrücken

Gegründet 1742. Telegramm-Adresse: Hoferverlag. Telephon: 6700—6711.
Mitglied der „Ringgruppierung führender Provinzverlage".

Philipp Jakob Pistorius.

St. Johanns „lustige Person".

Von A. Z.

„Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten" —
„Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche lieben Schatten steigen auf."
Goethe (Faust).

Die Großstadt Saarbrücken mit ihrem reichen Verkehrsleben und dem aufreibenden Kampf ums Dasein bietet nicht mehr den Kulturboden für das Gedeihen jener sonderbaren Käuze, die noch vor 60 Jahren die Behörden quälen und die Bürgerschaft belustigen konnten. Diese Sekte der unfreiwilligen Spaßmacher ist ausgestorben, ihre Uhr abgelaufen. Aber noch lebt die Erinnerung an einen verschrobenen Gesellen dieser Art. Er hat sogar den Hausschatz unserer Umgangssprache bereichert, denn von ihm stammt u. a. das noch heute viel gebrauchte Wort: „Se han den ganzen Bann verschmeert." Es entflieht dem Gehege seiner Zähne, als die Stadtväter gegen seinen Willen die Anlage des Friedhofs an der Scheidterstraße genehmigen. Der „olle Pischtel", wie ihn der Volksmund getauft hat, spielt in der Presse jener Tage mit seinen Artikeln für alle den Harlekin auf der öffentlichen Bühne. Die Zeitungen begrüßen seine Geistesprodukte, um ihren lieben Lesern in Ermangelung anderer humorvoller Stoffe scherzvolle Stunden zu bereiten. Zwanzig Jahre ist er der Bajazzo auf diesem Theater, denn der Beifall bleibt ihm treu.

Eine seltsame Gestalt taucht mit ihm auf; im Grunde ist er nichts als ein Querulant, so töricht wie anmaßend, er entwickelt sich in dieser Eigenart aber zu einer Plage der Geistlichen, der staatlichen und städtischen Behörden. Frühere Jahrgänge des „Saarkalenders" melden bereits einige absonderliche Stücke von ihm, aber auf die Bitten in mehreren Zuschriften soll noch einmal „Philipp Jakob Pistorius, Bäcker, Gastwirt und Eigentümer zu St. Johann an der Saar", wie er sich nennt, über die Bühne gehn und uns damit zugleich einen Blick tun lassen in das so geruhig plätschernde, kleinliche Dahinleben der Großväter.

Der „olle Pischtel" hat, stolz auf seine schriftstellerische Tätigkeit und im Vollgefühl seiner Würde und seines vermeintlichen Einflusses auf die Mitbürger, alles von ihm geschriebene sorgfältig gesammelt und seine Veröffentlichungen in der Presse sogar in Buchform erscheinen lassen. Eine solche Rarität ist mir durch gute Freunde in die Hände gefallen und bildet die unantastbare Quelle für die nachstehende herzerquickende Unterhaltung.

Pistorius als Kritiker der Pfarrer und der Gemeinde.

In der „St. Johanner Zeitung" vom 18. Januar 1865 veröffentlicht Pischtel folgende Epistel, an der ich nichts in Rechtschreibung, Stil usw. ändern will.

„In St. Johann sind sie jetzt daran, die Kirche zu wärmen, damit sie stärker besucht soll werden. 1. Warum sind die Sanduhren auf der Kanzel? Antwort: Damit die Herren Pfarrer sehen sollen, wanns Zeit ist nachzulassen zu reden; 2. ½ Stunde warm aus dem Herzen gesprochen, das wieder zu Herzen geht, ist hinlänglich genug (das behält noch nicht jeder), damit punkt 11 Uhr auf der Kanzel Amen gesagt wird, alsdann laßt die Gemeinde sich mit einem kräftigen Liede warm singen und wer nicht singen will, geht nach Hauß. Unsre Vorfahren — hatten auch keine Oefen, sollen Wir uns jetzt so verweichlichen, — thut die enge Schnürkleidung und Schuh oder Stiefel weg, daß das Blut seine Zirkulation hat, anstatt dann die luftige Krioline einen gut wattirten oder sonst ein warm Kleidungsstück, dann wird's scho gehen. Einsender dieses ist bei den vielen Lieblings-Gesangvereinen bei keinem beteiligt, erbaut und singt

in der Kirch aber gerne Dem zu Ehren der in allen Nöten allein zu helfen vermag." . . . „Es ist wahr, die Kirche wird im Sommer wie im Winter der großen Gemeinde nach sehr schwach besucht, und wir haben in St. Johann recht wackere Geistlichen, die auch sonst sehr fromm sind, allein viele Gemeinde Mitglieder haben einen wahren Widerwillen gegen das Kirchengehn und das kann nicht Recht sein . . . Man lese 1. Buch der Könige das ganze 5. Kapitel und in unser Gesangbuch das Lied Nr. 381." P. J. P.

Pistorius als Kirchensänger.

„Sich mit einem kräftigen Liede warm singen", war wohl nach seinem Empfinden überhaupt nur Sinn und Zweck der Choräle. Begabt mit einer rauhen, selbst die Orgel übertönenden Stimme und einer bewundernswerten Lungenkraft brüllte „Philipp Jakob Pistorius, Bäcker, Wirt und Eigentümer zu St. Johann an der Saar", über die Gemeinde hinweg, daß er jede Andacht vernichtete. Die Knaben lachten, die kleinen Mädchen kicherten und die Erwachsenen waren über das unholde Geschrei empört. Dem unerträglichen Zustand machte schließlich Pfarrer Zickwolf ein Ende. Er erwartete den Schreihals, der jeden homerischen Helden beschämte, vor der Kirche: „Lieber Herr Pistorius, ich muß Sie im Auftrage der Gemeinde und in christlicher Gesinnung für Sie doch darauf aufmerksam machen, daß der liebe Gott noch nicht schwerhörig geworden ist!" Das war zu viel für den braven Christen. Er fühlte sich bis in die tiefste Seele gekränkt, ging nicht mehr in die St. Johanner Kirche und beglückte mit seiner Andacht fortan die Arnualer, die ihm für sein Talent empfänglicher erschienen.

„Singe, wem Gesang gegeben!"

Den blank geputzten Zylinder auf dem mit reichlichem Zitronenöl getränkten Haupthaar, wie er es liebte, erscheint Pistorius vor einem der ältesten gotischen Gotteshäuser Deutschlands, der ehrwürdigen Stiftskirche in St. Arnual. Die Glocken rufen, und das Unheil betritt mit den ernsten Gläubigen die heilige Stätte. Die Orgel setzt ein zum elegischen Vorspiel des Chorals „Aus tiefer Not schrei ich zu dir, Herr Gott erhör' mein Rufen". Das kommt mir schon grad recht, denkt Pischtel, zieht alle Register seiner urkräftigen Lunge und legt los. Die andächtige Gemeinde, durch diesen unerwarteten Ueberfall völlig verdutzt, sitzt bei dem Gebrüll starr, wie vom Schrecken gelähmt. Der entsetzte Pfarrer sieht verstohlen aus der Türe der Sakristei; vor ihm steht, mit beiden Händen die Kirchenbank umklammernd — um bei seinem Experiment den absolut nötigen äußeren Halt zu haben — der aus seinem Sprengel vertriebene Gast. „Gott sei uns gnädig," raunt der Geistliche dem Küster zu, „das ist ja der St. Johanner Kirchenschreck, wer rettet meine Gemeinde, unsere Andacht und mich!" Von den hohen gotischen Bogen hallt unterdessen unentwegt durch Pischtels knarrenden Baß ein lärmendes, störendes Echo hernieder. Oben hat der Schreihals gesiegt, sein Ziel erreicht, aber auch in den unterirdischen Gewölben mit den Grabkammern der Grafen von Saarbrücken wird es plötzlich lebendig, vorbei ist es mit der feierlichen Stille hochseliger Fürstengrüfte. Graf Simon pufft Ihro Gnaden, seiner werten Ehehälfte, recht unsanft in den Rücken. „Eleonore Mathilde, so wach endlich auf! Oben geht's los! Das Jüngste Gericht! Einen haben sie schon, wie der kreischt! Nach dem mächtigen Schreien muß es ein Pälzer sein, nach dem Dialekt ein St. Johanner Spreb. Mir ist auch nicht wohl, habe zuviel auf dem Kerbholz, Eleonore Mathilde, geliebte Gattin, leb' wohl, je suis perdu!" Aber Furcht und Zittern war diesmal etwas übereilt, nach einer Stunde seelischer Aufregung aller Kirchenbesucher zieht wieder Gottesfrieden durch die Hallen. Die alten Herrscher, die von Panik und Angst ergriffen, sich in sausender Geschwindigkeit zehnmal um ihre Axe gedreht haben, beruhigen sich und legen sich wieder in vornehmer, ritterlicher Haltung nieder. Die Gemeinde bleibt flüsternd über das unerhört „Mullwäses" auf dem Kirchenplatz stehen; in stolzem Sieges-

bewußtsein stampft an ihr vorüber Pischtel: „Jje, ije," murmelt er, „Spanferkel un Brathahnen können's mache, die Daarler, awwer sich durch ein kräftig Lied warmsinge, das werd' ich ihne scho noch beibringe!"

„Die Reise nach Trier"

betitelt Pistorius einen von ihm in der „St. Johann-Saarbrücker Volkszeitung" erschienenen Artikel. Er schildert darin eine Sonntagsfahrt mit der „Flora" nach der alten Kaiserstadt. Nach seiner gewiß guten Gewohnheit besucht er den in St. Johann durch die Reise versäumten Gottesdienst und schreibt darüber: „Ich bin in den ev. Gottesdienst in die Basilika gegangen. Groß und mit sehr vielen frommen Bibelsprüche geziert, aber trotzt dem das der Herr Pfarrer gewaltigt predigte, hat man aber doch nichts verstanden. Das Lied „Wie herrlich leuchtet der Morgenstern" ist Gesungen worden, von Anfang falsch, hab dem Cantor aber gleich den Takt und Melodie richtig angeben. Das stimmt sagte der Husar, waren 20 in die Kirche geführt worden, als man sich umsah, schliefen 18, als er predigte den Schlaf des Gerechten "

Soweit der Uebeltäter selbst über sein unverantwortlich rohes Benehmen in einer Kirche. Der Vertreter des „St. Joh.-Saarbr. Anzeigers" war aber auch in der Basilika und schildert in seinem Blatte das Auftreten des Ungehobelten u. a. wie folgt: „Nach dem Ende der Liturgie wurde ein Lied aufgeschlagen, o siehe da: „Wie schön leucht' uns der Morgenstern!" — unseres Herrn Pistorius liebstes Lied! Eben wollte er kräftig einsetzen, als die Intonierung ihm viel zu hoch, mit seinem Kammerton nicht übereinstimmend erschien. Er sang sein d a fis d- wirklich, die anderen volle anderthalb Ton zu hoch! Mehrmals versuchte unser Landsmann in die Reihe zu kommen — es ging nicht; er versuchte dann seinen Kammerton festzuhalten, aber die Andern waren einmal im Schwung und ließen sich nicht beirren. Da schwieg er und lächelte bedeutungsvoll, und jeder St. Johanner würde nun der Gemeinde zugerufen haben: paßt nur auf, Euch wird von dem, der im Kirchengesang so unvergleichlich groß dasteht, gezeigt werden, wie gesungen werden muß! Und richtig, eben wollte man in der alten Leier die zweite Strophe beginnen, da erscholl plötzlich, in D-Dur einsetzend, eine Stimme, so markig, alle anderen so wuchtig übertönend, daß jeder Versuch, die bisherige Tonart festzuhalten, ein eitler war. Eine solche Stimme war in der Basilika noch nie gehört worden, man glaubte den Erzengel Gabriel zum jüngsten Gericht rufen zu hören. Einige Takte hindurch ertönten die mächtigen Brusttöne des Fremden allein, dann aber schloß sich der Chor der übrigen an, zumal der Unbekannte es auch verstand, das bisherige schnelle Tempo zu beseitigen und durch recht langgezogene Töne dem Liede eine klassische Weihe zu geben. Wie ein General seine Truppen, so führte hier Herr Pistorius die singende Gemeinde an und er war es, der den letzten Ton noch lange anhielt und erst ganz langsam verhallen ließ."

Den Hohn, der die Schilderung durchzieht, hat der Gesangs-Kraftmeier nicht empfunden. Er blieb dem „St. Joh.-Saarbr. Anzeiger" freundlich gesinnt. Pischtel war stets von seiner Ueberlegenheit überzeugt und auch hier in dem guten Glauben, eine gute Tat vollbracht zu haben, wenn sie auch sein „Freund", Karl Kühn, mißbilligte.

Pistorius und der König von Preußen.

Die „St. Johanner Zeitung" vom 9. Juni 1870 veröffentlicht ein Schreiben des J. P. Pistorius, „von Urgroßvätern her ein St. Johanner und Eigenthümer" an Se. Majestät König Wilhelm. Diese Eingabe vom 6. Mai ist zu drollig, zu spaßig in ihrer Naivität, als daß ich sie übergehen kann. Sie beginnt: „Mit tiefer Demuth wage ich es, an Sie zu schreiben und Ihnen zugleich meine Zeitungs-Annoncen über Kirche und Schule und Städtisches in St. Johann vorzüglich Markt-Angelegenheiten zu schicken." Dann erzählt er kleine Streitereien über das getrennte Abhalten von Märkten, den Zank

soll der König schlichten: „Und darum möchte ich Ihre liebe Majestät bitten, das Gott Ihnen einmal Zeit und Geduld schenkt, diese Zeitung-Annonce mit ihrer lieben und werten Familie zu lesen, denn was ich schreibe, kann auf den Dächern gepredigt werden.“ Der Schluß heißt: „Nun leben Sie Wohl, ich erwarte bald eine freundliche Antwort von Ihnen, es kostet Sie ja nur ein paar Worte an den St. Johanner Bürgermeister und dann ist der Friede wieder da. Lese Psalm 112.“

Am 6. Mai ging das Schreiben nach Berlin, am 18. Mai traf bereits eine Antwort der Regierung zu Trier ein: „Wir eröffnen Ihnen, daß wir keine Veranlassung finden können, die bestehende Trennung der Wochenmärkte aufzuheben und die früher dieserhalb bestandene Gemeinschaft wieder einzuführen.“

Pischtel als Pantscher.

Von einem Teile der Bürgerschaft, vielleicht in ulkiger Stimmung, wird Pistorius eines Tages als Kandidat für den Stadtrat aufgestellt. Das ruft natürlich die Gegner auf den Plan und in der Gartenwirtschaft von Baldes wird von einem Stadtrat W. (der Name ist leider in dem Blatt nicht ausgeschrieben) der Gegner, ein äußerlich so frommer Mann, der immer das Wort Gottes im Munde führe, unter die Lupe genommen und gegen ihn der Vorwurf der Bierpantscherei öffentlich erhoben. Dagegen wehrt sich etwas lahm der sonst so laute Christ im „St. Joh.-Saarbr. Anzeiger“. Er schreibt: „Jetzt die reine Wahrheit! Da war einer gewesen, wann er betrunken war, legte er gewöhnlich den Kopf auf den Tisch und schlief; der schlief auch einmal auf der Kegelbahn mehrere Stunden. Man war froh, daß er fort war, auf einmal kommt er wieder, verlangt sein Glas Bier, welches ihm auch gegeben ward. Nein, ich will ein frisches haben! Der Wirt schüttete sein eigen Glas Bier wieder in ein anderes Glas, und das hat er hinter der Tür zugesehen. Der soll aber in der Stadt ein Spectakel gemacht haben, als da sind noch so Viele, wo von süß gemachten Wein und zusammen geschittetes Bier und dergleichen sprechen. Ja, wenn ein Wirth bei mehreren Bierbrauern das Bier nimmt, dann muß das saure mit dem süßen, das musirende mit dem unmusirenden vermischt sein, das es angenehm zu trinken ist . . . Was siehest Du den Splitter in Deines Bruders Auge und Deinen eigenen Balken willst Du nicht gewahr werden.“

„Mein Kind, kein Engel ist so rein“, scheint danach doch nicht so recht auf den sonst streitbaren und bibelfesten Pischtel zu passen. Er, der seinem Könige „in aller Ehrfurcht“ schreibt: „Lese den Psalm 112“, scheint dies Gotteswort nicht gekannt oder in seinem Herzen aufgenommen zu haben. „Wohl dem, der den Herrn fürchtet und große Lust hat an seinen Geboten“, läßt sich mit dem Vorwurf der Pantscherei schwer vereinigen. Der kleine Schönheitsfehler an dem erbaulichen Bilde der St. Johanner knorrigen Eiche kann und soll uns aber den Genuß daran nicht verkümmern. Er war gewiß kein Engel, aber auch kein Teufel, ein derbes Kind seiner Zeit, der in den Froschteich der Krähwinkelei mit seiner Opposition manchen Stein warf, der bisweilen zum Heile der Stadt seine Wellenringe zog.

Pischtels Stunde schlug, er wurde abberufen aus dieser undankbaren Welt. Aber nicht unbeachtet ging er von hinnen. Es läßt sich nur als ein Zeichen deuten, daß viele erleichtert aufatmeten, wenn in jenen Tagen in der Presse ein Gedicht erschien: „Talmudische Verse von einem hohen Gerichtsherrn.“ Es ist ein satirischer Nachruf, aus dem ich hier einige Strophen zitieren will.

„Und es war ein Mann in der Stadt St. Johann an der Saar,
der hieß P. J. Pistorius.
Kümmerte sich wenig um das Gerede der Leute, ging seinen Weg
und lebte rechtschaffen und fröhlich. Sela!

Als er aber sah die Sünde der Menschen, ihre Hoffahrt, den Lug
und Trug ihres Wesens,
Da wurde er fromm und gottesfürchtig und nahm seinen
Platz in der Kirche.
Er sang aber allda geistliche Lieder und stimmte den richtigen
Ton an und freuete sich. Sela!
Und er ergriff das Schwert des Wortes und die Lanze der Feder
und redete öffentlich,
Und strafete die Leute und redete Jedem in das Gewissen,
wie sichs gebühret. Sela!
Schule und Kirche, das Schlachthaus, die Wasserleitung, Straßen-
wesen und Canäle,
Alles zog er vor das Auge seiner Betrachtungen und fand, daß
es zu bessern sei. Sela!
Und er erfand über den Friedhof ein Wort, wie es schöner
nie gedacht worden ist.
Das Wort aber heißet also: „Ihr verschmert den ganzen
Bann mit Friedhöfen. Sela!
Er aber blieb ein Muster St. Johanns sein Leben lang
und ward begraben mit seinen gesammelten Werken
auf dem neuen Friedhofe. Sela!

Rezepte

des vor 150 Jahren berühmten Hülzweiler Hufschmiedes und Heildoktors.

Von Cl. Sch.

Mit der medizinischen Wissenschaft sah es vor 150 Jahren noch böse aus. Ein auf Befehl des Fürsten herausgegebenes Buch über Medikamente, „so in den Apotheken zu halten seien", gibt uns ein Bild von dem Aberglauben, der damals noch in fast allen Kreisen herrschte. Noch ärger war der Glaube und das Vertrauen, das im Volke zu den „Heildoktoren" lebte, die mit dem tollsten Hokuspokus das Geld aus den Taschen der Bauern zu locken verstanden. In Hülzweiler wußte sich der Hufschmied sogar weithin einen großen Namen zu machen mit seinen „unfehlbar helfenden Kuren". Der gute Mann, der an seinen blöden Ulk selbst sicher geglaubt hat, notierte, um seine Methode der suchenden und sinnenden Nachwelt zu erhalten, seine Rezepte gewissenhaft auf. Claus Schmauch, dem erfolgreichen fleißigen Heimatforscher in Biesbach, gelang es, die Schrift aufzutreiben. Im folgenden seien einige Proben daraus wiedergegeben genau in der Form, wie sie einst verzeichnet worden sind.

Ein Mittel, wen die Mülch durch die Hexen gestollen wird.

Wen die Hexen dem Vieh die Mülch stehlen, so machen etliche ein paar Sicheln im Feuer glitzen und löschen sie in der mülch ab, thun Ruß und Schwefel hinein, gießen es dan in das heimliche Gemach, meynend, sie werden den Hexen gesalzen gnug seyn. — Andere nehmen etwas Mülch, wie man sie gemolken, werfen darein etliche Hände voll salz, halb so viel Ruß, eine Eyerschale voll gestoßenen Schwefel, rühren es wohl durcheinander, löschen ein paar glühende Sicheln darin ab, füllen alsdan solche Mülch in eine neue Rindblase durch ein Füllholz, hängen die blase mit der mülch in die Feueresse, lassen solche darinnen hängen weil etwas darinnen ist, und halten dafir, es werde gewiß helfen, allein alles dieses stehet Christen nicht zu, weil es dem andern Gebote Gottes schnurstracks zuwider ist, sondern ein andächtiges Gebet.

Alle Flehe so in einem zimmer sind zu sammen zu bringen.

Nim einen irrdenen Topf und mache ein loch in den boden, so groß, das der Mund des Topfes gleich mit dem boden zu stehen komme. Als dan nim Rinderblut und vermische es mit dem Ruß aus dem Schornstein und beschmiere damit die inwendige Seite des Topfes, so werden innerhalb eines Tages alle Flehe in den Topf kommen.

Ein anderes. Nim eine irdene Pann oder schüssel, welche breit und feucht ist, fülle dieselbe mit Bocks Blut halb voll und setze es unter das Bette, so werden alle Flehe als ein Bienen Schwarm darinnen sein.

Ein anderes. Nim ein klein Stück Holz so groß als eines Mannes Arm und bestreiche es mit Bocksfett, wen du es am Boden unten in eine Kammer legest, so werden alle Flehe sich dazu versammeln.

Ein bewährt Servet vir Zauberey.

Man grabe die Teufels Abbis Wurzel zu Latein „Mories Diaboli“, gebe solche den Rossen, desgleichen Vieh zu essen, so dürft ihr keine Sorge dafür Haben, ihr verwahrloset es denn sonst muthwillig, die Wurzel ist gleichfalls den Menschen ein köstlich präservativa, nicht nur für die Pestilenz, sondern auch wieder allerley Teufeley und Zauberey. Man darf den Rossen oder Viehe zu solcher Pestzeit nicht mehr täglich als eines Fingers gros geben, einem Menschen aber ist genug, ohngefähr einer Bonen groß genossen.

Für geschwinde und ansteckende Krankheiten der Pferde.

Nim ein faul stinkend Ey, dasselbe stecke dem Pferde zu Hals, stoße es mit einem Farren Schwanz hinab, lasse ihm darauf die zwei Lungenadern schlagen, jedoch daß man ihm nicht zu viel Blut laufen lassen, sammle das Blut von jeder Ader absonderlich in einen Topf, nim darunter aus der Schmite 1 Maß Löschwasser und den Kot von einem jungen Knaben von 6 jaren, auf stinkende Eyer samt den Schalen, wohl durcheinander geriert, und dem Pferde eingegossen, und darauf 12 Stunden fasten gelassen, dan ein wenig Hey vorgeben, siede darauf eichen schößlinge in Löschwasser und tränke das Pferd solange davon, als die Krankheit währet.

Es muß eine harte Pferderasse gewesen sein, die bei Remedien dieser Art nicht krepierte, sondern sogar gesund wurde. Da darf es niemand wundernehmen, wenn Napoleon I. bei seinen vielen Kriegszügen die Gäule für seine Geschützbespannung mit Vorliebe aus unserer Gegend und aus der Eifel und dem Hunsrück holen ließ. Die Hexen und der Teufel sind wenig von der Kraftanstrengung des weit und breit damals anerkannten Hufschmiedes berührt worden, sie leben in Gestalt von Neid und Haß fröhlich weiter. Aber etwas gutes hat dieser Schwindel doch in sich getragen, er enthob den Zauberer sicher der materiellen Sorge, denn eine gute Wirkung hing auch hier ab von guter Bezahlung.

Die Naturfreundin. Ich stehe auf dem Aussichtsturm des Schwarzenberges und kann mich von dem geradezu wunderbaren Blick, von der Schönheit der Landschaft nicht trennen. In der abendlichen Stille hör ich ein dumpfes Murmeln und Keuchen auf den Steintreppen des Turmes, es krabbelt etwas aufwärts. Ein Ehepaar stapft langsam Stufe um Stufe zur Höhe. Nach Luft schnappend und schweißtriefend erscheint sie (mindestens 250 Pfund), hinter ihr wie der steinerne Geist aus „Don Juan“ der rüstige Gemahl. „Na, was is nu?“ poltert sie, „nee, so ein Quatsch, schleppst du mich hierauf, damit ich seh', wie schön es unten ist, wo wir so nett gesesse han! Halbtot bin ich, mein ganzer Körper ein einziger Schweißtropfen. Und das ist nu Naturschönheit! Los, Philipp, nunner, ich han gerad genug davun!“ Und errötend folgt er ihren Spuren!

Mittelalterlicher Justiztag in Saarbrücken.

Dr Vetter Lui vunn Moolscht. Er glaubt zwar nicht selbst, was er erzählt, aber er glaubt, daß es die andern ihm glauben. Sitzt er da abends beim Rolle und erzählt: „Heid morje schickt mich mei Alt in de Gaarde, for Meerrettich ze holle. Ihr wisse der leicht owwe inwerner alde Schacht. Ich also hin, holle so e Schtrumke in die Hand un fange an ße zieje. Zieje un zieje un der Meerrettich heert nit uff un heert nit uff un gebt immer länger. Ich ringle ne uff, wie e Schiffsääl, awwer 's gebt immer noch meh! Uff ämol hann ich am leichte Gehn gemerkt, daß 's ball uffheert un pletzlich gebts e Ruck, un ich leije uff'm Buckel. Awwer was menne-ner! Unne in dä Meerrettich war e Nagel ninngeschlah un doh hat e Gruvelamp dran gehonk. Ich war aus'm Schtaune noch nit eraus, do schtreckt ämner de Kopp zu demm Loch eraus un schilt mich schimperlicher Kerl un so, was hollschde mir mei Lamp vor'm Schtoß eweg? — Was kann ich dann dodefor, wann mei Meerrettich durch den alde Schtolle bis noh Bonderheid gewachs is, niwohr?

Ein zarter Wink. Aus Bischmisheim. Ein heiratsfähiger Jüngling: „Hier scheint ja alles durch Heirat miteinander verwandt zu sein.“ Junges Mädchen, verschämt: „Allerdings, aber ich bin noch nicht verwandt.“

Zum Beschluß der diesjährigen
Vergnügungen auf dem Hallberge wird daselbst
am nächsten Sonntag - Nachmittag bei
günstiger Witterung

Ein Mastklettern à la Cocagne

und

Ein Wettlaufen in Säcken

zur allgemeinen Belustigung Statt finden
Das Mastklettern nimmt um ½, und das Wettlaufen
um ½5 Uhr seinen Anfang -

Diejenigen welche hieran Theil zu nehmen wünschen,
wollen sich aber vorher im Cirkus anmelden, wo ihnen das
Nähere hinsichtlich der zu erringenden Preisen bekannt
gemacht werden wird.

Uebrigens wird Alles aufgeboten worden, um die
Wünsche der Gesellschaft sowohl in Betreff der Erfrisch.
ungen als der Plätze möglichst zu erfüllen -

Saarbrücken den 25ten September 1835

Volksbelustigung auf dem Halberge 1835.

Ein Pfingstmorgen.

„Jetzt möcht' ich nur wisse, ob es noch eene Minsch gäbt, der so wenig uff sei Ahnzug halt wie Du," sagte Karls Mutter, als sie sich beim Morgenkaffee gegenüberfaßen. „Du muscht schon seit zwei Johr e neier Ahnzug han, un kummscht immer noch daher in dem plumpe, graue Ding, in dem Du aussiehscht wie Eener, der Kohlen am Hafen schippt. Aber Du läscht Dir jo nix sahn, Du siehscht ja nit in, daß mr die Minsche immer so im Gedächtnis hat, wie sie — — aussiehn."

„Ich siehns in, Mamme," sagte Karl und strich seinen Wasserweck. „Ich siehn alles in, ich kenn Dei Rede auswennzig un innewennzig, weil Du sie mir jede Morje halscht. Ich weeß, daß mr in em Hafearweiterahnzug nit die Herze der Dame erowert und hätt mir längscht e neier Ahnzug gekaaft, wann's nit so unbequem wär. Awer die hiesige gefalle mir nit, ich mißt schon nach Mannheim fahre un mit im beschte Lade eenen kaafe . . ."

„Das is recht, Karel, das thu aach endlich, es is bald Pingschte. Un dann thu mir eene Gefalle, kumme mir nur nit hem mit dem alte Ahnzug . . . Schmeiß ihn aus'm Zug! Gelt, Karel? Dene will ich nie wieder siehn, nit emohl im Haus. Laß Dir nit infalle, ihn etwa in die schemisch Anstalt zu gewe, ich han das entsetzlich graublaue Karo jetzt zwei Johr täglich vor Aue. Hier sin 500 Franke, dofor krischt Du e scheener neuer Ahnzug, frisch von der Stang . . . Das ist mein Pingschtgeschenk: der nei Ahnzug. Und jetzt mach mir die Freid, huck Dich heit noch in die Bahn, fahr nach Mannheim und kaaf Dir dort e neier Ahnzug.

Karl trank seinen Kaffee aus. Seine Stirn war umwölkt. Er hatte keine Lust. Neue Anzüge waren unbequem. Er haßte Zollschikanen und konnte nicht verstehen, weshalb er für deutsche Waren, die man in Deutschland kaufte, den fremden Behörden auf einmal schweren Zoll bezahlen mußte.

Aber seine Mutter wußte auch da Rat. „Gepäck nimmscht Du keens mit, Du reist in dem entsetzliche Ahnzug hin und auf der Rückreise schmeißt Du dene aus dem Zug un kleidscht Dich vor der Saarzollstation fix um. Das is in finf Minute gemacht, un dann huckst Du mir am Pingschtmorje im neue Ahnzug am Kaffeetisch gegeniwer. Hand druff . . .!"

Daraufhin war Karl seufzend abgereist nach Mannheim. Die Frühlingssonne schien ins Abteil. Er sah sich in dem Spiegel in dem wirklich sehr abgenutzten, häßlichen Anzug sitzen und er mußte seiner Mutter recht geben. Es war Zeit für den neuen Anzug. Auf der Zollstation sah er mißvergnügt zu, wie Zollbeamte die Koffer der Mitreisenden öffneten und sie durchsuchten. Ein Landsmann wurde mit Tabak abgefaßt und mußte schweren Zoll entrichten, was er fluchend tat. Ein anderer hatte sich mit Likör versorgt, den er seinen Freunden mitbringen wollte, auch er mußte den fremden Likör teuer bezahlen. Eine Frau hatte sogar Schokoladentafeln in weiße Unterröcke gewickelt, auch sie entgingen den Zollbeamten ebensowenig wie das neue Seidenkleid, von dem die Dame leider vergessen hatte, den Preiszettel abzuschneiden. Der Zug hielt über eine halbe Stunde wegen dieser Zollgeschichten. Die erwischten Reisenden wurden hinausgeführt. Sobald der Zug weiterfuhr, machte alles seinem Herzen Luft über die Zollschikanen.

Karl saß stolz dabei. Er hatte kein Gepäck, einen alten Anzug und ein reines Gewissen. Er freute sich schon darauf, auf dem Rückweg seinen abgewetzten Anzug aus dem Zug zu feuern.

In Mannheim erstand er sich einen feinen, hellkarierten Sommeranzug, der ihm wie angegossen saß, nur an der Hose mußte noch etwas geändert werden. Man würde ihm den Anzug zur Bahn schicken, sagte der Verkäufer.

Um acht Uhr saß er in dem Abendzug nach Hause und wartete auf seinen neuen Anzug. Im letzten Augenblick kam endlich ein Bote mit der Pappschachtel angelaufen und warf sie ihm in den Zug nach und der Zug fuhr ab.

Er hatte Glück, denn sein Abteil war leer. Hinter Ludwigshafen öffnete er rasch die Schachtel und begann sich eiligst auszukleiden. Er entledigte sich seiner alten Hose und

schmiß sie aus dem Zug, dann griff er in die Schachtel . . . Aber, was war das? Da lag zwar das karierte Jackett und die Weste, aber wo war die Bux? Er durchstöberte die Schachtel und fand einen Zettel: „Die Hose ist leider nicht mehr fertig geworden, wir schicken sie nach den Feiertagen nach."

Er sank zerschmettert auf den Sitz. Es zog ihm an die Beine, er zog das Fenster herauf. Der Schaffner nahte. „Ihre Fahrkarte, bitte". Er warf einen Blick auf den verstörten Reisenden in den weißen Unterhosen.

„Was ist denn das? Wie hucke Sie denn do?" fragte der Schaffner.

„Ich? Ich han ebbes ausgeschittelt un dabei is mir die Bux aus em Fenschter gefloh . . ." sagte der unglückliche Karel.

Der Schaffner warf ihm einen schiefen Blick zu. „Sie sin wohl nit bei Troscht?" sagte er streng. „Das mache Sie mir doch nit weiß, mein liewer Herr. Wann die Zollbeamten komme, misse Sie heraus, ich kann Ihne nit helfe."

Und die Zollstation kam. Karl fror mächtig. Es zog ihm an seine Unterhosen. Er hing sich das neue Jackett bald über die Knie, bald über die Beine. Er war rasend. Er hätte aus dem Zug springen mögen.

Der Zug hielt. Die Zollstation . . . Er verkroch sich in die Ecke . . . Die fremden Beamten kamen und schauten in sein Abteil. „Was halten Sie sich denn da vor?" fragte der eine streng. Er griff nach Karls neuer Weste, zog den Preiszettel heraus, den er vergessen hatte, abzuschneiden und betrachtete stumm seine weißen Unterhosen. „Wie sehn Sie denn aus? Es ist doch nicht mehr Fastnacht . . . Erklären Sie das mal, bitte," sagten die Herren, die sehr korrekt waren und zugeknöpft, und eisige Mienen aufsetzten bei seinem Anblick.

Und Karl mußte erklären: der neue Anzug, die vergessene Bux und wie er in einer Anwandlung von Wahnsinn die Hose aus dem Zug geworfen hatte.

„Na ja," „die „Anwandlungen" kennen wir," sagte der älteste Zollbeamte. „Damit können Sie bei uns keinen Blumentopp gewinnen . . . Haben Sie denn nicht wenigstens ne alte Hose, mit der Sie sich anständig bekleiden können? So können Sie doch unmöglich vorgeführt werden."

Aber Karl hatte keine andere Hose mit. Seine einzige lag zwischen Ludwigshafen und Neustadt auf den frischgedüngten Frühlingsfeldern. Und da lag sie gut . . . Die kam seiner Mutter nie mehr vor Augen. Er hatte Lust, auch den anderen Anzug hinterherzuwerfen. Aber das verbot ihm der Beamte.

„Jetzt wird nichts mehr aus dem Zug geschmissen," sagte der streng.

Karl wurde auf der Zollstation abgeführt und verhört. Er entrichtete wütend seine Strafe, dann reichte man ihm einen alten Lodenmantel. Er war nicht schön, er war hängen geblieben im Zollamt, er hatte Löcher und war sehr befleckt. In diesem alten Mantel zog er in seine Heimatstadt ein.

Es regnete stark und ein kalter Wind blies ihm entgegen. Er schritt im Regenwind vom Bahnhof nach Hause und hielt den Lodenmantel bald oben, bald unten zu. Die Leute, die ihm unterwegs begegneten, warfen mißtrauische Blicke auf seinen flatternden Lodenmantel, unter dem die weißen Unterhosen leuchteten.

Als seine Mutter ihn in diesem Mantel erblickte, stieß sie einen Schrei aus. „Karel! Is das — — is das Dei neier — — ?"

„Ach was," knurrte Karl. „Mir is e Malheur passiert . . . Un Du bischt daran schuld."

„Ich?" rief die Mutter . . . „Ich?"

„Ja, Du," sagte er zornig. „Du hascht mir seelbst gerat, mei gutter, warmer Ahnzug aus dem Zug zu schmeiße, un ich hans gedahn. Jetzt is er fort, un die gutt warme Bux aach, un ich hucke Pingschte da ohne Bux . . . Denn seine Mutter hatte seine Abwesenheit benutzt und seine Kleiderschränke von allen anderen Kleidungsstücken befreit.

„Das wird e kalt Pingschte were," sagte Karl . . .

Striegel — Krippe — Grippe.

Ein wahres Geschichtchen.

. . . tschiii! So beginnt sie und wer sie hat, weiß, was sie bedeutet. Vor vielen Jahren aber, als sie hier zum ersten Male auftrat, lächelte man mitleidig und ungläubig überlegen über die von ihr Befallenen; die doch nur „'s Rotlaaf" hatten, das doch schon auf eine längst „eingeführte Tour" zurückblicken konnte. Das „Rotlaaf" kannte man und diese neue Krankheit nannte man drum, ihren lateinischen Namen verballhornisierend, die „Faulenzia". Der alte Schlossermeister Ammon, ein ganz eingefleischter alter Hiesiger, ging noch einen Schritt weiter und nannte sie „Die Beamdekrankhääd". Bis sie ihn selbst am Kragen packte! Da war er kuriert.

Die Aerzte hatten damals goldene Zeiten und Tag und Nacht keine Ruhe.

Und so begab es sich, daß auch eines Nachts, zu einer Zeit, da jeder brave Bürger längst auf der zweiten Windel lag, die Nachtglocke des Dr. Ewh stürmisch in Bewegung gesetzt wurde. Schlaftrunken ging er zum Fenster: „Wer is dann drunne?" Aus der dunklen Winternacht schallts zurück: „Ei ich". Ganz selbstverständlich: „Ei ich!" Da aber Dr. E. nicht wissen konnte, wer sich unter diesem Pseudonym verbirgt, fragt er zurück: „Was for ich?" Antwort: „Ach Gott, Ihr kenne mich doch: 's Katsche!"

Und es begab sich, daß zu jener behäbigen Zeit noch alle Dienstmädchen, die aus der Umgebung in die Stadt kamen, dort ihre dreißig, vierzig Jahre bei ein und derselben Familie dienten, bis sie schließlich zum Hausinventar und anderen lieben Angedenken gehörten — Katsche hießen, und mußte er notgedrungen zurückfragen:

„Was for e Katsche?"

„Jesses," schallts ungeduldig zurück: „Ihr kenne mich doch: Meyersch Katsche!"

„Weil aber die Meyers damals ebensowenig selten waren, wie heute, blieb ihm wieder nichts anders übrig, wie zu fragen:

„Was for Meyersch?"

Das war natürlich in gewissem Sinne eine Art Ehrverletzung, deshalb fiel auch die Antwort eben dementsprechend aus:

„Hergottsackramentnochemol!" Aha, nun wußte ers. Also noch die Frage:

„Is jemand von Eich krank?

„Joo: Er!"

„Was fehlt m dann?"

„Ei, Sie saht, er hätt de Schtrichel!"

Nun muß ich leider der heutigen Auto- und Radiogeneration erklären, daß der Striegel ein Instrument war, mit dem man Pferde und Kühe, die zu jener Zeit in keiner „gutt däftig" Haushaltung fehlten, zu putzen, striegeln, und gewöhnlich mit der „Kartätsche" — der dazu gehörenden Bürste — am linken Pfosten der Stalltüre mit dem Griff zwischen zwei krumm übereinander geschlagenen Nägeln steckte. Eine Krankheit gleichen Namens war unserm Herrn Doktor bis Dato aber noch nicht vorgekommen und so rief er vom Fenster:

„Unsinn! — Die Gripp werd 'r hann!?"

Da klappte das „Katsche" sein mühselig erworbenes Saarbrücker Deutsch staunend zusammen und in seinem heimischen Köllertaler Platt gabs zurück:

„Mo g'weß! — Jetz hann Nier recht, Herr Dokder! — Awwer—mo—eich hunn doch gewußt, dat et ebbes aus'm Schtall isch, Striegel oder Kripp' oder so was anneres."

C. Sch.

*

Seltsame Notizen aus alten Saarbrücker Zeitungen. Unter der Rubrik „Verschiedenes" heißt es da: „In unserer Stadt hat sich am 1. Februar ein weiterer Arzt, Herr Dr. Ewh, niedergelassen. Für die in allernächster Zeit notwendig werdende Friedhofserweiterung ist, wie wir hören, das Gelände unterhalb des Kleinen Exerzierplatzes in Aussicht genommen."

An anderer Stelle steht unter Lokales mit dem Stichwort „Ein Unglück kommt selten allein": Schwer vom Unglück betroffen wurde die Familie des Malermeisters K. von hier, indem der Ernährer der Familie mitsamt seinem erwachsenen Sohne durch einen Gerüstbruch in die Tiefe stürzten und beide so schwer verletzt wurden, daß sie sofort ins Krankenhaus geschafft werden mußten. Herr Bürgermeister Dr. N. ist von seinem Urlaub zurückgekehrt und hat seine Dienstgeschäfte wieder aufgenommen."

Der Kommerzienrat und sein Diener.

Unglaublich, aber wahr!

Do war emohl vor Jahre in Saarbricke e groß Leich vome große Mann. Die ganz Stadt war uff de Been, un mr hat schun vom friehe Morje ahn die Wähn durch die Straße rolle geheert, 's ganz Bergamt war dabei, fein, in Wichs, un die Bergmusik in Tracht mit ihre scheene Feschtkappe. Das war e Uffahrt un e Lewe in der Bahnhofstroß, un alle Zieg ware voll Zilindere, un Gehröck, un wer e Orde gehatt hat, hatt'n sich ahngehonk, un wer e heller Iwerzieher ahngehatt hat, hat sich e Trauerflor um de Arm genäht. Un der Herr Kommerzierat. Ihr wisse all, wer gement is — hat sich vun seinem Louis fertig mache lasse zum Begräbnis. Um zwei sollts losgehn.....

Sei Louis hat ihn immer geholf, ihn morjens ahngedohn, un Owens ausgedohn. Wann der Herr Kommerzierat als emohl ebbes spät aus em Kasino hemkumm is, dann hat der Louis im Hausgang gehuckt un uffen gewaart, un er hat immer genau gewißt, was mr ahnduhn muß, wel We scht, wel Krawatt, un ob Orde, odder keen.....

Wie er also in der Schloosstubb steht un ihn parat macht, ment der Louis uff emohl, er hätt e großen Wunsch.

„Was willschte dann?" saht der Herr Kommerzierat, „willschte widder Geld han? Awer, das sahn ich dir gleich: uff dem Ohr heer ich nit, mei Liewer. Es därf nix koschte, der Wunsch."

„Nee, koschte duht er nix, awer — — ich dät so gerne mitfahre...."

„Wohin, uff de Kirchhof?" staunt der Kommerzienrat.

„Jo, ich siehn sier mei Lewe gere e scheen Leich. Ich bin schun als Bub in Sangehann immer mitgelaaf, wann mich der Dode aach nix ahngang is. Wanns Ihne recht is, huck ich mich uff de Bock zum Kutscher...."

„Meinswege konnschte mitfahre", saht der Kommerzierat.

Un der Louis is mitgefahr. Er hat feierlich owe uffem Bock neve dem alte Kutscher getront, mit seinem spichelblanke Zylinder. Wie se dann hemkumm sin, hat er dem Kommerzierat widder geholf, sich ausduhn.

„Na, Louis", frcht der, „wie hats Dir dann gefall? Haschte genunk gesiehn?"

„Jo, es war e scheen Leich", saht der Louis, „un ich han alles gutt gesiehn. Nur ens hat mir nit gefail, daß sooiel Leit mitgang sin in braune und griene Hitt, das hat schlecht ausgesiehn zwische dene Zylindere....."

„Na", saht der Kommerzierat, „was denkscht Du dann? Es hat doch nit jeder s' Geld, sich e Oweröhr ahnzuschaffe."

„Na", saht der Louis. Ich han mir ja aach ehn kaaft."

„Du? For was brauscht Du e Oweröhr? Die duschte doch 's ganz Jahr nit uff!"

„Na", ment der Louis: „Es kann doch jede Dag e Fall intrete, daß mr se braucht... Zum Beispiel, wann mim Herrn Kommerzierat nu aach bald ebbes passiert, dann han ich de Zylinder gleich bei der Hand....."

Der böse Blick. Frau Lauer, wie wir sie nennen wollen, hatte ein Paar böse Augen im Kopf und führte nicht nur ein strenges häusliches Regiment, sondern sie hielt auch die rauhbeinigsten Stammgäste in Respekt. „Laayedecker, was mänschde, wie mir'sch gang hat!", erzählte Steiger K. vor Jahren, „ich hucke do ganz ruhig in Lauersch un drinke mei Schoppe Bier. Die alt Lauersch hat mitm Strickstrump am Finschder gesetz und die alt horne Brill uffgehadd, die wo vore so dick mit Nääz verwiggeld is. Uff ämol guckt se iwwer die Brill erwäch in die Wirtsstubb und guckt mr jo graad in mei Bier. Laayedecker, de kannschd mrsch glaawe, ich hanns nimmeh kinne drinke — s' war sauer."

Das Spanferkel-Essen. Der alte Wirt J. am L.-Platz in Alt-Saarbrücken hätte so gern einmal eine gehörige Portion Spanferkel mit Mairohn-Krumbiere gehabt, fand aber des Kostenpunktes wegen bei seiner Frau keine Gegenliebe. Eines Abends hörte er, wie die Stammgäste einen Wochenend-Ausflug nach Mettlach beschlossen, und darauf baute er seinen Plan. Er durfte sicher sein, am Samstag keinen von ihnen als Gast zu sehen. „Luwis", sagte er zu seiner Frau, „die Herre vun der Poschd han vor Samschda owend e Spanferkel bestelld. Mach', daß um 8 Uhr alles gerichd is." Mit gekünstelter Unruhe ging er Samstags abends in der Wirtsstube auf und ab. „Wo bleiwe se nure, wo bleiwe se nure! Das gutt Sponferkel verhuzzelt jo!" Langes Hin und Her mit seiner Luwis, ob er sich denn nicht im Datum geirrt hätte. „Nä, nä, se hann gesaad, am Samschda owend kämte' se." Nochmaliges vergebliches Warten. „Ei Luwis, brings nure erinn, ich fange als emol aan." Er hat die Herre vun der Poschd bestimmt an diesem Abend nicht vermißt.

Gespräch an der Kaltenbach.

Frau Deenig zur Frau Knopp: „Ach, Frau Knopp, kann ich nit mei Faasnaachds-kichelcher e bisje in Ihrem Fett backe, Sie dirfe aach Ihr Fleisch in meiner Supp koche . . .!“

Im Eifer des Gefechts aus Versammlungen, Staats- und Stadtparlamenten. Redeblüten, gesammelt v. B. R. „Den Dummkopf, den mir der verehrte Vorredner an den Kopf geworfen hat, kann er allein runterschlucken.“ — „Ganze Familien müssen in kleinen Dachlucken hausen.“ — „Eine Schwalbe macht den Kohl nicht fett.“ — „Diese Ausreden sind nichts wie Rattenschwänze, in die man nicht hineinsehen kann.“ — „Wir denken nicht daran, die Hände zu küssen, die uns diese Fußtritte versetzt haben.“

Trost im Leid. Kürzlich gehe ich mit einem Freund, der einst bessere Tage gesehen hat, die Bahnhofstraße hinunter. Unterwegs befremden mich einige merkwürdige Bewegungen an ihm. An jeder Straßenecke streckt er den Arm aus —, mal den rechten, mal den linken. „Nanu,“ sage ich zu ihm, „du gehst wohl neue Wege zu Kraft und Schönheit?“ — „Ach, nein,“ antwortete er wehmütig, „das ist nur noch das einzige, was mir von meiner Autozeit übriggeblieben ist, und das will ich mir wenigstens erhalten.“

„Setze dich!“ Der alte Obersteiger Birk vom Rudolfschacht war ein eigner Kauz, so richtig einer von der gemütlichen, alten Zeit. Das modern Schneidige war ihm in tiefster Seele verhaßt und sein beißender Spott war in dieser Beziehung gefürchtet. Einmal meldeten sich die vom Militär zurückkommenden Reservisten wieder zur Arbeit bei ihm an. Mit grimmigem Knurren betrachtete er die strammen Burschen, die so ganz das Gemütliche des Heimatdorfes abgelegt hatten. Zuletzt meldete sich noch ein großer, kräf-

tiger Brocken in Gardeabzeichen. Er trat besonders schneidig auf, schlug die Hacken zusammen, und heraus kam es, wie aus der Pistole geschossen: „Gefreiter Groß meldet sich zum Arbeitsdienst!" „Na," knurrte Obersteiger Birk, „wo kommst du denn her?" „Ich habe zwei Jahre in Berlin bei der Jarde jestanden," sagte Groß. „Zwei Jahre gestanden?" staunte der alte Obersteiger, „Junge, Junge, setze dich, dann mußt du ja müde sein."

Mißverstanden. Der Heinrich Breuer, des alten Förderaufsehers zweiter, war in die Grube verlegt worden. Ein strammer Bengel, der Verladesteiger, bei dem er die letzten zwei Jahre als Jugendlicher gearbeitet hatte, war sehr zufrieden mit ihm. Unter Tage kam er auch in die Förderung und er mußte ordentlich zupacken. Dafür wurde aber auch sein Appetit immer größer. Ganz anständige Pakete nahm er mit zur Zeche und auch nach der Schicht oder sonst beim Familientisch „putzte er die Platte", wie man in Bergmannskreisen sagt. Eines Tages fragt die Mutter, ob er auch mit seinem Butterbrote auf der Zeche noch genug habe und ob es ihm auch schmecke. „Schmecken tut es mir schon, ich bring es nur so schlecht hinunter," sagte Heinrich lakonisch. Der Vater, der dabei steht, sagt nichts, sondern lächelt still vor sich hin. Die Mutter macht dem Jungen am nächsten Tage ein paar Stullen fertig, als sollte er auf die Wanderschaft gehen, ausnahmsweise schneidet sie auch ordentlich Wurst dazwischen. Mittags, als er nach Hause kommt und alle zusammen am Tische sitzen, meint die Mutter: Na, Heinrich, heute hast du dein Brot doch besser hinuntergekriegt?"

„Vonwegen hinuntergekriegt! Noch nicht einmal bis zum Schacht hat es gelangt," sagt Heinrich und kaut mit vollen Backen.

Bergmännische „Drucksachen". Im Saarbergbau. — Ein kleiner Streckenbruch, der von zwei Arbeitern aufgeräumt wurde. Der Steiger kommt mit dem französischen Ingenieur vorbei. Der Ingenieur fragt: „Was ist das?" Der Steiger: „Die Strecke ist zu Bruch gegangen." Der Ingenieur: „Wer ist schuld?" Der Steiger: „Der Druck." Der Ingenieur gehet weiter und sagt unwirsch: „Druck wird bestraft, soll sich heute mittag bei mir melden."

Förderminus. — Der Steiger schreibt ins Rapportbuch: „Durch übermäßigen Druck ist die Ladestelle zu Bruch gegangen." Am anderen Tage steht in Blaustift daneben: „Keine Entschuldigung! Druck mußte vorher abgebaut werden."

Der Ingenieur fährt zum ersten Male allein. Er sitzt nun auf einer Gezähekiste und studiert den Grubentaschenplan. Einem vorbeilaufenden Arbeiter ruft der Ingenieur zu: „Wo wollen Sie hin? Wie heißen Sie?" Der Arbeiter läuft weiter mit den Worten: „Komme gleich zurück! Bin in Druck!" Er verschwindet unweit hinter einem Verschlage. Nach einer Weile rümpft der Ingenieur die Nase und murrte: „Druck hat schlechtes Parfüm."

Mg.

Aus der alten, guten Bergmannszeit. Der alte Tobäs-Nickel von Wellesweiler zählte sich zu den „gebildeten" Zimmerhauern der Grube „König"-Neunkirchen. Außer Fassung geriet er jedoch, wenn er vom Steiger einen Auftrag zur Ausführung einer Arbeit erhielt, die ihm ein wenig grob erschien und er somit in seiner Ruhe gestört wurde. Nur dünne Bretter zu bohren, war sein Patent, er sparte dadurch auch dem Fiskus viel Material. Eines Morgens meldete der Vorfahrer Schr. dem Abteilungssteiger, daß auf der Saarsohle ein großer Bruch gefallen sei — Gesteinsmassen niedergegangen — und der ausziehende Wetterstrom gehemmt werde. Der Bruch müsse eiligst beseitigt werden. Da nun dem Steiger keine anderen Zimmerhauer mehr zur Verfügung standen, als der strenge Partiemann Tobäs-Nickel und seine Kameraden, so erhielt dieser Befehl, sofort nach der Bruchstelle zu gehen, um die Strecke wieder in Ordnung zu bringen. Prompt nickte der Nickel mit dem Kopfe und trat den Weg zu der gemeldeten Stelle an. Er ging allein vor, um zu sehen, was „los" sei. Der Bruch erschien ihm aber größer, als gemeldet war. Zurückgekehrt zu seinen Kameraden, äußerte er in erregtem Tone, daß es von dem Steiger eine große Zumutung, eigentlich eine Beleidigung sei, eine solch drecksige Arbeit ausführen zu sollen. Es wurde „Bergamt" gehalten, wobei der Nickel den Ton angab, ein kurzer Beschluß gefaßt, daß der Steiger, für diese Arbeit auszuführen, sich andere Leute aussuchen solle denn durchgebildete Zimmerhauer. Der Nickel befahl sofort, Kehrt zu machen, seine Kameraden kamen diesem Befehle pünktlich nach. Der Weg durch die Götz-Wrangel-Tagestrecke, der nach Uebertage führt, wurde angetreten und beim „Alten Velte" in der „Daal"-Wirtschaft von Valentin Werner wurde Halt gemacht. Bei feuchtfröhlichem Gelage erklang, wenn nicht gerade harmonisch, aber doch sehr laut, daß es weit in die Nachbarschaft schallte, das schöne Bergmannslied: „Schön ist Bergmanns-

leben“ —. Ein Dessert mit etwas üblem Nachgeschmack blieb nicht aus, aber Tobäs-Nickel hatte seine Ehre gewahrt und stieg in dem Ansehen der Kameraden so hoch wie ein Bergrat. Er fühlte sich und, so oft er etwas über den Durst getrunken hatte, erzählte er seine „Heldentat“, ich habe sie gewiß einige hundertmal gehört.

Das Maschinengewehr.

Eines Morgens im Schichtwechsel kam die erste Rotte russischer Kriegsgefangenen an. Sie wurden auf die einzelnen Betriebe verteilt. Auch der Ortsälteste Berger, der einen Querschlag auffuhr, bekam vier große, stramme Russen zugeteilt. An der Arbeitsstelle angekommen, teilte Berger die Russen so ein, daß jeder deutsche Knappe einen Russen bei sich hatte. Es war aber nichts mit ihnen anzufangen. Sie waren schon längere Zeit in dem Gefangenenlager unweit der Zeche und schienen sich gegenseitig versprochen zu haben, nicht zu arbeiten. Mit Mühe konnte Berger den Aerger seiner Kameraden bändigen, die verwundet aus dem Felde gekommen und jetzt reklamiert waren. Schließlich, als alle Bemühungen, die Russen zur Arbeit zu bewegen, vergeblich waren, ließen sie dieselben auf der Kiste sitzen und gingen an ihre Tätigkeit in der Hoffnung, daß der Steiger die Sache regeln würde.

Das Gezähe wurde hervorgeholt und die Bohrhämmer zum Bohren fertiggemacht. Man schloß die Bohrhämmer an die Luftleitung an und probierte sie. Tack-Tack-Tack erscholl es plötzlich. Entsetzt sprangen die Russen auf, fielen auf die Knie und kauderwelschten: „Nix schieß, nix Maschinentack, nix Gewehrmaschine!“ Der Lehrhauer hatte die Situation sofort erfaßt. Er drückte seinem Russen eine Schaufel in die Hand und plötzlich wußte dieser, was er zu tun hatte. Seine Kameraden folgten eiligst seinem Beispiel. Noch lange fuhren sie erschreckt zusammen, wenn das Geknatter der Bohrhämmer von neuem einsetzte. Später kamen Deutsche und Russen ganz gut zusammen aus. Wenn einer sich bockbeinig anstellte, wurde ihm mit dem Maschinengwehr gedroht, sie lachten und schämten sich, der Friede war dann bald wieder geschlossen. M.

Das Auge des Gesetzes und die saarländische Jugend. Es schneit, für unsere dankbare Jugend ein seltenes Geschenk des Himmels, das mit heller Freude begrüßt wird. Aus den stillen Ecken der Bodenkammern werden die Schlitten hervorgeholt, und mit unglaublicher Ausdauer wird dem Rodelsport gehuldigt. Junge Mädchen fahren mit Bahngeschwindigkeit von der Löwenburg den Hexenweg hinunter, aber schon taucht ein Landjäger auf und verbietet das lustige Treiben in strengem Ton: „Wißt ihr dummen Gänse nicht, daß hier das Rodeln verboten ist?“ „Eije, m'r laafe ja aach schnell davon, wenn e Schutzmann kommt!“ Und ehe der biedere Landjäger den kleinen Krabben die Kraft und Macht des ihm anvertrauten Amtes begreiflich machen kann, saust die flinke Gesellschaft den steilen Hexenweg hinab. Man erblickt sie aber doch nicht früher wieder, bis die ihnen wohl wenig bekannte Uniform von der Anfahrtkuppe verschwunden ist.

Der ängstliche Vater Nobb. Der alte Sanitätsrat Dr. Zwicke, Nachbar des ebenfalls in der Vorstadtstraße wohnenden Kappenmachers Nobb, hatte die Gewohnheit neben einem häufigen ei, ei, immer in der Mehrheit zu sprechen. Er wird zu der jungen, schönen Frau Nobb gerufen, die stockheiser ist. „Ei ei,“ sagt der erfahrene Jünger Aeskulaps, „was machen wir halt nure da; ei, ei, wir kochen uns eine Tasse Kamillentee mit Zuckerkandis und dann legen wir uns ins Bett.“ Vater Nobb ist baff: „Herr Sanitätsrat, das mit dem Kamillentee gefallt m'r scho', ije, ije, awwer das annere gefallt mir nit.“ Der Doktor lacht Tränen, er begreift: „m'r aach nit,“ und damit war er zur Türe hinaus.

Eine kleine Ueberraschung. Lange Zeit war das Luwis mit dem Nickel von Herrenfohr verlobt, aber der Weg zum Standesamt immer verschoben worden. Eines Tages erklärte der Nickel: „Luwis, eich kann Dich net heierade!“ — „Wie, warum denn net?“ fragte diese bestürzt. — „Ja, eich han's mir onnerschder iwwerleht!“ — Darauf das Luwis: „Wäschde was, Nickel, eich sin Dir dariwwer garnet bees. Awwer ähne Gefalle muschd de mir noch mache. Heere de Leit, daß Du mer de Laafpaß gebb haschd, so griehn ich mei Lebdah kä Mann meh. Annerschder is de Sach, wenn es heischd, ich han Dir de Laafpaß gebb. Mir lasse uns wenigschdens aufbiete. Un wenn de Standesbeamde froht, ob Du mich zur Gattin han willschd, so muschd Du ähnfach „Ja“ sahn. Froht er mich dasselbge, so sahn ich „Nä“. — Gesagt, getan! Der Trauungstag kam heran. Der Standesbeamte richtete die übliche Frage an den Bräutigam, die dieser mit „Ja“ beantwortete. Dann erfolgte dieselbe Frage an die Braut, und diese antwortete auch mit „Ja!“ — Wütend rief Nickel: „Ei, Du sollschd doch „Nä“ sahn!“ Darauf sagte die junge Frau gelassen: „Eich hans mir annerschder iwwerleht!“

Das Vorspiel. In der Saarbrücker städtischen Oper gab man Webers „Freischütz". Felix Lederer am Dirigentenpult mit seinem vielbewunderten Zauberstab. Die Ouvertüre, ein Meisterstück deutscher Musik, gibt dem hervorragenden Geist reiche Gelegenheit, alle Saiten deutschen Empfindens in uns erklingen zu lassen. Ich bin schon nach den ersten Takten des Vorspiels wieder gefangen. Nicht ohne Störung allerdings. Vor mir sitzen zwei stark aufgedonnerte Damen, die sich in ihrer Unterhaltung nicht unterbrechen lassen wollen, sie streiten sich um den Wert elektrischer Bügeleisen. Ich höre das Wort Bügeleisen zehnmal, bis mir die Sache zu dumm wird. Ich neige mich vornüber und bitte höflich um Ruhe. Da dreht sich die eine der Damen mit aller Entrüstung mir zu: „Na, wat wolln S' denn eigentlich, is noch kei Mensch auf d'r Bihn, der zune Vorhang sagt Ihne doch aach wol, daß dat Ding noch garnich angefangen hat."

Folgerichtig. An Itscherts Ecke ist wie immer ein großes Gedränge, man kommt nur langsam vorwärts. Vor einem Freunde des S. K. stehen zwei Männer und er hört folgendes Zwiegespräch: „Also, du willst nicht zu der Hochzeit deiner Tochter fahren!" „Nee, sie han mich nit zur Kindtauf eingelade, da brauche se mich aach nit zu ihrer Hochzeit einlade!"

Der liebenswürdige Huissier. „Intelligenz-Blatt des Kreises Saarbrücken, Nr. 43, Freitag, den 24. Oktober 1834. Privat-Nachrichten. Bei meiner Abreise von hier in meine Heimath, den Landgerichtsbezirk Düsseldorf, sage ich mit meiner Gattin und meinen Kindern, allen biedern Bewohnern von St. Johann, Saarbrücken und der Umgegend ein recht herzliches Lebewohl. Dank, innigen Dank! allen Denen, die uns während dem Zeitraume von 8½ Jahren, die wir hier verlebten, so viele Beweise der Freundschaft gaben. — Ich insonders danke für das mir geschenkte und hoffentlich bewährte Zutrauen, und halte mich mit den Meinigen einem freundschaftlichen Andenken empfohlen.

St. Johann, den 20. Oktober 1834.

Friedrich Jonathan Busch,
Gerichtsvollzieher.

Er hat ihn sprechen sehen. Der aus der Saarlouiser Gegend stammende Brunnenmacher H. in St. Johann war fast taub, was ihn jedoch nicht hinderte, abends sein Kartenspielchen in der „Ziddy" zu machen. Einmal beschwerte er sich darüber, daß der eine Mitspieler dem andern über die auszuspielende Karte etwas zugeflüstert hätte. Der bestritt es heftig mit Worten und Gebärden. Darauf H.: „Hall nur et Moul, ich honn et gesinn, der Lipp hat gang!"

Eins fehlt noch. Dem S. K. schreibt ein Freund: Als Proviantamts-Inspektor hatte ich in der Etappe Getreide und Vieh aus Requisitionen zu verladen, wozu mir von einem Landsturm-Bataillon ein Arbeitskommando gestellt wurde. Eines Morgens waren die Bauern mit den abzuliefernden Schweinen früher am Bahnhof als ich, weil ich unterwegs einen unvorhergesehenen Aufenthalt hatte. Daraufhin telegraphierte der Sergeant seiner Kompanie: „Alle Schweine hier, nur der Inspektor nicht."

Unnötige Sorge. Ein bekannter hiesiger Hotelier hatte sich verlobt und erhielt kurz darauf den Besuch seines Seelsorgers, der mit seinen Glückwünschen die Frage verband, wie denn in der bevorstehenden Mischehe die Kinder getauft werden sollten. „Och, Herr Parre, dodriwwer brauche mr uns kä Gedanke se mache." „Nun ich denke, daß Sie doch Ihren Glauben hochhalten und auch Ihre Kinder darin erziehen lassen?" „Wirklich, Herr Parre, es is nit drwerrt, daß mr devun schwätzt." „Aber wieso denn nicht, mein lieber Herr X...?" „Herr Parre! Wann mir Kinner kräde, hätte mr se schun lang!"

Ruhebänke, die nicht benutzt werden, haben ihren Zweck verfehlt. So sollte man meinen, aber bisweilen werden sie auch entfernt, weil sie ihrem Daseinszweck treu und bieder dienten. Es ist noch nicht lange her, es war zur Zeit, als Herr v. M., Landrat des Kreises Saarbrücken, am Schloßplatz wohnte und dort auch seine Büros hatte. Unmittelbar vor seinem Arbeitszimmer standen neben zwei alten chinesischen Kanonen zwei Bänke, die von den licht- und luftbedürftigen Bewohnern der Schloßstraße und Hintergasse stark in Anspruch genommen wurden. Da ist von zungenfertigen Frauen in Klatsch und Tratsch manche Redeschlacht durchgefochten worden, während die Jugend mit ihrem Klickerspiel die nicht weniger lärmende Begleitmusik lieferte. So sozial der vornehm denkende Herr v. M. nun auch fühlte, der altbayerische Grundsatz: „Mei Ruh will ich han!" war auch ihm heilig. Also erging der Befehl, die Bänke tunlichst schnell zu entfernen. Eine Bewohnerin des Schloßplatzes, Frau Prof. R., vermißte aber auch die geruhsamen Vierbeiner, geht auf den wachthabenden Schutzmann zu und fragt mit leiser Entrüstung: „Warum werden denn hier eigentlich diese schönen Ruhebänke entfernt?" Antwort: „Ei, es habe immer so viel Leut' drauf gesesse!"

Schwäbische Kunde. Man wirft uns Deutschen, — mitunter nicht zu unrecht — vor, daß wir zu wenig Nationalstolz hätten. Es sei deswegen ein Fall von herzerquickendem, spontan hervorgebrochenem Heimatstolz erzählt, wobei nur bedauert werden muß, daß die schwäbische Mundart, in der es geschah, nicht ebenfalls wiedergegeben werden kann. Es war in der Zeit, als Zeppelin über Versuche noch nicht hinausgekommen war und in seiner württembergischen Heimat die wenig schmeichelhafte Bezeichnung „der verrickte Graaf" führte. Wir saßen im Alten K., das unter der Leitung des Herrn B. weit über die Grenzen unserer Heimat hinaus einen guten Klang hatte und deswegen ein Treffpunkt der auswärtigen Geschäftsreisenden war. Auf einmal stürmt ein Zeitungsjunge ins Lokal mit einem Extrablatt, worauf zu lesen war, daß Zeppelin einen erfolgreichen Probeflug über dem Bodensee ausgeführt und eine glückliche Landung auf dem dafür vorgesehenen Punkt durchgeführt habe. So selbstverständlich uns das heute ist: Vor noch nicht 25 Jahren war das ein im wahrsten Sinne des Wortes weltbewegendes Ereignis. — Nach der ersten Verlesung des Blattes zunächst allgemeine Stille vor Staunen und Bewunderung. Bis Herr J. aus Stuttgart wieder zu sich kam. „Gäbet Sie des Blatt nochemal her. Jetzt, da schau hi, der verrickte Graaf! Ja, des ischt ja ongehejer, des ist ja schier onglaublich. Ha, des ischt ja großartig!" Pause. — Darauf wieder Herr J. in der derben schwäbischen Art und dabei im Brustton der Ueberzeugung: „Gell, Ihr Sauschnapser, Ihr Stinkpreiiße, sell kennt Eiich so passe, wenn der Zeppelii e Preiß wär und der Eileburg e Schwob!" (Gemeint ist Graf Philipp Eulenburg.)

Ein einfaches, leicht verständliches Deutsch gehörte zu der Eigenart der alten „Wasserratte" Latte. Ich habe meine Schwimmkünste, so schreibt mir eine hiesige Dame, mit meinen Freundinnen auch bei ihm erlernt und mit Vergnügen deren lustige Erinnerungen an die schönen Stunden in den einzelnen Jahrgängen des Saarkalenders gelesen. Hier noch eine Episode. Das sehr vornehme, zurückhaltende Fräulein B. baumelt an der Angel des Schwimmeisters. Da ertönt plötzlich seine rostige Stimme: „Frailein, warum strecke Sie denn den Hinnern immer aus dem Wasser eraus? Runner mit em! Lasse S'en nure drinn, der versauft nit!"

Von Karchers Louis hat der letzte Jahrgang des Saarkalenders schon ein drolliges Stückchen des alten Dieners zu erzählen gewußt. War er damals etwas begriffsstutzig, so zeigt er sich diesmal als Philosoph. Der Storch hat wieder einmal seiner Frau „Guten Tag" gesagt. Er betrachtet diese wichtige Familienangelegenheit mit gelassener Seelenruhe, als ginge ihn der ganze Kram nichts an. Er erscheint, seine Kappe in der Hand, mit einem Kesselchen in der Herrschaftsküche. Mit der Hand nach seiner Wohnung deutend, sagt er: „Da, stelle m'r mol mei Supp warm, da junne han se e Määde krieht!"

Im Zivilkasino, von dem der Schriftsteller W. in seinem Roman „Kanonemeier" mit mehr Phantasie als Wahrheit behauptet, es gäbe dort drei Rangklassen je nach der Schwere des Geldbeutels: den Kartoffeltisch, Wartesaal 3. Klasse und die Schlemmertafel. Jedenfalls gab und gibt es dort wohl noch heute für billiges Geld einen vorzüglichen Tropfen, der nach Saarbrücker Art zu frisch-fröhlicher Neckerei reizt. Ein Meister im Uzen war Geheimrat B., einst bekannt unter dem Namen Rotlack. Am runden Tisch verspricht er, den Professor M—r vom Ludwigsgymnasium kräftig zu hänseln und beginnt sofort mit grobem Geschütz: „Sagen Sie mal M—r, wenn ich Sie so ansehe, nehmen Sie mir's nicht übel, Sie werden jeden Tag dümmer!" Darauf der Professor lächelnd: „Es mag sein, Herr Geheimrat, aber, Gott sei Dank, **ich** kann es noch!" Diese Antwort wird mir als der beste Witz bezeichnet, der je im Zivilkasino verbrochen wurde.

So was spricht sich eben rum! Bergrat Jakobs war uns allen wegen seines unverwüstlichen Humors bekannt. Eines Tages tritt Bergrat Herbig in sein Büro: „Herr Gott, ist das heute eine Hitze, ich habe keinen trockenen Faden mehr am Leibe." Jakobs: „Ja, ja, so was spricht sich schnell rum, eben war Kollege Knops hier, der hat's auch schon gewußt!"

Verraten. Die Tochter eines Neunkirchener Kaufmanns, die stets die harmlose Unschuld spielt, wird vom Vater über einen ernsten Bewerber interpelliert: „Ich weiß garnicht, was du gegen den netten, jungen Mann hast, er ist doch wohlhabend und liebenswürdig." „Das schon, aber er kann so viel unanständige Lieder." „Singt er sie dir dann vor?" „Nein, aber er pfeift sie dauernd."

Das feine Gehör. „Aus meiner Zeit auf dem Ludwigsgymnasium habe ich noch", so schreibt mir ein in Hamburg lebender Landsmann, „einen Vorfall lebhaft in Erinnerung. Ich war kein Lumen in der Schulweisheit und krönte die hintersten Bänke mit einigen lustigen Freunden. Wir unterhielten uns ohne Rücksicht auf den Algebra dozierenden Professor. Er hat uns einige Zeit verärgert betrachtet und ruft schließlich: „Sie da, Sie fühlen sich wohl unbeobachtet, aber glauben Sie ja nicht, daß mein Ohr nicht bis zum Hintersten reicht."

Geistliche Krankenkost. Ein Pfarrer in der Pfalz schreibt: Ein Bauer meines Dorfes befand sich nach langer Krankheit in Rekonvaleszenz und ich bringe ihm neben einigen erbaulichen Schriftchen als aufmunternde Lektüre auch Ihren Saarkalender. Nach einiger Zeit besuche ich ihn wieder, erkundige mich nach seinem Befinden und wie ihm das Buch gefallen hätte. „Ach, Herr Pfarrer, wann i's nit gewußt hätt', daß es von Ihne und Gott's Wort wär', i hätt' mi totgelacht!"

Der Kinderwagen. Eine mir befreundete Saarlouiser Familie stellt mir einen Brief ihres Dienstmädchens zur Verfügung, das eine Reihe von Jahren bei den betagten Leuten in Stellung war und dann heiratete. Das Schreiben ist von der jung verheirateten an die alte Frau des Hauses gerichtet und enthält nachstehenden verwunderlichen Passus: „und wenn gnedige Fraa deswegen so gut mechten sein und mir den Kinderwagen ablassen, der wo auf dem Speicher steht. Wie ich den Herrn Rat kenne, werden Sie ihn nicht mehr brauchen."

Seine Stimme. In der heutigen St. Johanner Schuhgasse, der früheren Bahnhofstraße, haben Fritz R. und Georg K. brav und bieder an einem der diesjährigen heißen Sommerabende ihren quälenden Durst über Gebühr gelöscht. „Zuviel Afrika und zu wenig Neufang" bleibt die Parole des Abends, bis sie beim Kehraus heimtorkeln. Sie schwanken in dem Dunkel der Nacht still und friedlich durch die Gerberstraße. Da unterbricht die fast feierliche Stille plötzlich — —. „Awwer Schorsch, das paßt sich nich, wann mir aach duhn sin, m'r sin doch immer ahnständige Leit, sowas, nee, nee, das durft' nit geschehn. Es ist nure gut, daß es so duster is, uns kennt niemand, nure da ganz hinne is noch Licht in einem Mansardenzimmer. In diesem Augenblick wird auch dort schon in der Ferne das Fenster aufgerissen und eine Frauenstimme kreischt: „Schorsch, kummscht du endlich hem, du Lump!" „Was ist denn das?" flüstert Fritz und ebenso leise wispert Schorsch: „Jesses, mei Fraa!" „Nanunee, die kan uns doch nit kenne!" „O doch, antwortet aufklärend Schorsch: „Ich sahn dir's, es is mei Fraa, die kennt mei Stimm."

Seriöser Nachklang zur Beethovenfeier in den Schulen. Der Vater eines hoffnungsvollen Schülers teilt mir mit: Meine ganze Familie ist musikalisch, sodaß wir wohl auf empfänglichen Sinn für edle Musik bei unserem Quintaner rechnen konnten. Und der vielversprechende Sprößling ist stolz darauf, an der Beethovenfeier der Schule teilnehmen zu dürfen. In sichtlich freudiger Stimmung kommt er zurück, und wir sind begierig zu erfahren, welchen Eindruck die erhebende Stunde bei ihm zurückgelassen hat. „Nun, wie war's, wie war's?" bestürmen wir ihn. „Au, fein, sehr fein, zwei sind rausgeschmissen worden!"

Der tüchtige Schuster. In einer Saarbrücker Schuhsohlerei kann man folgende Zeilen im Fenster lesen: „Herren Sohlen und Fleck 30 Franken, Damen Sohlen und Fleck 25 Franken, Kinder je nach Größe auf Wunsch in einer Stunde."

Das heilt nimmeh! Eine seltene und zugleich die wertvollste Zierde unseres Heimatmuseums sind die gegossenen alten saarländischen Eisenherde und Ofenplatten, die mit biblischen Bildern, meist aber mit den Wappen unseres ehemaligen Fürstenhauses geschmückt sind. Um das Jahr 1890 konnte man noch eine Anzahl dieser Kunstwerke, deren Wert man nicht erkannte, in Bürgerhäusern finden. Ein Mann hatte damals das Pech, sich, bei heftiger Kälte am glühenden Ofen stehend, das landesherrliche Wappen mit der Jahreszahl 1560 am Nordpol einzubrennen. Schon wollte man das Unheil mit Leinöl bestreichen, da, so erzählte man sich, erschien auf das Geschrei des Verletzten eine von ihrer Heilkunst stark eingenommene Frau. Sie besah sich das Malheur, Wappen und die Jahreszahl 1560, schüttelte das weise Haupt: „Da is halt nix meh ze mache, das 's ville ze alt, das heilt nimmeh!"

Aus der Schule. Aus dem Sulzbachtale schreibt mir ein Lehrer: „Ich ärgere mich tagelang über einen vom Schnupfen gequälten Jungen, der in seiner Not die Nase recht unerfreulich nur mit der Hand bearbeitet: „Junge, hast du kein Taschentuch?" „Jawoll, awwer das verpump ich nit!"

Der Zirkus Hagenbeck hatte letzthin in Saarbrücken seine Zelte aufgeschlagen und man konnte allabendlich durch den guten Besuch des riesenhaften Unternehmens das rege Interesse unserer Bevölkerung an dem Tierleben konstatieren. Besonders bewundert wurden die Kunststücke der Seehunde. An einem jener Abende sitzt eine Herrengesellschaft im Heim eines Industriellen und unterhält sich über die Gelehrigkeit dieser Tiere. „Ihr Liebesleben ist ebenfalls ganz verwunderlich," erzählte dabei der Gastgeber. „Zur Zeit der Paarung klettert das Männchen in der Nähe der Küste auf einen aus dem Meere ragenden Fels und stößt Rufe aus, die etwa laut und kräftig wie „Wu-u-u-wu" klingen. Sogleich folgt ein Weibchen diesem Locken." In diesem Augenblick öffnet sich die Tür, die Hausdame steckt den Kopf herein: „Hast du mich gerufen, Männe?" Nach einer kurzen Pause der Verlegenheit und des unterdrückten Lachens herrschte wegen dieses unglücklich-glücklichen Intermezzos eine so lustige Stimmung wie nie zuvor.

Seelenruhe. Ein derber Köllertaler liegt in einem Saarbrücker Hospital und soll in einigen Tagen operiert werden. „Ich hätt 'ne Bitt, Herr Doktor, könne m'r die Sach nit gleich mache?" „Leider nein!" „Ach, ich hätt' es doch so gäre!" „Wieso?" „Mei Tochter kummt heut' in die Stadt und da könnt' sie doch die Leich' gleich mitnehme."

Der „Schandarm" war der Spitzname einer sehr angesehenen Dame der früheren Saarbrücker sogenannten Gesellschaft. Sie trug ihre Bezeichnung mit Recht, denn sie hielt streng auf Sitte, Ordnung und Beachtung der Damen je nach der Stellung der Männer im Staatsdienst. Bei ihrem Kaffeeklatsch saß sie, als ob sie eine Elle verschluckt und jedes Wort zu überwachen hätte wie ein Cerberus vor den vorschriftsmäßig in Ehrfurcht ersterbenden Damen. War es demnach auch auf ihren „Kaffeevisiten" unerträglich steif und langweilig, so konnte man doch in hauswirtschaftlichen Dingen stets viel lernen. Eines Tages entsteht ein Disput über „Bauchwäsche". Für die jüngere saarländische Generation bleibt hier zu bemerken, daß das Bauchen in einem Uebergießen der Wäsche mit Holzaschenwasser bestand und früher in jeder Familie unserer Gegend nie versäumt wurde. Wie oft nun die heute halbvergessene Prozedur vorzunehmen sei, darüber entstand einmal unter den Kaffeeschwestern ein lebhafter Disput. Die junge Frau Assessor, eine Norddeutsche, die den Brauch nicht kennt und unaufmerksam dem Streit zugehört hat, wird plötzlich vom „Gandarm" interpelliert: „Nun, Frau Assessor, wie oft halten Sie denn Bauchwäsche?" Verlegen um sich blickend, stottert sie errötend: „Ich, ich wasche meinen, meinen Bauch jeden Tag!" Der „Gandarm" erstarrt vor Schreck, die Freundinnen beißen sich fast die Zunge ab, um nicht zu lachen, aber die Gunst ist und bleibt verscherzt. Die uns völlig übertrieben erscheinende Zimperlichkeit früherer Zeiten können wir heute kaum noch verstehen. Aber geben wir ehrlich zu, wie damals das Pendel zu weit rechts ausholte, so heute viel zu weit nach links. Den goldenen Mittelweg zwischen Zimperlichkeit und Frivolität, wie ihn ein frommes, frisches Herz diktiert, werden wir auch noch finden, wenn ihn unsere junge Welt ehrlich sucht und anstrebt.

Auch ein Trost. Aus Völklingen. Eine hiesige Frau begegnet einem Freunde ihres Mannes auf der Straße und teilt diesem zu seiner Ueberraschung mit, daß ihr Mann in der vergangenen Nacht gestorben sei. Der Freund ist konsterniert, will aber doch irgendwie seine Teilnahme ausdrücken und stammelt in seiner Verlegenheit: „Ach, das ist ja schrecklich, hat er viel geschwitzt?" „Ja, fortwährend!" Da nickt der Freund und sagt begütigend und wie tröstend: „Na, Gott sei Dank, schwitzen, tüchtig schwitzen, ja, ja, das ist gut!"

Vom weiblichen Boxsport. Im Saargebiet zählt seit den letzten Jahren der Boxsport zu seinen begeisterten Anhängern bereits eine große, fleißige Gemeinde. Auf unseren Lauer können wir stolz sein, er hat sich einen guten Namen gemacht und vertritt die völkerbundliche Kolonie ehrenvoll. Auch unsere Frauenwelt betätigt sich eifrig in der Uebung der besten Selbstverteidigung ohne Pistole, aber bisweilen mit wunderlichem Erfolg. So wird eine Frau, die diesem Sport huldigt, oft in der Nacht im Traum von heftigen Boxkämpfen gequält. Sie klagt ihr Mißgeschick einer Freundin: „So, so," sagt diese, „dann wachst du wohl morgens ganz zerschlagen auf?" „Ich, nee, aber mein Mann."

Autounglück. Wir sind allmählich im Saargebiet daran gewöhnt, täglich in unserem Leibblatt von einem Autounglück zu lesen. Der „rasende Tod" usw. sind die schönen, zugkräftigen Schlagzeilen, unter denen die Schreckensnachrichten erscheinen. Auch in all diesem Jammer fehlt bisweilen nicht der Humor. Von einem im Mai d. Js. erfolgten Unglück erzählt mir ein Bekannter: „Erst nach einer Stunde kam der Verletzte wieder zum Bewußtsein. „Wo bin ich? Was ist mit mir geschehn?" Ich sage ihm: „Verhalte dich nur ruhig, du bist von einem Auto überfahren worden und befindest dich jetzt im Hause deiner Schwiegermutter. Du kannst von Glück sagen." „Soo, ist sie verreist?"

„Vom Tragischen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt," so schreibt mir mein lieber Freund K. in Sulzbach. „Auch diesmal bringe ich dir einen kleinen Beitrag für den „Saarkalender". Hier starb ganz unerwartet ein Bekannter. Ich gehe zum Trauerhause, um der unglücklichen Frau meine Teilnahme auszudrücken. „Ja, ja, Herr K." sagt sie, „wer hätte das gedacht, heute früh hat er mich noch gekitzelt."

Mißverstanden. Am Bahnhof in Kaiserslautern drängt sich die Menge. Zwei Pälzer unterhalten sich nach ihrer Art laut, als ob sie schwerhörig seien. „He, verreise Sie?" „Jo, mei Strümp sin schon verrisse un de Schuh werre es aach bald sei, so Gott will!"

„Nie sollst du mich befragen, noch Wissens Sorge tragen, woher mein Nam' und Art," singt Lohengrin, aber die sträfliche weibliche Neugierde Elsas stürzt bekanntlich das edle Paar ins Unglück. Eine höhere Tochter Saarbrückens hat mit den Eltern die Oper besucht und schreibt ihrer Freundin darüber. In dem Briefe heißt es u. a.: „Elsa weinte drei Tage und Nächte nach ihrer Hochzeit. Dann hielt sie nichts mehr zurück und sie fragte den Lohengrin, welchen Geschlechtes er sei."

Ein origineller Predigttext. Der Pfarrer von L., einem kleinen Ort im Primstal, war ein weitbekanntes Original. Seine Predigten waren gewürzt mit Derbheiten und drastischen Vergleichen und schmeckten seinen bäuerlichen Zuhörern wie hartes, hausgebackenes Brot, das schon zu lange in der Lade lag und sich schlecht kaute und verdaute. Ein Ausschnitt aus einem Predigttext, den er an das Evangelium vom Weltuntergang knüpfte, macht noch heute die Runde durch die Umgegend. Er lautet ungefähr so: „Wenn am Ende der Welt alle Seelen zum letzten Gericht erscheinen und die Reihe der Abrechnung an die Pfarrei L. kommt, wird der Herrgott rufen: „Pastor von L.!" Und euer Pastor wird beschämt die Augen niederschlagen und schweigen. Zum zweiten Male wird der Herrgott rufen: „Pastor von L.!" Und der Pastor von L. wird sich weiter schämen und schweigen. Zum dritten Male wird der Herrgott rufen: „Pastorrr von L.!" Und der Pastor von L. wird leise antworten: „Hier bin ich, Herr." „Nun Pastor von L., wo sind deine Schafe?" Und der Pastor von L. wird traurig sagen: „Ja, Herr, Schafe hast du mir gegeben, aber Böcke bringe ich dir zurück."

Guten Appetit. Ein dicker Bauer aus einem kleinen Gaudorfe war während des Sommers oft auf die Hilfe seines ältesten Buben angewiesen und klopfte darum oft bei mir um Urlaub an. Da sein Filius nicht gerade eine Leuchte der Wissenschaft war, machte ich manchmal Schwierigkeiten. Um mich gefügiger zu machen, sandte der Bauer öfters kleine Gaben ins Haus, wie Butter, Solbenfleisch, Obst und dergleichen. Eines Tages, als sein Sohn wieder Urlaub benötigte, frug er den Vater: „Nun, was soll ich denn heute dem Lehrer mitnehmen?" „Ei, dann lauf in den Garten und raff ein Körbchen voll Fallobst," entgegnete dieser und glaubte, es wäre wohlgetan. Der Bub tat, wie ihm befohlen. Er fand aber nur zwei Birnen, rieb sie, da sie etwas schmutzig waren, an seiner Jacke ab und brachte sie mir. „Nanu, nur zwei Birnen," sagte ich, biß aber trotzdem, da sie sehr verlockend aussahen, in eine Birne hinein und meinte zu dem Buben: „Hier, iß du die andere." „Nä, nää," wehrte der Bub, „ich well kän, ich well kän." „Warum denn nicht? Sie schmecken doch ausgezeichnet." „Ei — ei — die än hat em Mischdepuddel (Jauche) gelä." „Was!?" schrie ich und begann zu würgen und zu spucken," welche war es von den beiden?" „Ja, wenn ich dat noch wüscht," entgegnete der Bub, „ich han se afgerief und ewei gesitt än aus wie die anner."

Aus der Aerztepraxis. In der Ausübung unseres verantwortungsvollen Berufs erlebt man viel bitteres, bisweilen aber auch heiteres. Für Ihren, mir so liebgewordenen Saarkalender hier einige Proben: Frohe Botschaft. Ich sage zu der Frau eines Patienten im Wartezimmer: „Ich muß Ihnen eine ernste Nachricht bringen, liebe Frau, Ihr Mann wird leider nicht mehr imstande sein, zu arbeiten." Gattin. „Das muß ich em awer gleich sahn, das wird em Spaß mache." — Gefährlicher Auftrag. „Sagen Sie Ihrer Frau, sie braucht sich kei Sorje zu mache, daß sie jetzt schlecht hert, es is nur e Zeiche vun ihrem vorgerickte Alter." Mann: „Mei liewer Herr Doktor, das do richt ich meiner Alt' nit aus, das sahn Sie ihr besser selwer." — Ein Patient kommt eiligst in die Sprechstunde, setzt sich hin und stellt sich vor, mei Name is Ernscht Kren .. w." Ich notiere den Namen und frage: „Also hinten ein W?" „Nee," sagt der Patient, „meh um den Bauch un um de Leib erum."

Hund und Hummer. Friedrich B—s schreibt aus Hamburg: Ein Hund kommt unversehens auf dem Markt in Hamburg mit seinem Schwanz an einen Korb mit Hummern. Eine Hummer klemmt sich fest und der Hund flüchtet. Die Marktfrau ruft seinem Herrn zu: „Heda, Sei, fläuten Sei doch öwer den Hund!" „Ach wat," lautet die Entgegnung, „fläut du dinen Hummer!"

„Die deutsche Sprak ist ein swere Sprak." Der olle Riccaut in „Minna von Barnhelm" hat recht, seine Landsleute bei uns machen dieselbe Erfahrung. Ein französischer Grubengewaltiger bemühte sich, die deutsche Sprache zu beherrschen, aber er stolperte regelmäßig über die Artikel. Er beklagt sich zu einem Steiger darüber: „Warum heißt es das Frauenzimmer, es ist doch ein Weib, also muß der Artikel doch die sein. Manche Wörter haben im Deutschen sogar alle drei Artikel, das ist für mich trop difficile!" „Drei Artikel?" „Oui, oui, monsieur!" Hör' ich doch oft genug von den Leuten hinter mir: daß di der (das die der) Deubel hol!" „Doch," entgegnet der Steiger, „das ist ganz richtig gedacht und gesagt, wenn man einen lieben Wunsch ausdrücken will. Sonst ist der Teufel auch hier im Saargebiet männlichen Geschlechts, das wissen wir alle."

Aus dem Primstal. „Derbe sind die Leute hier, doch von Herzen gut und fromm," so schreibt man mir, „bisweilen aber nicht gerade im Sinne Melchisedeks." „Meine Lieben," sagt der Pastor auf der Kanzel, „ich will heute vom heiligen Bartholomäus zu euch sprechen, aber ich weiß nicht, wohin ich ihn setzen soll. Soll ich ihn neben den heiligen Apostel Paulus setzen? Da sitzt schon Petrus. Soll ich ihn neben den heiligen Andreas setzen? Da sitzt Jakobus; soll ich ihn neben den heiligen Johannes setzen?" — „Herr Paschtor," ruft da eine alte Frau, „setzen's ihn auf minje Platz, ick jeh als nach Haus."

Das **verräterische Tintenfaß.** In den neunziger Jahren, wo noch keine Bahn ins Primstal führte, lebte in einem Primsdörfchen ein Schulmeister, zu dessen Dienstwohnung etliche Morgen Dienstland gehörten. Da sich der Schulrat nur alle paar Jahre in den abgelegenen Ort verirrte, ließ der Schulmeister Gottes Wasser über Gottes Land laufen und betreute während der Schulstunden seine Felder und Wiesen. Eines Tages, es war im Heumond, stand er in einer Wiese und war am Wetzen und Mähen. Da kam seine Frau gelaufen und keuchte: „Mann, komm schnell heim, der Schulrat sitzt schon über eine halbe Stunde in der Klasse und hat schon dreimal nach dir geschickt." „Kreuzelement," der Schulmeister warf sein Geschirr ins Gras und rannte, so schnell er konnte, zur Schule. Dort zog er eine gute Jacke an, wischte sich schnell den Schweiß aus dem Gesicht, eilte zum Schulrat und sagte: „Entschuldigen Sie, Herr Schulrat, daß ich zu spät komme, ich habe noch eine dringende Schreibarbeit erledigt." „Hm," lächelte der Schulrat malitiös. „ich sehe, Sie haben das Tintenfaß (den Köcher) noch hinten hangen." Wie hierauf die Revision ausfiel, läßt sich leicht erklären.

In einer Stadt des Saargebiets wird ein Klassenaufsatz geschrieben über Goethes „Hermann und Dorothea". Der korrigierende Lehrer findet im Hefte einer Schülerin folgenden Satz: „Dorothea wurde stark an Leib und Seele durch den Verkehr mit Hermann."

Kirchliche Eifersucht. Aus dem Bliestal schreibt ein Freund des „S. K.": Ich freue mich immer, wenn einer auf seinen Beruf und Amt stolz ist, aber es soll wohl überall so sein, je geringer die Stellung, desto höher als Ausgleich die Einbildung und die höchsteigene Wertschätzung. Unser Balgentreter zeigt diese Eigenart in kühnster Form. An einem ruhigen, sonnigen Sonntagnachmittag sitzt Rorthorst zusammen mit dem Küster, den Freunden, getreuen Nachbarn und dergleichen auf der Bank vor der Haustüre und reden über den Pastor und seine schöne Morgenpredigt. „Schön war sie," sagt einer, „und wie strullert das alles so einem studierten Herrn vom Mund. Er läßt nicht nach in seiner Andacht, wenn er sich auch den Schweiß fortwährend vom Gesicht wischen muß. Ja, ja, der hat's nicht leicht. So einer wird schwerlich wieder jung." Der etwas verärgerte Küster meint: „Na, der macht doch den Gottesdienst nit allein. Er hat gut predigen, wenn ich die Orgel spiel', daß die Engel im Himmel danach tanzen könnten, wenn sie dürften. Das ist meine Kunst, aber keiner spricht davon." „Oho, fährt da der Balgentreter dazwischen, „dat is doch kei Kunst, zu predigen, wenn alles schon so schön in der Bibel steht, auch keine Kunst, zu orgeln, wenn einer Noten vor sich hat und alles davon bloß abzusehen braucht, aber ich, ich trete die Balgen ohn' Bibel und Noten, alles, rein alles nur aus dem Kopp!"

Greths Beichte. „Die Sonne bringt es an den Tag" heißt es in einem Gedicht, aber nicht immer, bisweilen ist es auch die Gewitterangst, die den Vorhang vor dem Gewissen wegzieht und das sorgsam gehütete Geheimnis preisgibt. Der Pitter, von seinen Kameraden Kollewuscht genannt, war mit seiner Frau, dem Gret, auf dem Lebacher Jahrmarkt. Auf dem Weg nach Hause überraschte sie ein schweres Gewitter. Ein rasender Sturm fegt vor ihnen her, daß starke Baumäste abgerissen niederprasseln. Unheimlich wurde dem Ehepaar das wilde Toben in der Natur, die grell zuckenden Blitze und das Krachen des Donners ließen sie bereits ihr Ende fühlen. „Ach Gott, Pitter," seufzt die Frau in Aengsten, „do sin mer verlor, es is de bescht, wann m'r uns fertig mache for den Himmel un beichte." „Is mir recht," sagt Kallewuscht, „da fang du an!" „Ach, mei liewer Pitter," fangts Gret an. ..da muß ich dir's jo sahn, die Wurscht, die du nit krieht hast. hat der lang Husarejäbche fress'. Un, un, noch was — Schorsch, der Bub, den mir han, is nit vun dir!" „Von wem?" brüllt der Alte. „Jesses ja, aach vom Husarejäbche," schluchzt Gret. „Sooo," saht Pitter und sein Stock trommelt auf dem Rücken der Gret. Unter Heulen und Schluchzen gehen beide ein Stück weiter. Plötzlich nimmt das Gret den Pitter am Arm und sagt: „So, alter Freund, jetzt kommscht du aach an die Reih." „Ooch," sagt da der Pitter begütigend, „laß numme noch e bische sein, Gret, do hinne werd's scho widder ganz hell un klar."

Juristendeutsch ist wunderschön, man kann es leider schwer verstehn! Im Oeffentlichen Anzeiger der Regierungskommission findet sich von einem saarländischen Amtsgericht folgender Satz, der verdient, der Nachwelt erhalten zu bleiben, weshalb er hier zum Abdruck gelangen möge:

„Er wird beschuldigt, zu Neunkirchen bzw. Klarenthal im April 1927 fortgesetzt handelnd in der Absicht, sich einen rechtswidrigen Vermögensvorteil zu verschaffen, das Vermögen des Bergmanns R. U. um 60 Pfund Seifenflocken im Werte von 120 Fr. und 258 Pfund Seifenflocken im Werte von 516 Fr. dadurch beschädigt zu haben, daß er durch Vorspiegelung der falschen Tatsachen, er sei willens und in der Lage, die Ware alsbald nach der Lieferung zu bezahlen, er werde die in Klarenthal abgestellten 258 Pfund Seifenflocken gemeinsam mit U. bei den Kunden absetzen und den Kaufpreis alsbald zahlen, einen Irrtum erregte, indessen Folge U. ihm die Seifenflocken verkaufte und durch Zurücklassen der 258 Pfund Seifenflocken in Klarenthal den Mitbesitz aufgab."

Dunnerkiel, was möchte wohl Lessing dazu sagen!

Aus der Schule. Der Lehrer hat es den Dorfkindern verboten, sich nach der „Betglock“ auf der Straße herumzutreiben. Gelegentlich erwischt er den kleinen Matz und stellt an ihn tagsdrauf folgende Frage: „Nun, Matthias, was tut man, wenn die Betglocke läutet?“ Der Kleine besinnt sich ein wenig und erwidert dann in seinem unverfälschten Dialekt: „Ei, da zieht ma am Sääl.“ Dabei zog er die beiden Glockenseile unter seiner Nase hoch bis in den Dachstuhl.

Wie sich der Peter rehabilierte. Der Peter und der Johann sind zwei treue Brüder. Der Peter ist ein kräftiger Kerl und sucht den schwächlichen, um ein Jahr jüngeren Johann stets zu bemuttern. Da er das erste Schuljahr zum zweiten Male wiederholt, ist er seinem Bruder, der erst neu in die ABC-Schützengilde eingetreten ist, stets um eine Nasenlänge voraus, worüber er sich sehr freut. In der Bibelstunde, am Samstagmorgen, bleibt er mir eine leichte Frage schuldig, die sein jüngerer Bruder prompt beantwortet. Ich versäume es nicht, den kleinen Johann dafür gehörig herauszustreichen und den Peter zu beschämen. Tagsdrauf hatte ich bereits wieder den alltäglichen Zwischenfall vergessen. Anders der Peter. Als ich nach dem „Zuhaufläuten“ meinen altgewohnten Platz hinter den ABC-Schützen in der Dorfkirche eingenommen hatte, fühlte ich mich plötzlich angestoßen und blickte meinem Freund Johann in sein heißes, vom Laufen gerötetes Gesicht. „Wo ist Peter?“ frug er mich. Ich zuckte die Achseln und wunderte mich selbst, daß sich der Große nicht bei dem Kleinen befand. Sonst war er immer an seiner Seite und bezog mit ihm seinen angewiesenen Platz. Immer noch der Sache keine Bedeutung beimessend, placierte ich den Kleinen vor meinem Stuhl und steckte meine Nase ins Gesangbuch. Als die Orgel anhub zu spielen, kam der Peter. Den kleinen Johann sehen, den Buckel einziehen und sich einen verstohlenen Platz neben einem Pfeiler suchend, war eins. Es kribbelte mir in den Fingern, als ich sah, wie er dabei über die Füße der andern Kinder stolperte und ein halbes Dutzend Buben auf die Nase warf. Bei der Wandlung fand ich des Rätsels Lösung. Im selben Moment, wo der Meßdiener zum ersten Male klingelte, erhob sich der Peter von seinem Platz, drehte sich nach mir um und schlug so fest gegen die Brust, daß es dröhnte. „Einmal — zweimal — dreimal — — — einmal — zweimal — dreimal.“ Ich sah, wie er halblaut vor sich hinzählte und wie seine Blicke mit Verachtung auf seinem jüngeren Bruder ruhten, der ununterbrochen an die Brust schlug und nicht eher aufhörte, bis das letzte Klingelzeichen verstummt war. Damit ich diesen schlimmen Formfehler nicht übersah, winkte er mit dem Kopf nach seinem Bruder und strahlte vor Stolz über die gelungene Rehabilitation über sein ganzes Gesicht. Als ich ihn tagsdrauf frug, warum er sich denn so vor dem Johann versteckte, sagte er: „Ja, der Johann ist schlau. Wenn ich neben ihm gekniet hätte, hätte er mir abgeguckt, wie er es machen sollte.“

Entgegenkommend. Wie Schorsch noch bei seinem alten Hauswirt wohnte, hatte er monatelang keine Miete bezahlt. „Schorsch,“ sagte drum eines schönen Tages dieser zu ihm, „ich will dr entgejekumme: Die eersch Hälft vergeß ich! —“ „Is recht!“ erwidert Schorsch, „un die anner Hälft ich!“

Sehr richdig! „Das is jo Unsinn,“ behauptet Schorsch steif und fest, „daß die verheirade Männer länger läwe wie die leddige! 's kummt=ne nure länger vor!“

Entsagung. „'s is schlimm!“, seufzt Schorsch, „an nix meh hann ich Schbaß uff dr Welt: nit emol meh an dr Arwet!“ — „Ich aa nit“, entgegnet ihm sei Freund Karel. „Neilich sollten vier Mann aus einem Erdloch einen großen Stein herausheben. Vier Mann packten an und riefen im Takt „Her—rup!, Her=rup!“ und nochmal „Her—rup!“ Aber der Stein rührte sich nit. Da kam der Bauführer, lachte höhnisch: „Was! Das Dreckding da packt ihr nich, den hol' ich ganz allein.“ Der Kerl springt ins Erdloch, angepackt und schwupp flog der Stein aufs Pflaster. „Jaa,“ riefen da alle wie aus einem Munde, „jaa, mit Gewalt, das ist kei Kunststück!“

Die kleine Menschenkennerin. Ich arbeite im Garten und das Kleine unserer Waschfrau findet es angebracht, darin zu promenieren und vom Zwergobstbaum sich eine Birne zu Gemüte zu führen. „O, pfui,“ sag ich, „die darfst du nicht essen, Kind, die sind ja noch völlig unreif!“, worauf mir in unverfälschtem Daarler Dialekt erwidert wird: „Du sähscht numme so, — du dätscht se gääre selwersch ässe!“

Kinderstreit. Heulend kommt Lieselottchen zu ihrer Mutter: „Ich gehn gar nimmeh bei Schmitts Inge!“ — „So, mein Lieb —“ tröstet die Mutter, „warum denn nit?“ „Ach Mutter, das is soo frech!“ — „Ach was! — was hatts dann schunn widderemol angeschtellt?“ — „Ei, es will Lehrerin werre!“ — „Soo? Na, deshalb brauchschde doch nit ze heule?“ — „Ja — es hat awwer gesaht, wann mein Kinner dann bei ihr in die Schul kämde, däht=se se immer hauwe — — un — un — die duhn em jo garnix!“

Der Lambrör. Bekanntlich trafen sich Ende der 60er Jahre König Wilhelm I. und Kaiser Napoleon III. an der Grenze bei der alten Goldenen Bremm. Viel Volk aus dem Saartal und aus Lothringen war zusammengeströmt, die beiden Herrscher zu sehen. Dabei ist ein wackerer Saarbrücker mitten zwischen französisch sprechende Lothringer aus der Metzer Gegend geraten und hört, wie einer von ihnen zu seinen Begleitern sagt: „Ah, cel est l'empereur, le grand, le bel!" Darauf unser biederer Landsmann: „Was isch? Der Hund beißt Euch so einen „Lambrör", le grand, le bel das isch unser Kenig Willem!"

Ein ganz Tüchtiger. Irgendwo in der geschäftsfreudigen Stadt Saarbrücken kann man an einem Ladenfenster folgende Werbetafel bewundern:

Umformen von Damen
und
Herrenhüten

Heiliger Steinach noch einmal! entringt es sich da doch jeder Brust, der Mann hat's erfaßt! Vorausgesetzt, daß er das Damenumformen auch richtig versteht. Denn abgesehen davon, daß es sehr viele Damen gibt, die von vornherein schon nicht mit ihrer Form einverstanden sind und umgeformt werden möchten, soll es — sogar sehr häufig, wie erzählt wird — Damen geben, die ganz gegen ihren Willen und ihre Absicht die Form verloren haben und in den Urzustand zurückgeformt werden wollen und höchste Preise für das Gelingen dieser Operation bezahlen würden. Aber was sagen unsere Aerzte zu dieser Schmutzkonkurrenz?

Kleines Erlebnis in Straßburg. Die Straßburger (wie übrigens die flämischsprechenden Brüsseler auch) glauben sich einen besonders vornehmen Anstrich zu geben, wenn sie so tun, als verstünden sie nur Französisch. Auf der Straßenbahn in Straßburg entwickelt sich zwischen mir und einem biederen Stroßburjer folgendes Zwiegespräch:

„Fährt der Wagen zum Bahnhof? „Je regrette infiniment, je ne vous comprends pas." Est-ce bien la direction pour la gare? „Oui, Monsieur," Merci bien. „Il n'y a pas de quoi." Kurz darauf er zu seiner im Wagen sitzenden Frau: „Mriele, kumm gschwind era, mr mün üßsteije."

Er hat Recht. Ein Bergmannsjunge wackelt mit seinem Fahrrade durch die Straßen und stößt dabei einen Mann an. Der schreit ihm zu: „No, konnscht du nit läuten?" Der Junge meinte: „Läuten kann ich schunn, awer nit fahren."

Der Stammbaum. Ein Fräulein frägt auf dem Markte einen Jungen, der einen Hund verkaufen will: „Hat der Hund auch einen Stammbaum?" Der Junge: „Ne, er geht ball an den und ball an e onneren."

Falsch aufgefaßt. „Faht der Woon no Brebach?", frug eine Frau den Straßenbahnschaffner. „Ne, der nächschte," sagt der Schaffner. Da stieg die Frau in den Anhänger.

Die drei Sozialdemokraten. Vor langen Jahren war es. — Der Pitt von Dudweiler und der Matz von der Humes unterhielten sich am Kohlenstoß über die bevorstehende Reichstagswahl. Der Pitt war ziemlich aufgeklärt und sagte, daß in Dudweiler auch Sozialdemokraten wären. „Was sinn dat fir Leit," frug Matz. „O, das sinn Leit, die wollen vill Geld verdienen un nur e bisjen schaffen," sagte Pitt. „O," meinte Matz, dann hann mir in der Humes aach Sozialdemokraten, sogar drei Stick, de Paschtor, de Docktor un de Lehrer.

Dienstmann Reith. Vor einem Menschenalter und mehr war der Dienstmann Reith eine stadtbekannte Persönlichkeit. Anton v. Werner hat den wackeren, allzeit dienstbereiten Mann auf dem herrlichen Gemälde im Rathause von Alt-Saarbrücken festgehalten. Oft war Reith, der Aufträge harrend, in seiner roten Mütze mit blitzblankem Messingschilde am Bahnhofe zu sehen. Dort winkte ihm eines Tages eine aufgedonnerte Dame — sicherlich keine Saarbrückerin — zu sich heran und hieß ihn, ihren schweren Handkoffer die Treppe hinauf an den Bahnsteig tragen. Oben angelangt, gab sie Reith mit der Miene einer Fürstin ein ganzes 5-Pfennigstück. Reith betrachtet sich die Münze von vorn und von hinten und gibt sie der Dame zurück mit den Worten: „O Jesses, das is' jo viel zu viel. Vor so viel Geld traa ich Ihne de Koffer aach widder redur." Sprach's, ergriff den Koffer, trug ihn die Treppe hinab, stellte ihn nieder und verschwand. Bth.

Aus dem ersten Schuljahre. Ich erhalte nachstehendes Schreiben: Mein kleiner Hans hört in der Schule zum ersten Male die Weihnachtsgeschichte, die sein Gemüt stark beschäftigt. Zu Hause erzählt er dem um ein Jahr jüngeren Fritz voll Eifer in kindlicher Weise das Gehörte, insbesondere, daß das Jesuskind ein Kind gewesen sei genau wie sie beide früher auch und doch wieder wie der liebe Gott. Da unterbricht ihn zu unserem Erstaunen das bis dahin aufmerksame Fritzchen mit den Worten: „Glaab' das nure jo nit; es were Zwillinge gewän sin." B-th

Der kindliche Verräter. Die kleine Lowis läßt die ersten Zähnchen sehen. Große Freude und Teilnahme der Nachbarin. Sie spielt mit dem Kindchen: „Nu, Lowischen, wo hast du deine Guckelchen?“ Die Kleine tippt mit den Fingern auf die Augen. Und wo sind deine Beißerchen?“ Da kratzt sich das Kind zum Schrecken der Mutter im Haar.

Falsch verstanden. Ein alter Dreißiger, der in Saarlouis seine Dienstzeit absolvierte, schreibt: Unser Hauptmann R. liebte es, mit seiner Kompanie früh abzumarschieren und uns tüchtig auf dem Exerzierplatz herumzutummeln. Er fühlte die Verpflichtung, wie die Offiziere sagten, ihn „aufzuschließen“. Eines Tages überraschte uns der Oberst und ritt langsam auf die Kompanie zu. Der Hauptmann, völlig in Anspruch genommen durch unser „Griffekloppen“, bemerkte den Vorgesetzten erst kurz vor uns. Sofort sprengt er auf ihn zu, um seine Meldung zu machen. Der Oberst, in gemütlicher Laune, winkt aber ab und ruft dem Salutierenden ein lautes „Guten Morgen“ zu. Wer beschreibt das Entsetzen, als eine kräftige Stimme aus der Kompanie ertönte: „Guten Morgen, Herr Oberst!“ Rot vor Zorn wandte der Häuptling sein Schlachtroß und schreit: „Wer war der blödsinnige Kerl, der eben „guten Morgen“ gerufen hat?“ Da kam die Antwort aus seiner Kompanie: „Der Herr Oberst, Herr Hauptmann!“

Humor auf dem alten St. Johanner Friedhof. „Meister Hämmerlein“ teilt mit: Im Jahre 1886 starb der Totengräber der Stadt St. Johann Rudorffer. Auf seinem Grabstein im Friedhof an der Scheidterstraße liest man folgende Inschrift:

Ich, Totengräber dieser Stadt,
Ruh' hier wohl unter vielen tausend Leichen,
Ich fütterte den Tod oft satt,
Und dacht, der weiß mich durchzuschleifen,
Doch Petrus kam und sprach: Halt ein!
Wer andern eine Grube gräbt: fällt selbst hinein.

Au! November 1918, als die Franzosen zum Rhein marschierten, erhielt hier eine biedere Bürgersfamilie zwei Offiziere als Einquartierung. Die beiden Herren hatten Hunger, worauf die Hausfrau sich eifrig bemühte, den Wunsch den ungebetenen Gäste zu befriedigen. In dem wirtschaftlichen Eifer passierte ihr ein kleines, menschliches Malheur. Der Mann erschrickt: „Awwer Lowis', schämst du dich nit?“ „Nee, gar nit, warum aach, unsre Franzose verstehn doch kei Deutsch!“

Pfeifen wie ein Kanarienvogel. Der alte Berginvalide Sch. in Bildstock mußte viel leiden wegen einer durch sein Ungeschick verunglückten Sonntagssuppe. Der „Kanari“, wie er nach seinem Pech getauft wurde, hatte an einem Sonntag die Frühkirche besucht; seine Frau, die „Bas Marei“, ging darauf mit den beiden Töchtern ins Hochamt. Für das Mittagessen sollte Sch. Sorge tragen. „Das Suppenzeug leiht im Schrank in der Tut,“ rief ihm „Bas Marei“ beim Fortgehen zu. Sch. ging an den Küchenschrank, holte eine Tüte und schüttete den Inhalt in die Suppe. Zu spät mußte er wahrnehmen, daß er Vogelfutter gegriffen hatte. „Jesses, was haschte denn da for Supp gekocht?“ schrien alle. „Fresse ihr nohre, da lernt ihr peife, ich freu mi scho' auf das Familienkonzert im Kunstpeife.“

Vom 70er Kasernenhof. Zu der schönsten Erinnerung aus meiner Soldatenzeit, so schreibt mir Herr Th. M., gehört nachstehende, kaum glaubliche, aber wahre Episode: Der Inhaber eines Saarbrücker Geschäftes machte bei den 70ern eine Landwehrübung als Unteroffizier. Den in Reih und Glied angetretenen Landwehrleuten hielt er eine kleine Ansprache über Disziplin, Strammheit im Dienst und ähnliche erbauliche Sachen, die auch den Landwehrmann noch zieren. Da erschallt es unvermittelt aus dem Glied: „O hall doch Dau Dei Maul, eich kääfe jo all mei Buchse in Aurem Lade!“

Mir Sachsen, mir sein helle. Vor reichlich 20 Jahren hielt der Sachsenbund an der Saar im „Neuen Kindl“ eine Versammlung ab. Ein kleines Zwiegespräch sei der Vergessenheit entrissen. „Du, K., was ist denn der Unterschied zwischen einem Römer und einem Griechen?“ „Nu, der Reemer is meerschdendeels aus Idalien und der Grieche vom Belobonnees.“ „Na. Du kommst ja doch nicht drauf; ich will Dirs sagen — der Grieche kann aus einem Römer trinken, aber der Römer nicht aus einem Griechen.“ „Nu erloobe mal, wieso gann denn dr Reemer nich ausn Griechen drinken?“ (Aus den Krügen.)

„Es läutet, es hat gelitten“ scheint mir eine Konjugation, die wohl als ein spezifisch saarländisches Gewächs zu gelten hat. So verwunderlich es klingen mag, die seltsame Form lebt bei der Jugend und dem Alter. Ein Freund des „S. K.“ bringt aus seiner Schülerzeit hierfür ein klassisches Beispiel. „Professor X. bemühte sich, uns in der Grammatikstunde den Unterschied zwischen dem starken Verbum „leiden“ und dem schwachen „läuten“ klarzumachen. Dabei kommt er natürlich auch auf die falsche Konjugation von „läuten“ zu sprechen. Beim Läuten der Schulglocke rief stets die halbe Klasse mit Vergnügen: „es hat scho' gelitten!“ Der Professor ist ganz vertieft in seine Erklärungen, uns immer wieder ermahnend, fortan „es hat geläutet“ zu sagen. Dabei überhört er völlig das schrille Bimmeln der Schulglocke. Endlich bemerkt er unsere Unruhe, bricht ab und seine Uhr ziehend fragt er: „Hat's scho gelitten?“

Schulhygiene. Vor Lehrer H. und seinem Rohrstock hatten wir Kinder großen Respekt. Er hielt nicht nur auf Fleiß und Aufmerksamkeit, sondern auch auf Ordnung und Reinlichkeit, und dabei interessierten ihn nicht nur Finger, Gesicht und Hals, sondern auch Haare und Kopfhaut. Diese untersuchte er öfter auf Einquartierung. Gewiß kein Vergnügen! Das wußte auch Lehrer H. Daß er sich dieser Tätigkeit dennoch gewissenhaft unterzog, verdient Anerkennung; sein Rohrstock half ihm dabei. Mit diesem zerlegte er das Haar der Schulmädchen in Strähnen und beguckte eifrig die bloßgelegten Stellen. Mit demselben Rohrstock verrührte er sich dann bei Erkältungen vor versammelter Klasse seinen „Kandelzucker" in heißer Milch. B-th.

Brezeltag. Erinnert Ihr Euch noch des Brezeltages. „Ihr liewe, alte Saarbrigger Buwe", die Ihr mit mir vor mehr als 40 Jahren die Volksschule besucht habt? Ich weiß nicht, worauf dieser hübsche Brauch zurückging, weiß nur, daß man mit drei großen Brezeln zum Unterrichte zog, die bei den Begüterten wohl auch mit Zucker und Mandeln bestreut waren. Arme Kinder kamen wohl auch mit leerer Hand. Von diesen Brezeln durfte man die eine selbst behalten, die zweite verehrte man dem Lehrer und an der dritten zog man gemeinsam mit dem Lehrer. Dabei kam es darauf an, das größte Stück zu gewinnen. Bei meinem viel zu früh verstorbenen Lehrer Karl Studt, bei dem wir mehr gelernt haben, als A, B, C und 1 × 1, war es die Regel, daß nach beendetem Schulunterricht die minderbemittelten Schüler mit einem reicheren Brezelschatz heimzogen als die Kinder wohlhabender Eltern. B-th.

Modernes Saarbrücken. Im Café Kiefer im Stadtbezirk St. Johann unterhalten sich zwei bekannte alde Hiesige über einen jungen Gast am Nebentisch. „Guckemol —" meint der eine — „die Buwe vunn heid sinn doch nimmeh das, was mir friejer ware: so geschniegelt un gebischelt wäre mir nit in die Stadt gang: Schtehkrage bis iwwer die Ohre, an jedem Finger e Brilljantring, Lackschuhschelcher, weiße Kamasche, dazu noch e Schnabbekapp un e Peif im Maul, wie der Scherlock Holmes — —" „Joo" — bestätigt nachdenklich nickend der andere: „Die Buwe vunn heid, die Buwe! Lerne wolle se nix meh — nure noch Fußballe schbiele un de Große mangiere!" „— — Vunn wem schwätze nr dann?" fragte interessiert eine hinzugekommene dritti Schbräb. „Ei, vunn denne Laufert do driwwe!" — „Och, ihr Dirmele!" lacht drauf der neue, „das is jo Reiße Dicker sei Dochder!"

Der Unterschied. Ein Lehrer schreibt mir: Bei einem Spaziergang über die Hilbringer Brücke, die die linken Saardörfer mit Merzig verbindet, traf ich einen kleinen Buben, der am Brückengeländer lehnte und bitterlich weinte. „Nun, Kleiner, wo fehlt es denn?" „Ei. mei Bruder hat mei Schmier in die Saar geworf." „Mit Absicht?" „Nää," das Geheul ging über in ein hartes Schluchzen," met — Käs!"

Das verratene Geheimnis. Ein Büblein ging zum erstenmal beichten. Als er seine Sünden heruntergehaspelt hatte, frug ihn der Pfarrer: „Nun, kleiner Mann, ist das alles, was du mir zu sagen hast?" Da bekam der Kleine einen roten Kopf und blickte den Pfarrer verlegen an. „Ich hann noch ebbes, awwer, dat derf ich nemmes verroden." „Geh, sag mir doch," bettelte schmunzelnd der Pfarrer und war auf das Geheimnis des kleinen Mannes sehr gespannt. „Nä, ich darf es känem Menschen son." „Ach, sag mirs doch. Ich sag es bestimmt niemand weiter." „Ei, in der Eierwies, of'm zwäiten Bam am Wall, es e Buchelnescht met drei Jungen on drei Aejern. Ihr dirfet awwer käinem Menschen son." Der Pfarrer versprach es, und der Kleine hielt sein Geheimnis für gut geborgen. Bei der Predigt am nächsten Sonntag kam der Pfarrer auf die Vorbereitungen zur Beichte zu sprechen und gab das Geheimnis des Kleinen zum besten. Da sprang der Kleine von seinem Kniebänkchen in die Höhe, ballte die Faust und schrie zornig: „O, du Lüner, du großer Lüner, alleweil hascht det doch verrod."

Der deutsche Sprak — eine swere Sprak. Ein Saarbrücker Geschäftsmann hatte die Stelle eines Hausdieners ausgeschrieben und erhielt u. a. eine Bewerbung, die wörtlich folgendermaßen lautet:

Sehr Geehrter Herr; u. Herrschaft.

Hierdurch umgehend gefälliger Bericht, anläßlich, wegen Einstellung eines Hausburschen, bezw. vom Lande; Selbiger ist 21, Jahre, Elegante erscheinung; Ehrlich. nebst pünktlichkeit, u. kathol.

Angebliche mitteilung ihrer Güte entsprechend, über monatliches Saldo sehen wir bis zu Donnerstag, nebst helbe Bahnfahrt frdl. entgegen.

Unter aller Hochachtung.

3.

In glücklicher Aufregung. Joseph hat seine Schwiegermutter für eine längere Ferienreise zur Bahn gebracht, begegnet seinem Freunde und erzählt ihm sein Glück. „Aber, woher hast du denn deine schwarzen Hände?" entgegnet der Angeredete. „Ooh, ich habe die Lokomotive gestreichelt!"

Marktverzeichnis 1932.

Stadtbezirk Saarbrücken.

Saarbrücken und St. Johann: Wochenmarkt: Dienstag, Donnerstag und Samstag jeder Woche.

St. Johann: Großhandelsmarkt (landwirtschaftl. Erzeugnisse, Südfrüchte usw.): in der Zeit vom 1. 5. bis 15. 11. von 4 Uhr, und vom 16. 11. bis 30. 4. von 5 Uhr morgens bis 11 Uhr vormittags.

Burbach: Schlachtviehmarkt: Montag und Donnerstag jeder Woche; Wochenmarkt: Mittwoch und Samstag jeder Woche.

Malstatt: Wochenmarkt: Dienstag und Freitag jeder Woche.

St. Arnual: Krammarkt: Sonntag, den 2. Oktober, Montag, den 3. Oktober.

Kreis Saarbrücken.

Altenwald: Krammarkt: Sonntag, den 19. Juni, Montag, den 20. Juni; Wochenmarkt: Mittwoch und Samstag jeder Woche.

Bildstock: Wochenmarkt: Dienstag jeder Woche.

Dudweiler: Wochenmarkt: Montag und Freitag jeder Woche.

Engelfangen: Krammarkt: Dienstag, den 5. Juni, Montag, den 19. September; Wochenmarkt: Freitag jeder Woche.

Fenne: Krammarkt: Sonntag, den 19. Juni, Montag, den 20. Juni.

Fischbach: Krammarkt: Sonntag, den 17. April, Montag, den 18. April.

Friedrichsthal: Wochenmarkt: Donnerstag jeder Woche.

Gersweiler: Wochenmarkt: Mittwoch und Samstag jeder Woche.

Geislautern: Krammarkt: Sonntag, den 21. August, Montag, den 22. August.

Güchenbach: Wochenmarkt: Mittwoch jeder Woche.

Göttelborn: Krammarkt: Sonntag, den 31. Juli, Montag, den 1. August.

Großrosseln: Wochenmarkt: Mittwoch und Samstag jeder Woche.

Heusweiler: Kram- und Viehmarkt: Donnerstag, den 3. März, Mittwoch, den 25. Mai, Donnerstag, den 6. Oktober; Wochenmarkt: Donnerstag jeder Woche.

Kölln: Krammarkt: Sonntag, den 3. Juni, Montag, den 4. Juni, Sonntag, den 18. September, Montag, den 19. September.

Kleinblittersdorf: Wochenmarkt: Dienstag und Samstag jeder Woche.

Ludweiler: Kram- und Viehmarkt: Donnerstag, den 19. Mai, Dienstag, den 13. September; Wochenmarkt: Donnerstag jeder Woche.

Püttlingen: Kram- und Viehmarkt: Dienstag, den 19. April, Dienstag, den 16. August, Dienstag, den 18. Oktober; Wochenmarkt: Montag jeder Woche.

Quierschied: Krammarkt: Sonntag, den 21. August, Montag, den 22. August; Wochenmarkt: Mittwoch und Samstag jeder Woche.

Riegelsberg: Krammarkt: Sonntag, den 17. April, Montag, den 18. April, Sonntag, den 11. September, Montag, den 12. September.

Sulzbach: Krammarkt: Sonntag, den 18. September, Montag, den 19. September; Wochenmarkt: Montag und Freitag jeder Woche.

Völklingen: Kram- und Viehmarkt: Donnerstag, den 4. Februar, Donnerstag, den 12. Mai, Donnerstag, den 7. Juli; Krammarkt: Sonntag, den 18. September, Montag, den 19. September; Viehmarkt: Dienstag, den 20. September; Wochenmarkt: Mittwoch und Samstag jeder Woche.

Wehrden: Krammarkt: Sonntag, den 17. April, Montag, den 18. April.

Kreis Saarlouis.

Berus (St. Oranna): Krammarkt: Montag, den 19. September.

Bettingen: Wochenmarkt: Freitag jeder Woche.

Bous: Krammarkt: Dienstag, den 28. Juni, Mittwoch, den 29. Juni; Kram- und Viehmarkt: Donnerstag, den 30. Juni; Wochenmarkt: Mittwoch und Samstag jeder Woche.

Dillingen: Kram- und Viehmarkt: Donnerstag, den 17. März, Dienstag, den 28. Juni, Donnerstag, den 20. Oktober; Wochenmarkt: Montag und Donnerstag jeder Woche.

Felsberg: Vieh- und Viehprämienmarkt: Montag, den 19. September.

Fraulautern: Kram- und Viehmarkt: Donnerstag, den 4. Februar; Krammarkt: Sonntag, den 22. Mai, Montag, den 23. Mai; Kram- und Viehmarkt: Dienstag, den 24. Mai; Fohlenmarkt: Donnerstag, den 11. August; Wochenmarkt: Mittwoch jeder Woche.

Hülzweiler: Krammarkt: Sonntag, den 14. August, Montag, den 15. August; Kram- und Viehmarkt: Dienstag, den 16. August; Wochenmarkt: Mittwoch und Samstag jeder Woche.

Lebach: Kram- und Viehmarkt: Mittwoch, den 20. Januar, Mittwoch, den 24. Februar, Mittwoch, den 16. März, Mittwoch, den 13. April, Mittwoch, den 11. Mai, Mittwoch, den 22. Juni, Mittwoch, den 20. Juli, Mittwoch, den 24. August, Dienstag, den 13. September, Mittwoch, den 26. Oktober, Mittwoch, den 23. November, Mittwoch, den 21. Dezember; Wochen- und Schweinemarkt: Mittwoch jeder Woche.

Saarlouis: Zucht- und Schlachtviehmarkt: Dienstag, den 26. Januar, Dienstag, den 16. Februar; Krammarkt: Montag, den 14. März; Kram-, Zucht- und Schlachtviehmarkt: Dienstag, den 15. März; Zucht- und Schlachtviehmarkt: Dienstag, den 26. April, Dienstag, den 24. Mai, Dienstag, den 5. Juli, Dienstag, den 19. Juli; Krammarkt: Montag, den 29. August; Kram-, Zucht- und Schlachtviehmarkt: Dienstag, den 30. August; Zucht- und Schlachtviehmarkt: Dienstag, den 4. Oktober, Dienstag, den 25. Oktober, Dienstag, den 8. November, Dienstag, den 6. Dezember; Schlachtviehmarkt: Dienstag jeder Woche; Ferkelmarkt: Freitag jeder Woche; Wochenmarkt: Dienstag und Freitag jeder Woche; Pferde- und Fohlenmarkt mit Prämienschau: jährlich einmal, Tag noch unbekannt.

Saarwellingen: Wochenmarkt: Samstag jeder Woche.

Ueberherrn (Einselerhof): Krammarkt: Samstag, den 14. Mai.

Kreis Merzig.

Merzig: Rindvieh- und Schweinemarkt: Dienstag, den 22. März, Dienstag, den 10. Mai; Krammarkt: Montag, den 13. Juni; Kram-, Rindvieh- und Schweinemarkt: Dienstag, den 14. Juni; Rindvieh- und Schweinemarkt: Dienstag, den 2. August, Dienstag, den 11. Oktober; Krammarkt: Montag, den 5. Dezember; Kram-, Rindvieh- und Schweinemarkt: Dienstag, den 6. Dezember; Wochenmarkt: Dienstag jeder Woche, Wochen- und Schweinemarkt: Freitag jeder Woche.

Mettlach: Wochenmarkt: Mittwoch und Samstag jeder Woche.

Kreis Ottweiler.

Dirmingen: Kram-, Rindvieh- und Schweinemarkt: Dienstag, den 9. Februar.

Elversberg: Krammarkt: In den Monaten Januar, April, Juli und Oktober an jedem Donnerstag nach der Hauptlöhnung der Bergleute; Wochenmarkt: Donnerstag jeder Woche.

Heiligenwald: Wochenmarkt: Dienstag und Freitag jeder Woche.

Illingen: Kram- und Viehmarkt: Dienstag, den 8. März; Kram-, Rindvieh- und Schweinemarkt: Dienstag, den 7. Juni; Kram- und Schweinemarkt: Donnerstag, den 8. September; Kram-, Rindvieh- und Schweinemarkt: Donnerstag, den 3. November; Wochenmarkt: Montag und Donnerstag jeder Woche.

Merchweiler: Wochenmarkt: Dienstag und Freitag jeder Woche.

Neunkirchen: Schlachtviehmarkt: Montag jeder Woche; Ferkel- und Läufermarkt: Dienstag jeder Woche; Wochenmarkt: An allen Wochentagen außer Montag.

Ottweiler: Rindvieh- und Schweinemarkt: Mittwoch, den 13. Januar, Mittwoch, den 10. Februar, Mittwoch, den 23. März, Mittwoch, den 13. April, Mittwoch, den 11. Mai, Mittwoch, den 8. Juni, Mittwoch, den 13. Juli, Mittwoch, den 10. August; Kram-, Rindvieh- und Schweinemarkt: Dienstag, den 27. September; Rindvieh- und Schweinemarkt: Mittwoch, den 26. Oktober; Kram-, Rindvieh- und Schweinemarkt: Mittwoch, den 23. November; Rindvieh- und Schweinemarkt: Mittwoch, den 14. Dezember; Wochenmarkt: Mittwoch und Samstag jeder Woche.

Schiffweiler: Wochenmarkt: Mittwoch jeder Woche.

Spiesen: Wochenmarkt: Freitag jeder Woche.

Tholey: Rindviehmarkt: Donnerstag, den 4. Februar, Mittwoch, den 4. Mai; Krammarkt: Freitag, den 20. Mai; Rindviehmarkt: Mittwoch, den 1. Juni, Mittwoch, den 6. Juli, Mittwoch, den 3. August, Mittwoch, den 7. September.

Wellesweiler: Wochenmarkt: Samstag jeder Woche.

Wemmetsweiler: Wochenmarkt: Mittwoch und Samstag jeder Woche.

Wiebelskirchen: Krammarkt: Sonntag, den 18. September, Montag, den 19. September; Wochenmarkt: Mittwoch und Samstag jeder Woche.

Kreis St. Wendel.

St. Wendel: Kram- und Viehmarkt: Donnerstag, den 4. Februar, Donnerstag, den 17. März, Mittwoch, den 18. Mai, Donnerstag, den 21. Juli; Fohlenmarkt: Donnerstag, den 11. August; Viehprämienmarkt: Donnerstag, den 1. September; Kram- und Viehmarkt, verbunden mit Prämierung: Dienstag, den 25. Oktober; Viehmarkt: Donnerstag, den 3. November; Kram- und Viehmarkt: Donnerstag, den 1. Dezember; Viehmarkt: Jeden ersten und dritten Donnerstag im Monat; Wochenmarkt: Montag jeder Woche; Schweine-, Frucht- und Wochenmarkt: Donnerstag jeder Woche.

Bezirk St. Ingbert.

Blieskastel: Krammarkt: Montag, den 5. September; Wochenmarkt: Dienstag jeder Woche; Wochen- und Ferkelmarkt: Samstag jeder Woche.

Ensheim: Spiel- und Zuckerwarenmarkt: Sonntag, den 26. Juni, Montag, den 27. Juni.

Eschringen: Spiel- und Zuckerwarenmarkt: Sonntag, den 7. August.

Gersheim: Schweinemarkt: An jedem ersten und dritten Montag im Monat; Rindviehmarkt: Montag, den 4. Januar, Montag, den 4. April, Montag, den 4. Juli, Montag, den 3. Oktober.

Lautzkirchen: Obst- und Gemüsemarkt: In der Zeit vom 1. August bis 10. Oktober jeden Montag, Mittwoch und Freitag.

Schnappach: Krammarkt: Sonntag, den 21. August, Montag, den 22. August.

St. Ingbert: Krammarkt: Montag, den 8. Februar, Montag, den 21. März, Montag, den 20. Juni, Sonntag, den 13. November, Montag, den 14. November; Wochenmarkt: Mittwoch und Samstag jeder Woche.

Bezirk Homburg.

Erbach: Wochenmarkt: Dienstag und Freitag jeder Woche.

Homburg: Krammarkt: Montag, den 12. September, Wochenmarkt: Dienstag und Freitag jeder Woche.

Mittelbexbach: Krammarkt: Sonntag, den 13. März, Montag, den 16. Mai, Sonntag, den 31. Juli, Sonntag, den 18. September; Wochenmarkt: Samstag jeder Woche.

Die Photos zu den Abbildungen lieferte **Max Wentz.** — Die Zeichnungen fertigte **W. Schaaf** an. Die Zeichnung des Umschlages wurde in unserem graphischen Atelier von **Toni Zepf** besorgt.

Zur Beachtung

für die Leser und Freunde des Saarkalenders.

An den Verlag Gebr. Hofer A.-G., wie an den Herausgeber werden häufig Anfragen und Bitten um Lieferung älterer Jahrgänge des Saarkalenders gerichtet.

Mit Ausnahme der Jahrgänge 1923 und 1926 sind noch alle Kalender einzeln lieferbar. Wir haben nur noch sehr geringe Bestände von den übrigen Jahrgängen, sodaß alle diejenigen, die ihre Saarkalendersammlung vollständig haben, oder ergänzen wollen, unverzüglich bestellen müssen.

In keiner Familie dürfen diese volkstümlichen, einzigartigen Schriften über Volk und Leben im westlichen Randgebiet unvollständig bleiben, denn sie werden unseren Nachkommen ein lebensvolles Bild unserer Leidenszeit und unserer Stimmung überliefern und für alle Zeiten der Haltung unserer Generation einen Ehrenplatz sichern.

Verlag Gebr. Hofer A.-G., Saarbrücken.

Schlußwort

Von A. Z.

„Denk' ich an Deutschland bei der Nacht,
so ist mein Schlaf dahin."
Heinrich Heine (Reisebilder)

„Germania", das alte, in vielen Stürmen erprobte Staatsschiff, ist durch harte Unwetter in Seenot geraten. Umstarrt von Klippen, stampft und schlingert es in dem hohen Wellengang, den Sturzseen hilflos preisgegeben. Seine S. O. S. - Rufe werden gehört. Sternenbanner und Union Jack tauchen auf, zur Hilfe bereit, aber ein Panzer unter blau-weiß-roter Trikolore verlegt ihnen durch geschicktes Manövrieren den Weg. Haß, Trug und brutale Gewalt der sog. „heiligen Verträge" fordern für die stets schwindelvolle Friedens- und Freiheitsflagge den Schiffbruch der „Germania", sie soll nie mehr in ruhiges Fahrwasser gelangen. „Alle Mann an Deck!" erschallt das Kommando in höchster Gefahr und schreckt die Besatzung des mit Sturm und Wogendrang kämpfenden Schiffes auf. Alle sind in wirrem Durcheinander, mit Rat ist sofort jeder bei der Hand, wo doch nur kraftvolles, einheitliches Handeln die Rettung verbürgt. Durch die zerrissenen Segel heult der Orkan und in ihm schreit die Not den Zagenden zu: Denkt der Helden grauer Sagen, einig seid auf rauhem Pfad, jenem einzigen, ewig rechten Weg der Ehre und der Tat. Ruht nicht Kraft in eurem Schoße, die Verlornes wiederbringt? Vaterland, das ist das Große, das die Schande niederzwingt. Auf, daß unser Reich gesunde, ringet um das höchste Gut, alle ruft des Schicksals Stunde zu der Einheit Flammenglut.

Laßt uns heute nicht streiten, woher das Unglück und wie es kam, ob Young-Tribute, gekündigte kurzfristige Kredite oder Bonzenwirtschaft uns zum Weißbluten gebracht. Jetzt heißt es, nach der allen nunmehr klaren Erkenntnis des Vampirs aus dem Nachbarlande, in der verzweifelten Lage den Zank der Parteien auszugleichen oder doch im Hinblick auf das Unglück des Ganzen durch Waffenstillstand einzudämmen. Er soll nicht mehr gelten der Spruch der Sprüche: ob's in den tiefsten Dreck uns treibt, geh' auch alles in die Brüche, wenn die Partei nur oben bleibt. Betrüblich steht heute alles da, keinen Heller in der Tasche, und die Frau Germania klagt in Sack und Asche. Woher Hilfe in dem Finanz- und Wirtschaftselend? Konferenzen mit sieben Hauptmächten zogen hin und her, von Paris nach London usw., aber sie brachten nur Resolutionen und Kommissionen, doch keinen Pfennig Geld. Es ist eben im Leben der Völker um keinen Deut anders als im Daseinskampf des Einzelnen. Es fühlt kein Staat die Retterpflicht und die Moral von der Geschicht:

Zuerst hilf selbst dir, lieber Christ,
Das ist uralter Brauch,
Und wenn du wieder oben bist,
Dann helfen wir dir auch.

Es ist und bleibt der Weisheit Rest, wie auch die Würfel rollen, die eigne Kraft bleibt stets das Best', laß andre machen, was sie wollen. Ach, daß man uns gewogen bliebe, was taten wir nicht alles schon, wir bettelten um Gunst und Liebe, und jede Antwort war nur Hohn. Immer doch nur blauer Dunst, Michel wurde stets

lackiert, von echter welscher Heuchelkunst eingeseift und angeschmiert. Sie steht als Shylock stets bereit und wetzet schon das Messer, ihr Vorbild in der alten Zeit verstand es auch nicht besser.

Wenn heut' in uns das Herz nicht spricht, laßt sprechen den Verstand, eh' fremder Pflug die Scholle bricht und nimmt uns Brot und Land. Vertraue, Deutscher, dir allein, was aus der Not empor dich reißt, soll unser aller Glaube sein: Weit über Staub und Alltag weist und wird vom Elend uns befrei'n der deutschen Einheit, Kraft und Geist und ihre Tat allein.

Wie einen günstigen Glockenschlag der Weltgeschichte empfand Frankreich der „Saar" gegenüber die deutsche Bedrängnis. Wir, im Aufstieg und Niedergang unlösbar mit dem Reich verbunden, gequält und bedrückt durch fremde Fron, leiden heute bitter geistig und wirtschaftlich. Unbarmherzig riß das Elend schon Tausende ins Verderben. Aber Frankreichs letzte engstirnige Haltung gegen das Reich hat nunmehr auch bei uns den wenigen Ewigblinden den Star gestochen und sie sehend gemacht. Es ist hier die Kraft, die das Böse will und das Gute schafft. Die Stunde erscheint ihr günstig, und so hörten wir vom Westen her in all den Jammer hinein das schmetternde Signal zu neuem Angriff auf die heißbegehrte Grenzfeste. Sie wird wieder aufs heftigste berannt mit allen Waffen der Gewalt und der List, die bisher an dem Hagentrotz und einem unbeugsamen Volksbewußtsein zerschellt sind.

In der Heimat steht jedoch ungebrochen zu unserem Glück die Einheitsfront, die Zurückstellung der Parteiwünsche auf die große deutsche Linie. So war es, ist's und wird es bleiben. Wir gedenken des Freiherrn vom Stein, dessen Grabmal die Worte schmücken: „Demütig vor Gott, hochherzig gegen Menschen, der Lüge und des Unrechts Feind, hochbegabt in Pflicht und Treu, unerschütterlich in Acht und Bann, des gebeugten Vaterlandes ungebeugter Sohn." Aus solchem Ideal sprießt wohl die Saat, aus der geheimnisvoll uns quillt des Lebens Born, der Geist, der uns einst bringen soll des deutschen Feldes reiches Korn.

Und dieser Geist, von uns erwählt,
Wir werden ihn in Ehren halten;
Durch hundertfaches Leid gestählt,
Soll keine List den Sinn uns spalten.
So kehren zu der Mutter wir,
Sie wird mit tränenfeuchten Wangen
Ihr Schmerzenskind, das Saarrevier,
Zu neuem deutschem Glück umfangen.

Eine Belohnung für Fuchs-, Marder-, Iltis-, Maulwurf- und Fischfänger. Schreiben Sie heute noch eine Postkarte an die Firma Kieferle, Randegg 924 in Baden. Sie erhalten dort geheime Fanglehren und Fängerkniffe völlig kostenlos und unverbindlich. Auch für Anfänger äußerst wertvoll, alles staunt.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
„Ehre, Freiheit, Vaterland" von A. Z.	3
Geleitwort von Dr. Horion, Landeshauptmann der Rheinprovinz	4
Saarl. Monatsmerkworte von A. Z.	9—31
Gedichte im Kalendarium von Fr. Thamerus, Julian Will, Albert Korn, Claus Schmauch, Joh. Mang und A. Z.	9—31
Völklinger Bauernrevolte von Walter Henne	33—41
Der saarländ. Bergmannsbauer von Cl. Schmauch	41—43
's Saarbrigger Herz, Lied von Fr. Schön	44
Vor hundert Jahren, Wie Saarbrücken zum Landgerichtssitz kam von A. Z.	45—53
Unter dem Taktstock Lothar Ströbes von Seedorf	54—57
Der Schorsch un die Deiwelin, Saarbrücker Fastnachtserlebnis	57—61
Das alte Rathaus von C. Schumann	61—63
Bilder vom Leben am Saarbrücker Fürstenhof	63—67
Der „Brockelhawe" von Dr. Osk. Barth, Gotha	67—68
Anno 1865 von A. Z.	68—73
Die alt' Denig's von C. Schumann	74—76
Mein Schicksal, Bergmannslos an der Saar	76—78
Der schwarz' Domino von Liesbet Dill	78—82
Jugenderinnerungen an den Schloßplatz von Marie Prietze	82—83
Maybach, Erlebtes und Erschautes von G. Klein	84—88
Die Schatzgräber vom Litremont von Claus Schmauch	89
Wo sind im Saargebiet französische Schulen? Wie sehen sie aus?	90
Der Bahnschutz rückt ab von G. Klein	91
Ein langer Sonntag von C. Schumann	92—94
Saarlands Deutschgesinnung im Vormärz von A. Z.	94—95
Die ersten Vorläufer der deutschen Bauernbefreiung von Dr. Oskar Barth, Gotha	96—97
Gedichte, Sinnsprüche, Betrachtungen	98
Eine schön überzuckerte, bittere Pille	99
Zeittafel zur Geschichte des Saargebietes vom 1. August 1930 bis 30. Juli 1931	100—111
Zur 11. Tagung des Bundes der Saarvereine von A. Z.	113—114
Aus der guten alten Zeit	114
Das „merkwürdige" Frankfurt	114
Das Kriegerehrenmal auf dem Schaumberg	115
Zwei franz. Urteile über das Saargebiet	115
Saarl. Stimmen zur politischen Situation	116
Zur Saarbrücker Wirtschaftsgeschichte	116
Deutsche Sinnsprüche	117
Dr. Pustkuchen, der treue Deutsche von A. Z.	118—119
Alt-St. Wendel von R. Rudolf Rehánek	119—120
Abendlied von C. Schumann	120
Ruine in der Saargroßstadt von Walter Henne	121
Aus der Geschichte einer saarl. Musikerfamilie von A. Z.	123—124
Mundartgedichte von W. H.	124
Des Saarkalenders Witzecke:	
Die Setzwaage von Joh. Mang	126
Der Gutschein	127—128
Mundartgedichte — Sinnsprüche	128
Philipp Jakob Pistorius von A. Z.	129—133
Rezepte vom Hülzweiler Hufschmied von Cl. Sch.	133—134
Ein Pfingstmorgen	136—137
Saarl. Anekdoten und Witze	138—152
Marktverzeichnis	153—154
Schlußwort von A. Z.	155—156

Sie hat recht. Ein Mädchen spricht über ihr drittes uneheliches Kind mit dem Beamten. „Warum heiraten Sie denn den Vater Ihrer Kinder nicht?“ fragt der Beamte. „Nein“, antwortet sie, „ich kann den Kerl nicht ausstehen.“

ARNOTH
&BÄCKER
EISENKONSTRUKTIONEN
HEBEZEUGE
TRANSPORT
-ANLAGEN
AUFZÜGE

SAARBRÜCKEN-BURBACH

Man muß sich zu helfen wissen. Ein junger Mann, der seine Abende gerne in lustiger Gesellschaft am Wirtstisch zubrachte, hatte darüber stets Krach mit seiner alten Dame. Eines Tages kam ihm ein rettender Gedanke. Er sagt jedesmal, wenn er nach langer Sitzung glücklich wieder vor der Haustüre steht, laut und kraftvoll: „Schlafen Sie wohl, Herr Pastor, gute Nacht, Herr Pastor!" Seitdem herrscht wieder Glück und Friede im Wigwam.

M. Hartfuss

Eisenbauwerkstätte

Saarbrücken-Güdingen

Telephon: 1698

Bauarbeiten
jeglicher Art.

Eisenkonstruktion
nach einges. Zeichnungen
und eigenen Entwürfen.

Blecharbeiten
Wasserbehälter, Silos u.s.w.

Massenartikel
für Gruben-u. Hüttenbedarf.

Trinkt

das gute

Karlsberg-Bräu

Vergeblich. „Ich muß Sie darauf aufmerksam machen," sagt eine Hausdame in D. zum neuen Dienstmädchen, „daß wir Vegetarier sind! Hoffentlich gelingt es uns, Sie auch zu bekehren." „Nee, Madame, nie, ich bin und bleib evangelisch."

WIR KAUFEN

nur noch
Bonbons, Schokoladen- und Zuckerwaren, Dragées, Oster- u. Weihnachtsartikel-Spezialitäten und Neuheiten aller Art in der Zuckerwarenfabrik „Lehnerol"

KARL N. LEHNEN
SAARBRÜCKEN 1
Im Wittum 1 Telephon 1858

FRIEDRICH SCHMIDT & Co.
(Inh. Friedrich u. Ad. Heinrich Schmidt)
SAARBRÜCKEN 1
Göbenstraße 17
Gegründet 1867 • Fernruf 910

Stukkatur-, Gips- und Verputzgeschäft

FSCo

Werkstätte für vornehme Stuckdekorationen nach gegebenen u. eigenen Entwürfen in allen Stilarten

Gipser-, Verputz- und Rabitzarbeiten in allen Techniken

Leichte Zwischenwände aus Gips- u. Zementdielen

Verkauf von Baumaterialien
Gips für zahntechnische Zwecke

HEINRICH SCHNEIDER

SAARBRÜCKEN 1
Eisenbahnstr. 20 • Telephon 3687

SPEZIAL-GESCHÄFT FÜR
GLAS-, PORZELLAN-, STEINGUT- UND HAUSHALTUNGS-ARTIKEL
Besonders vorteilhafte Bezugsquelle für Wirte, Händler und Wiederverkäufer